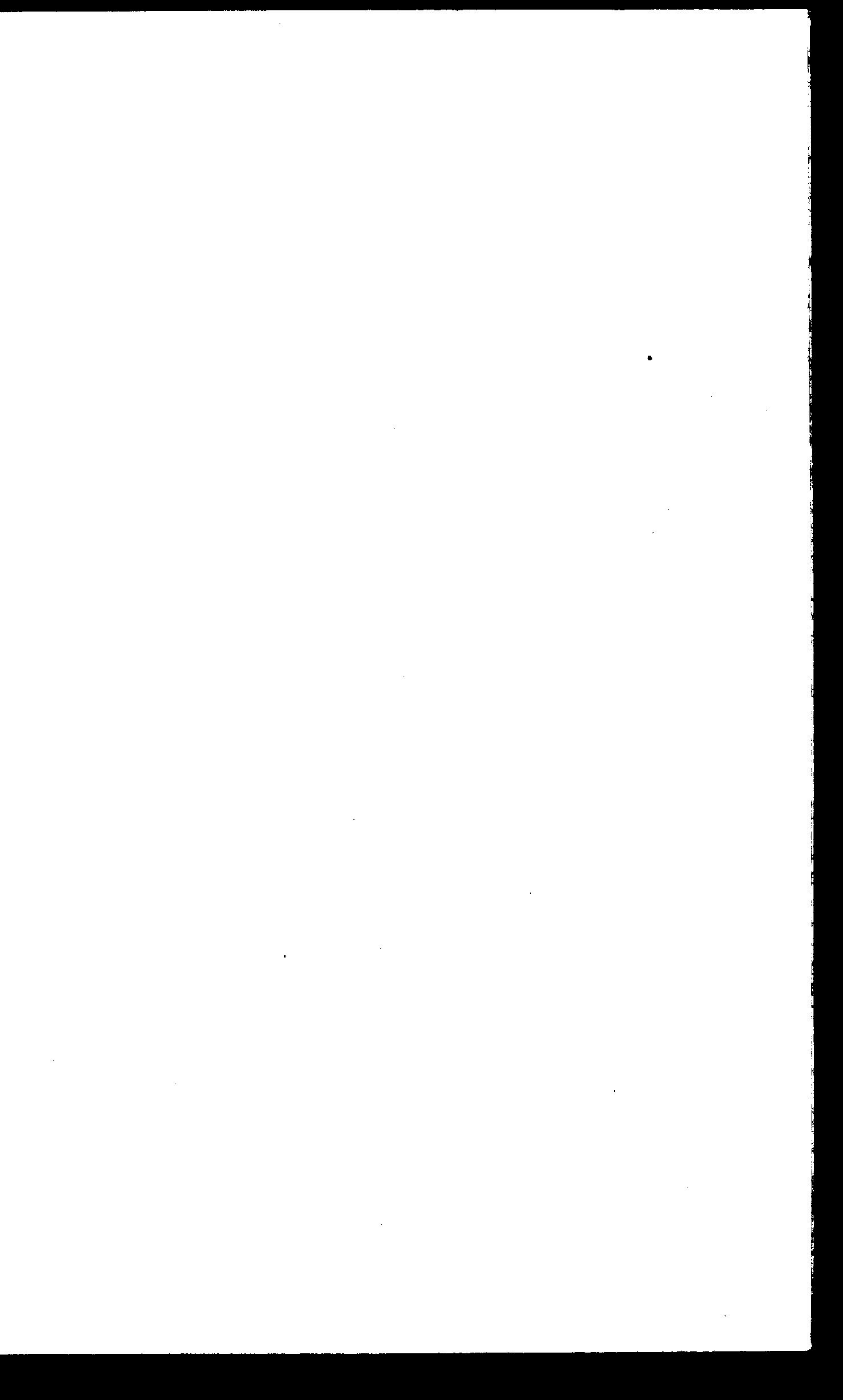


SCHULTZE-
PFAELZER

Das
Jesuiten-
buch





Gerhard Schultze-Pfaelzer / Das Jesuiten-Buch

Herm. Klipp.

Das Jesuiten-Buch

Weltgeschichte eines falschen Priestertums

von

Gerhard Schultze-Pfaelzer

9.—11. Tausend

Brunnen-Verlag / Willi Bischoff / Berlin

Alle Rechte vom Verlag gewahrt / Printed in Germany
Copyright 1936 by Brunnen-Verlag / Willi Bischoff Berlin
Druck: Bibliographisches Institut AG., Leipzig

„Und wie steht's mit den Jesuiten?"

Wissen Sie noch, Kamerad, wie wir uns zum ersten Male begegneten? Die Gedankensegler, die wir damals kreuzen ließen, sind vor Anker gegangen. Wir haben kein Logbuch unserer geistigen Fahrt geführt, warum sollten wir uns auch so wichtig machen! Unsre Fracht aber wog als Lebensgut schwer, ich wollte sie hinterher noch genauer sichten. So ist zuletzt dies Buch entstanden.

Ehe ich nun der Reihe nach auspacke, wollen wir uns ein wenig erinnern. Wo begann unsere Ausreise? Wir denken so gern zurück, denn es war kurz nach dem Siege des deutschen Gewissens im Saargebiet, an einem Abend im Januar 1935. Während das winterliche Dorf schon schlafen ging, hockten wir in der Schulstube auf den Kinderbänken, um das große Zeitgeschehen nachzuerleben. Wir hatten die glückliche Heimkehr unserer Volksbrüder an der Saar in schöner Hochstimmung begangen. Jetzt sollte ich von der unerfreulichen Kehrseite des Kampfes um den deutschen Grenzgau sprechen, und ich bemühte mich, jene internationalen Kräfte zu schildern, die immer wieder das natürliche Eigenleben der Völker stören wollen.

Auch an der Saar hatten wir solche Wühlarbeit volksfremder Geister beobachtet. Die Anschläge waren Gott sei Dank schmählich gescheitert. Die Deutschen, die dort seit alters zu Hause sind, hatten schlicht und klar ihren Wil-

len kundgetan: das Vaterland, im Reiche geeint, ist das Höchste. Aber es gibt auch innerhalb der Volksgrenzen allerlei Gruppen von Leuten, die ihre Wunschbilder außerhalb suchen. Sie jagen volklosen, überstaatlichen Einbildungen nach, sie wollen der Nation das Recht zur Selbstbestimmung rauben. Wenn ein Vollblutfranzose bei einem Grenzstreit für Frankreich stimmt, so tut er damit seine Pflicht. Wenn aber versprengte Prinzipienreiter einen künstlichen Status aufrichten wollen, muß sich die Volksnatur dagegen zur Wehr setzen. Die internationalen Freibeuter schädigen heute die eine Nation und morgen die andere. Sie gefährden den Frieden zwischen den organischen Gebilden, sie können nur der Verwirrung dienen, denn Gestaltung ist den Hirnen ohne feste Erdwurzeln versagt.

Sie pflegen sich sehr menschenfreundlich zu tarnen, diese dürren Figuranten! Sie putzen ihre grauen Dogmen blumig heraus. Ich nahm die einzelnen Masken aus den historischen Kostümschränken und hielt sie Ihnen zu genauerer Betrachtung hin. Da stellten sich die Grimassenschneider des Proletkults und des feudalen Hochmuts vor, die Phantasten der Humanität, die Akrobaten des Denkens, die weltbürgerlichen Geldsäcke, die Rassenpanscher ohne Ehrfurcht vor dem Blut. Wir kamen auf Marxisten, Freimaurer und Juden zu sprechen. Ich schilderte die Typen der Spekulanten und der schwärmenden Aufrührer, die am liebsten dort auf Fischfang gehen, wo Völker eine schwere Krisis durchleiden.

*

„Wenn einer noch Fragen hat, bitte" — sagte ich abschließend. Und jemand rief mir zu: „Wie steht's denn eigentlich mit den Jesuiten?" Das waren Sie, Kamerad! Ihnen verdanke ich damit den ersten Anstoß zu dem Buche, das jetzt vor Ihnen liegt. Die Jesuiten hatte ich in meinem

Vortrag nicht erwähnt, nicht etwa aus Unkenntnis oder Vergeßlichkeit, sondern ich wollte jeden Anlaß zu religiösem Streit vermeiden. Zwischen katholischem Glauben und jesuitischem Unwesen einen gerechten Trennungsstrich zu ziehen, schien mir besonders schwer.

Die römische Kirche hat nämlich die berüchtigten Unternehmungen des Jesuitenordens fast immer gedeckt, sie hat den gefährlichen Orden nur einmal unter dem Druck der Nationen fallen lassen. Die katholischen Völker wandten sich freilich oft genug gegen die jesuitischen Umtriebe und zeigten damit, daß ein katholischer Christ noch kein „Jesuiter" zu sein braucht. Auch im Saargebiet hatten sich ja die deutschen Katholiken treu zum Reiche bekannt. Die Gläubigen des römischen Kultus erregen sich leicht, wenn man das Jesuitentum, diesen wundesten Punkt ihrer Kirchengeschichte, berührt. Hier lauert das Fieber des „politischen Christentums", hier tritt die Religion über das religiöse Bedürfnis hinaus und quält die Seelen der Völker. Darf man eine Religion für den Mißbrauch verantwortlich machen, der mit ihrem Glauben getrieben wird? Eine ungeheuer schwierige Frage.

Das alles ging mir damals durch den Kopf, als Sie, mein Kamerad, plötzlich wissen wollten, wie's mit den Jesuiten stünde. „Von denen könnte ich Ihnen bis morgen früh die spannendsten Geschichten erzählen", gab ich Ihnen zur Antwort, doch ich fügte hinzu, warum ich Bedenken hätte. Bei dem Kapitel Jesuiten müsse man den Tatbestand sorgfältig prüfen, damit die Anschuldigungen auch wirklich ins Schwarze träfen. Also vielleicht später einmal, für heute möchte genügen, daß wir die Jesuiten ganz gewiß nicht zu unsern Freunden zu zählen hätten.

In Ihrem jungen, frischen Gesicht, Kamerad, las ich Unwillen über meine Vorsicht. Sie dachten wohl, so sind diese Akademiker, vor lauter Vielwisserei können die nicht mit

der Sprache rausrücken. Schon standen Sie vor mir. Ihr Blick traf mich wie ein Speer, und ich hörte Ihre schroffen Worte: „Wenn die Jesuiten unsere Feinde sind, dann brauchen wir nicht drum rum zu reden, dann behandeln wir sie auch so!" Damit hatten Sie meinen männlichen Beifall, auch wenn es mir selbst nach meinem Herkommen nicht lag, in dem schwierigen Vorstellungsbereich des Religiösen diese soldatische Kürze anzuwenden. So drehte ich den Spieß einfach um und fragte, was Sie vom Jesuitentum wüßten. Und Sie schossen wie aus der Pistole: „Die Jesuiten, das sind die Pfaffen, die ihre schwarzen Geschäfte meinen, wenn sie vom Willen Gottes predigen."

Das war grobes Kaliber, aber Sie hatten nicht schlecht gezielt. Ihr Instinkt traf wirklich in ein Zentrum der Ordenslehre, denn ein berühmter Jesuitensatz lautet: „Wir müssen unsern Willen zu dem Willen Gottes umbilden." Und das haben nicht nur Sie, Kamerad, sondern auch vorsichtige Theologen für eine Anmaßung erklärt. Denn von hier aus ist nur ein kleiner Schritt zu der wahnwitzigen Behauptung: Was wir wollen, ist Gottes Wille, und wer etwas anderes will, ist verflucht. Damit würde dieser geistliche Orden den Anspruch erheben, die Völker hätten seinem Willen untertan zu sein, und versucht hat er das oft. Zwar wurde auch in der Jesuitenküche nicht ganz so heiß gegessen wie gekocht, aber wie viele ihrer Kostgänger haben sich den Schlund verbrannt!

*

Wir befanden uns also schon mitten im Gefecht. Sie hatten den Kampf gegen die „schwarzen Husaren Roms", wie man die Gesellschaft Jesu nannte, schneidig aufgenommen. Auf mich wirkte Ihr Vorstoß befreiend, und ich ließ mich mitreißen. Ich erzählte allerlei tolle Stückchen aus ihrem

pfäffischen Heldenleben; wie sie einen mönchischen Hochstapler zum Zaren von Rußland machten, wie sie den Kaiser von China mit der Nichte des Papstes verheiraten wollten, wie sie mit den Indianern das Kriegsbeil ausgruben, wie sie einen kommunistischen Operettenstaat in Südamerika gründeten. Wir folgten ihnen in die Boudoirs der französischen Königsliebchen und auch an den vergoldeten Wiener Beichtstuhl, in dem sie das Unheil des Dreißigjährigen Krieges heraufbeschworen.

Ja, da staunten Sie! Später versicherten Sie mir, zunächst nur von der Kanzelhetze dieser schlimmen Väter gewußt zu haben, wie sie auch heute noch manche Kaplane nicht lassen können. Das hatte Ihnen schon durchaus genügt, und mit Recht. Nach ein paar Tagen drückten Sie mir rückblickend Ihre Verblüffung aus. „Wie konnten sich Menschen mit gesunden Sinnen jahrhundertelang solchen Schwindel gefallen lassen!" Ich antwortete Ihnen: „Die Menschen haben doch nicht immer so gefühlt wie ein fünfundzwanzigjähriger Deutscher von heute. Alles, was mit der Religion zusammenhing, übte, je weiter die Zeitalter zurückliegen, eine mehr und mehr umfassende Herrschaft aus. Im Mittelalter sahen die Menschen in der Religion die höchste Summe ihres Schicksals und maßen den irdischen Vorgängen nur eine untergeordnete Bedeutung bei. Dann begannen sich Gottesreich und weltliche Lebensaufgaben allmählich schärfer zu scheiden. Die Trennung vollzog sich zunächst in wilden Kulturgewittern. Hie Sünde — hie Seligkeit! Welcher Gnaden bedarf man? Wie finde ich den Weg zu Gott? Damit rangen Priester und Laien in heißer Leidenschaft. Als man in religiösen Dingen immer toleranter wurde, schien die Kirche nur noch eine öffentliche Einrichtung wie andere auch zu sein, man hatte ihr das Ressort der Seelentröstung und der Säuberung der Gewissen gelassen. Die Sehnsucht, Gottes allmächtige Hand auch im

Diesseits zu spüren, brach immer wieder durch. Wenn dann die Bußprediger den Heilssuchern eine kirchlich bewachte Lebensführung befahlen, wurden sie leicht in die Politik verschlagen, und das gab meistens ein Unglück."

*

Nun entspann sich zwischen uns etwa folgender Dialog, bei dessen Aufzeichnung ich der Übersicht wegen unsere langwierigen Gespräche zusammenziehe. Sie sagten: „Was geht es uns an, daß sich die Leute früher zu Sklaven des Betschemels machen ließen."

Darauf ich: „Wir dürfen uns nicht damit begnügen, den pfäffischen Schlagworten nur einen andern Kampfruf entgegenzusetzen. Unser Gegenwille muß aus der Tiefe der Anschauung schöpfen. In weltlichen Dingen reicht die zeitgenössische Überzeugung als Maßstab aus, in religiösen haben wir nicht einfach fremde Vorstellungen abzutun. Was Sie einen unbegreiflichen Schwindel nannten, war den Gläubigen heiliger Ernst."

Sie: „Aber die Jesuiten haben doch Gott nur als Vorwand benutzt."

Ich: „Gott hat sich diese Priester nicht erwählt, sie haben ihn für ihre Ziele beschlagnahmt. Aber sie glaubten auch an das Heilbringende ihrer bösen Taten."

Sie: „Wenn ihre Ziele schwindlerisch waren, mußte Gott sie entlarven."

Ich: „Das hat er getan, er hat sie verworfen, indem er ihnen den entscheidenden Sieg versagte. Sehen wir uns ihre Ziele genauer an: Die Jesuiten wollten, als die römische Oberherrschaft über die Christen ins Wanken geriet, die totale Machthoheit der katholischen Religion wiederherstellen. Die Menschen sollten sich aufs neue mit ihrem ganzen Dasein dem Spruch des höchsten Priesters beugen. Auch die Politik, der irdische Häuserbau der Gemeinschaften, sollte

wieder wie einst der Zensur der Kirche, der Segnung oder Verfluchung durch den vermeintlichen Beauftragten Christi unterworfen sein. Wurde dieser nach rückwärts gerichtete Plan nicht in seiner Ganzheit erreicht, so war er total gescheitert. Und er blieb im ganzen ein vergebliches Unterfangen, die selbstbewußte Menschheit wollte sich nicht mehr in die alte Kirchenbindung fügen."

Sie: „Demnach waren die Jesuiten Reaktionäre."

Ich: „Besser gesagt, Gegenrevolutionäre. Unter einer Gegenrevolution verstehe ich dies: Eine revolutionäre Bewegung hat das Lebensgefüge verändert, und die Anhänger des früheren Zustandes suchen jetzt die alten Verhältnisse wieder zu erzwingen, indem sie sich sogar den Kampfmitteln der Revolutionäre anpassen. Bloße Reaktionäre lernen nichts zu, ihre Opposition träumt nur von den vergangenen Zeiten, sie sind die Schlafmützen der Geschichte. Die Gegenrevolutionäre haben mit scharfen Augen die Methoden des Feindes, seine Stärken und Schwächen erspäht, sie arbeiten mit vielen Listen, und ihre Aktionen wirken so unaufrichtig, weil Mittel und Zwecke einander nicht entsprechen."

Sie: „Aha! Darum erfanden die Jesuiten also den Satz ‚Der Zweck heiligt das Mittel'."

Ich: „Das Wort stammt zwar nicht von den Jesuiten, und es war ihnen immer höchst unangenehm, die Väter dieser alarmierenden These genannt zu werden, aber sie haben tausendfach danach gehandelt. Der Gedanke ist rein weltlichen Ursprungs und zuerst von dem revolutionären Renaissancepolitiker Macchiavelli in Umlauf gesetzt. Der Jesuitenorden entstand ein paar Jahre später. Sie sehen also auch an diesem Beispiel, wie sich die Jesuiten das Ideengut aneigneten, das zur Revolution der großen Verweltlichung gehört. Macchiavelli verkündete nur das Wesen der modernen Politik: das Staatswohl geht über alles. Man muß, um das nationale Glücksziel zu erreichen, nötigenfalls

auch brutale und krummwegige Mittel gebrauchen. Eine solche Praxis entspricht der irdischen Wirklichkeit und ihren Bedürfnissen, aber sie ist unchristlich und im Sinne des katholischen Glaubens eine Sünde. Wenn nun die gegenrevolutionären Kämpfer für die altdogmatische Kirchenvormacht mit unchristlichen, mit ‚sündigen' Methoden operieren, so empfinden wir das als Heuchelei und nennen es scheinheilig."

Sie: „Da haben wir ja den politischen Priester, den Pfaffen, der mit heiligem Augenaufschlag sich die Macht auf Erden erschleichen will. Ich habe von vornherein recht gehabt, und Ihre Zurückhaltung war überflüssig."

Ich: „Gewiß hatten Sie recht, aber Sie sollten wissen, warum Sie recht haben. Noch möchte ich Sie dem Bekehrungseifer eines Jesuiten nicht ausliefern, er würde Ihnen arg zusetzen."

Sie: „Was würde er mir schon vorreden können!"

Ich: „Er würde erst einmal alles zugeben, was wir beide jetzt gegen das Jesuitentum vorgebracht haben. Dann würde er Sie ausfragen nach allem, was Sie über Gott und die Welt in dieser und jener Hinsicht fühlen und denken. Bald würde Ihnen der Kopf rauchen, und Sie müßten sich eingestehen, von Gott und der Ewigkeit keine sichere Vorstellung zu haben. Ihnen wäre elend zumute, Sie würden verzagt, vielleicht zerknirscht sein und sich nach einem festen Halt sehnen. Dann aber würde der Jesuit mit seinem überlegenen, durch lange Exerzitien geschulten Willen auf Ihre zermürbte Seele eindringen, er würde Ihnen suggerieren, daß Sie das Leben aus einer falschen, weil irdisch vergänglichen Perspektive betrachten, daß Sie aber durch ‚heiligen Vorsatz' eine freie und feste Haltung erwerben könnten, die Sie über die ‚armseligen Zufälle' des Daseins hinaushebt und mit dem ewigen Heil verbindet. Lachen Sie nicht! Die Jesuiten haben Männer auf den höchsten irdischen Blick-

warten überrumpelt, Könige, Feldherren, Staatsmänner, die sich zunächst alle sehr selbstsicher vorkamen."

Sie: „Aber zuletzt haben sie doch überall einen Fußtritt bekommen."

Ich: „Meistens! Gott sei Dank! Dann hatten sie freilich schon viel Verwirrung und Schaden gestiftet."

Sie: „Die ‚armseligen Zufälle' sind natürlich die Staatsordnungen, die den Jesuiten nicht gefallen. Und der ‚heilige Vorsatz' soll die Aufsässigkeit gegen die Gebote der irdischen Macht sein. Das durchschaut man ja sofort."

Ich: „Nein, das durchschaut man nicht so schnell. Wenn Sie gottlos wären, dann wäre die Sache einfach. Dann würden Sie eben jede Gottesherrschaft für Mumpitz erklären. Aber Sie glauben ja, daß Gott über uns waltet. Es gibt ein verfängliches religiöses Wort, das lautet: ‚Man soll Gott mehr gehorchen als den Menschen.' Gottes Wille gilt dem Gläubigen als mystisch offenbart, doch über die Anwendung des göttlichen Gesetzes urteilen irrende Menschen, urteilen besonders willkürlich die Jesuiten. Wie löst sich die Verwicklung? Sie löst sich überhaupt nicht! Die Theologie aller Konfessionen bietet zwar unendlich viele Erklärungen an, aber es sind alles nur dogmatische Umschreibungen der Frage, nicht zuverlässige Antworten. Eine solche Lösung ist auch gar nicht nötig. Erinnern Sie sich an das gute Wort von Möller van den Bruck, man müsse die Kraft haben, in Gegensätzen zu leben. Gott und Welt kommen nicht zusammen, aber man verliert Gott nicht, wenn man ihm den Himmel zuweist und uns die Erde, ihm die Ewigkeit und uns die Endlichkeit. Wir durchleben in uns den Gegensatz, keine der Sphären kann der andern befehlen. Jeder soll den Himmel so glauben, wie er ihn nach seiner Offenbarung glauben muß, aber auf Erden haben wir unsere Angelegenheiten irdisch zu ordnen, durch menschliche Liebe und durch menschlichen Haß. Ich war daher

‚zurückhaltend', so nannten Sie es, als wir von dem rein diesseitigen Unheil des Marxismus auf ein religiöses Übel zu sprechen kamen."

Sie: „Einverstanden. Wenn nur die Priester auch so dächten. Aber kein Pfaffe wird das anerkennen. Die Priester wollen sich nicht auf den Himmel beschränken, sondern auf Erden Macht haben. Und das geht so weit, daß sie die Menschen, die sich ihnen nicht fügen, vom Himmel aussperren wollen. Und mit dieser Drohung waren doch wohl die Jesuiten besonders schnell bei der Hand. Was hat die Frau von Pompadour für Angst geschwitzt, als ihr der mächtige Hofpfaffe den Himmel vorenthielt, bis sich irgendein kleines Priesterchen finden ließ, das ihr die Tür zur Seligkeit aufschloß. Und das waren noch Geistliche derselben Konfession. Es gibt wohl in allen Kirchen solche und solche. Mit Bewußtsein bin ich noch keinem Jesuiten begegnet, aber genug Priestern, die welche sein könnten."

Ich: „Gewiß, aber wir wollen genauer unterscheiden. Die katholische Kirche hat das jesuitische Treiben begünstigt, denn sie hielt an der totalen Bevormundung durch das Priestertum fest. Aber die Tätigkeit des Ordens fand auch in ihrer Kirche lebhaften Widerspruch. Die Dominikaner entrüsteten sich, wenn die Jesuiten als Uhrmacher, Geschützgießer, Gartenkünstler, Händler und Seeleute auftraten, um hintenherum für den Glauben zu werben. Gottes Wort müsse doch mächtig genug sein, um durch seine eigene Kraft die Herzen zu gewinnen. Es war aber nicht mehr mächtig genug, um hochentwickelte Eigenkulturen der Völker im römischen Kirchensinne umzuformen. Daher holten sich die Jesuiten die fortgeschrittenen Hilfsmittel der irdischen Welt zu Hilfe, um als Alleskönner die Vormacht in den Ländern indirekt zu erwerben. Sie wurden Berater und Erzieher der Regierenden. Das Papsttum wäre ohne die Jesuiten im 16. und 17. Jahrhundert wahrscheinlich keine Weltmacht

geblieben. Durch ihre willensmächtigen Leistungen für die Erhaltung der römischen Kirchenmacht setzten sich die jesuitischen Methoden bald mehr und mehr durch. Es waren ‚sündige' Mittel, mit denen man die Welt für den ‚Heiligen Vater' zurückerobern wollte. Dabei zeigte sich, wie schwach die Religion an sich geworden war, wie sehr sie fremder Krücken bedurfte. Die Welt wurde nicht mehr vergöttlicht, sondern umgekehrt wurde die heilige Kirche ein Sammelbecken für weltliche Machtinteressen. Das geistliche Ziel wurde verfehlt, die Kirche kam aus dem Gestrüpp ihrer weltlichen Politisierung nicht mehr heraus. Man könnte darin eine Tragödie des Christentums sehen. Der jesuitische Kirchengeist ist nicht auf den Orden beschränkt geblieben, ein großer Teil des Klerus denkt und handelt längst gewohnheitsmäßig nach jesuitischem Muster. Mit falschen Bärten, Falltüren, Mätressen, Indianerhorden und Sonnenfinsternissen arbeitet man natürlich nicht mehr, aber dieser priesterliche Schlag ist ein unerbittlicher Gegner der nationalen Kulturen geblieben."

Sie: „Bisher haben Sie nur von den römischen Dunkelmännern gesprochen. Es gibt doch auch noch andere."

Ich: „Mancher protestantische Hofprediger hätte seinen Anlagen nach einen vorzüglichen Jesuiten abgegeben. Aber die reformatorischen Kirchen haben keine Grundsätze entwickelt, die den modernen Tendenzen des Staates und der Gesellschaft scharf widersprechen müßten. Reibungen gab und gibt es auch hier. Wo im Protestantismus zwischen Religion und irdischer Ordnung Streit entstand, kam er nicht aus starrem Prinzip, sondern aus offener oder heimlicher politischer Gegnerschaft. Ein protestantischer Geistlicher, der zu pfäffischem Machtstreben neigt, ist leider keine Einzelerscheinung mehr. Hinter ihm steht aber keine klerikale Bewegung, und besondere Fälle bilden daher kein Symptom einer öffentlichen Gefahr. Die Protestanten haben die Sakra-

mente weggeräumt, die zum Konflikt mit dem irdischen Leben führen müssen, und nur die Taufe und das Abendmahl, zwei rein geistliche Kulthandlungen, als Sakramente behalten. Wieviel Mißbrauch trieben dagegen die Jesuiten mit den römischen Sakramenten der Ehe und der Beichte. Eheschließung, Ehescheidung und Sündenvergebung unterstellen sie in allen schwierigen und gewichtigen Fällen dem Nutzen, den der priesterliche Spruch für die Kirchenmacht bringt. So beuteten sie sakrale Einrichtungen zur priesterlichen Diktatur über das Familienleben und die Gesinnungen aus. Die Päpste ließen sich oft von jesuitischen Scharfmachern beeinflussen, weil die Stoßenergie des Ordens die versöhnlicheren Auffassungen des Vatikans überrannte. Die römische Kurie hat an dem verheerenden dreißigjährigen Religionskrieg in Deutschland viel weniger Schuld gehabt als die Jesuiten in Wien und München. Aber sie konnten auch beide Augen zudrücken, wenn ihnen mit erheuchelter Freundschaft mehr gedient war. Einen Charakter, der hinter lächelnder Ergebenheit seine verborgenen Pläne spinnt, pflegt man auch im gewöhnlichen Leben zuweilen einen „Jesuiter" zu nennen. Das hat allerdings nicht viel Sinn. Denn das Eigentümliche jesuitischen Wesens besteht eben darin, daß ein Priester des göttlichen Heiligtums mit allzu irdischen, also artfremden Mitteln die Menschen umgarnt."

Sie: „Artfremde Mittel! Ist nicht überhaupt die ganze Missionstätigkeit der christlichen Kirchen ein artfremder Überfall auf die Völker gewesen, die sich bisher in ihren eigenen Kulturbahnen glücklich fühlten! War es nicht auch schon jesuitischer Geist, der den römischen Priestern eingab, unsere germanischen Vorfahren dem Christentum dienstbar zu machen!"

Ich: „Sie müssen dem Jesuitentum nicht alles in die Schuhe schieben, was Ihnen an dem Gang unserer Kulturgeschichte mißfällt. Das Christentum war von Anfang an

gewalttätige Missionsbewegung. Keine Seelenbewegung der Menschheit konnte mit der Toleranz beginnen. Hätten die Christen des ersten Jahrtausends den Heiden ihre eigene Glaubensfasson gelassen, so würde heute kaum ein Mensch noch etwas von den Evangelien wissen. Ob das ein Glück oder ein Unglück wäre? Der kulturelle Aufschwung Europas zum höchstentwickelten Lebenskreis der Erdbewohner hat sich ebenso durch wie gegen das Christentum vollzogen. Um das Jahr 1300, als die christliche Einheitskultur in höchster Blüte stand, bekannten sich fast alle damals erreichbaren Länder zum Kreuz, nur der mohammedanische Orient wehrte sich noch. In den Kreuzzügen blieb der streitbaren Kirche zum ersten Male der Enderfolg versagt. Es ging dann mit der christlichen Kraft zur Totalität schnell abwärts, die revolutionäre Verweltlichung setzte ein. Gerade in der Zeit der schwersten Krisis wurden neue Weltteile für den Verkehr erschlossen oder sogar militärisch erobert. Die Jesuiten waren die ersten Missionare der innerlich und äußerlich völlig veränderten Epoche. Der Gründer des Ordens, Ignatius von Loyola, ging bei seiner Missionsbegeisterung noch von den Kreuzzügen, von den mittelalterlichen Jerusalemträumen aus. Er hatte es anfangs allein auf Muselmanen abgesehen. Als Kreuzritter fühlten sich diese Ordensbrüder stets, aber sie waren eine verspätete Schar, die zu verwerflichen Methoden griff, weil sie anders nicht mehr vorwärtskam. Die große Missionskraft des Christentums war erschöpft und konnte sich auch nicht mehr an den Widerständen kräftigen. Was zuletzt als ‚Heidenmission' der verschiedenen christlichen Kirchen übrigblieb, war mehr eine allgemeine Zivilisierung der Farbigen im Anschluß an die imperiale Weltpolitik der Großmächte. Die Entscheidung über die expansiven und intensiven Möglichkeiten, die für das Christentum noch bestanden, war schon um die Mitte des 18. Jahrhunderts gefallen. Nach dem

Ende der europäischen Religionskriege mußten sich die Kirchenbekenntnisse und die freien Weltanschauungen nebeneinander einrichten."

Sie: „Die große Aktionszeit der Jesuiten würde also zweihundert Jahre umfassen und schon um 1750 zum Abschluß kommen. Allerhand, daß wir uns heute, also wieder fast zweihundert Jahre später, noch über die Jesuiten aufregen müssen!"

Ich: „Es ist so. Die zwei Jahrhunderte der jesuitischen ‚Kreuzzüge' haben die verschiedenen Gesichter der neuen ‚Christentümer', wie ich einmal sagen möchte, und ihrer Gegenspieler geschaffen. Der Mißbrauch der Religion durch den gegenrevolutionären päpstlichen Kampforden ließ nur die vielfältig getrennten Kulturlagen deutlich werden. Daß der Jesuitenorden um 1770 verboten wurde, ist kein Zufall, man brauchte ihn nicht mehr, er kompromittierte mehr als er noch half. Als der Orden im 19. Jahrhundert wieder erstand, war er vor allem eine umfehdete Erinnerung und eine reaktionäre römische Sehnsucht. Der Jesuitismus blieb die katholische Strömung, die den sachlich längst aussichtslosen Kampf der Kirchendiktatur gegen das freiwachsende Kulturleben der Völker nicht aufgeben will."

Sie: „Damit wären wir ungefähr wieder am Ausgangspunkt angelangt. Und die Rundreise hat sich gelohnt. Es ist ja nicht nötig, daß ich alle Tatsachen und Eindrücke so vorsichtig abwäge wie Sie. Nun müssen Sie mir noch ein umfassendes Buch empfehlen, das die zwei Jahrhunderte jesuitischer Kreuzzugsabenteuer oder besser die ganze Ordensgeschichte erzählt."

Ich: „Leider weiß ich nicht recht, was ich Ihnen da empfehlen soll. Es gibt natürlich eine ungeheure Literatur. Aber die streng theologischen oder die sonstigen fachwissenschaftlichen Werke werden Ihnen langweilig sein. Die Werbeschriften der Jesuiten selbst oder ihrer Freunde orien-

tieren natürlich ebenso einseitig wie die heftigen Kampfschriften der Gegner. Es gibt einige scheinbar neutrale, auch interessante Darstellungen, aber sie erweisen sich zuletzt doch als Stimmungsmache für den Orden. Ich befürchte, daß die Verfasser, als sie sich von den Patres Material holten, doch gründlich eingeseift wurden. So haben also ihre Bücher unbeabsichtigte Beweise für die berühmten jesuitischen Überlistungskünste erbracht."

Sie: „Dann schreiben Sie doch ein Jesuitenbuch!"

Ich: „Hm??? — — —"

Ein Phantast wird Organisator

Die „societas Jesu" ist die Schöpfung eines Mannes, dessen Charakter sich ebenso schwer durchschauen läßt wie sein Werk. Was dieser spanische Ritter Ignatius von Loyola der Welt hinterlassen hat, grub seine Spuren in alle Erdteile ein. Der Jesuitenorden trug den bizarren Geist seines Gründers als einen Segen, der zum Unsegen verdammt war, von Rom aus bis ins fernste Asien und Amerika. Außer Alexander dem Großen und Napoleon hat wohl kein Sterblicher eine solche Ausweitung seines Wirkens erlebt.

*

Loyolas Lebensweg ist durch die angeborene Sucht zur Übersteigerung seiner Wünsche und seiner Handlungen bestimmt worden. Seine Natur bedurfte von Jugend an der äußersten Aufreizung der Seele, um befriedigt zu sein. Er konnte sein Dasein nur in heftigen Extremen erfüllen, jede durchschnittliche Vorstellung, jeder einfach ausgeglichene Zustand waren ihm unerträglich, er suchte stets nach dem Superlativ des Erlebens und Leistens, im Edlen wie im Gemeinen, in den weltlichen wie in den jenseitigen Dingen.

Rassische und soziale Herkunft begünstigten seinen Hang zum Übermaß. Er stammt aus nordspanischem Ritterblut, in dem sich baskische, romanische und westgotische Erbströme mischen. Baskische Härte, romanische Eitelkeit und gotische

Kühnheit gestalten sein Wesen. Phantastisches Schweifen und strenger Regelzwang sind ihm durch die Vorfahren und die frühen Einflüsse der Umwelt überliefert. Wir kennen jene spanische Heldenwelt mit ihren seltsamen Widersprüchen aus den altklassischen Rittermären des Landes. Diese Recken und Höflinge tragen alle den abenteuerlichen Einbildungsspuk eines Don Quichotte mit sich herum. Die Anfänge des jungen Iñigo verlaufen in Gegensätzen von besonderer Kraßheit. Als Sohn eines verarmten Edelmannes wächst er mit zwölf Geschwistern in Dürftigkeit auf. Doch bald winkt ihm die glückliche Aussicht: Ein Verwandter, der Gouverneur der Königlichen Residenz, Don Velasquez y Cuellar, nimmt ihn als Pagen auf, er kommt plötzlich in das große Hofgetriebe von Kastilien und sieht das Leben auf den Höhen seiner Zeit.

Die spanische Kultur offenbart ihm sogleich ihre zwiespältigen Züge in Überschwang und Verzerrungen. König Ferdinand hat nach dem Tode der ernsten, rastlos planenden, rechnenden und betenden Isabella die französische Prinzessin Germana geheiratet, die den üppigsten Sinnenfreuden und allem erdenklichen Luxus huldigt. Die ungeheuren Reichtümer, die aus den überseeischen Ländern strömen, ermöglichen eine beispiellose Verschwendung, die Erfüllung jeder Genußlaune. Man treibt es bei den Schlemmerfesten so toll, daß mancher der Gäste von Schlafmangel und Völlerei überwältigt tot auf den Estrich sinkt. Die unersättliche Lebensgier des Renaissancegeistes zerrüttet auch das moralische Gefüge, die einstigen Kämpfergestalten erschlaffen im Müßiggang und entarten in verbrecherischen Neigungen. Aber daneben besteht noch das Spanien der mönchischen Aszese, des fanatischen Büßertums, aufs eindrucksvollste verkörpert in dem Großinquisitor und Kanzler Cisneros, der als der reichste und mächtigste Mann des Landes in grober Kutte auf dem nackten Fußboden schläft, der fastet und sich kasteit,

wenn der sündige Hof seine Orgien feiert. Mitunter werfen Ekel und Überdruß einen prassenden Lüstling in die büßerische Entsagung, die dann wiederum bis zur wütenden Selbstzerstörung übertrieben wird.

Der Page Loyola dient der Donna y Cuellar, der intimen Freundin der neuen Königin, mit glühender Hingabe. Mit der früheren Königin Isabella hat die Gouverneursgattin psalmensingend in den Kapellen gekniet, für die jetzige Majestät ersinnt sie rauschende Vergnügungen, lüsterne Tanzspiele und raffinierte Überraschungen. In dem Jüngling brennt und rast der Ehrgeiz, er sucht sich in allen modischen Sitten und Unsitten hervorzutun, er möchte seine Alters- und Standesgenossen durchaus übertrumpfen, das bloße Genießertum genügt ihm nicht, er will von sich reden machen, die Ausschweifungen behagen ihm erst, wenn er dabei als der wildeste anerkannt wird.

Ein angehender Ritter hat sich nach altfeudalem Brauch seine „Herzensdame" zu küren, er wagt seine Augen zu der Königin zu erheben und ihre Farben im Waffengang der Turniere zu tragen. Aber er verschmäht auch nicht die leichter erreichbaren Frauen, mögen sie nun vornehme Donnen oder Schankdirnen sein. Mit seinen Liebeshändeln brüstet er sich offen und laut, er geizt nach dem Ruf eines wüsten Verführers, je schamloser das Unternehmen, desto mehr Nimbus und Kavaliersruhm. Auf seinen Streifzügen durch die Provinzstädte schreckt er vor keinerlei Ausschreitung und Schurkerei zurück. Wo immer sich die Gelegenheit bietet, werden die Bürgerfrauen vergewaltigt, und wenn der eigne Beutel leer ist, vergreift man sich an fremdem Gut. Später muß er bekennen, sogar Unschuldige der Tat bezichtigt und ihre Bestrafung mitangesehen zu haben. Sind ihm die Gerichte wegen „enormer Delikte" auf der Spur, so weiß er sich durch die Flucht zu entziehen oder die Spuren in schlauer Heuchelei zu verwischen. In einer Akte des bischöflichen Ge-

richts, dessen Milde ihn nach dem bösen Ausgang eines Karnevals retten soll, wird er als „hinterlistig und gewalttätig" geschildert. Doch was ficht ihn eine solche Kennzeichnung an, er hält sich für den „makellosen, hochherrlichen Beschützer der Königin".

*

Eines Tages geht freilich die höfische Gnadensonne auch für Iñigo Loyola unter, als die Königin in launischem Mutwillen ihre Freundin verstößt; die Cuellars und ihre Sippe werden aus der Residenz verbannt. Der junge Ritter, der den Wandel seines Daseins noch leicht nimmt, wandert ins Grenzland Navarra und tritt dort in die Dienste des herzoglichen Vizekönigs. Bald muß der lockere Höfling erkennen, daß er den Degen bisher nur wie ein Spielzeug geführt hat. Zum wirklichen Soldaten gehört eine ganz andere Energie, nur beharrliche Übung und todesmutiger Einsatz gewähren den Lorbeer des Krieges. Und wieder stürzt sich sein flammender Wille auf das ersehnte Ziel. Das liederliche Leben hat ihn nicht zu entnerven vermocht, er ist jetzt der Eifrigste beim Felddienst vor den Toren Pamplonas und drillt seinen Haufen unermüdlich in Hitze und Staub. Jahre vergehen in straffer Gleichförmigkeit, seine Mannschaft fürchtet sich vor seiner brutalen Schärfe, er hält sie in eiserner Klammer, seine Truppe soll die schlagkräftigste sein. Ihn aber quälen und entzücken in einsamen Nächten heroische Phantasien. Seit er den Abenteurerroman des Amadis de Gaula, den „Ritter des Grünen Schwerts" gelesen und wieder gelesen hat, verfolgen ihn in seinen Wachträumen die Gestalten dieser wunderbaren Erzählung. Wie der Held dort als Dulder und Streiter durch magisch verworrene Schicksale rast, so will auch er als Sieger über die Dämonen der Tiefe zuletzt die Welt nach seinen Idealen prägen. Alles, was der Hauptmann Loyola tut und erträumt, steht unter dem Zwang

äußerster Anspannung, sein Arm, sein Gehirn, sein Herz verlangen nach der verwegensten Kraftentfaltung.

Endlich setzt der Krieg seine aufgestauten Triebe in Schwung. Ein französisches Heer dringt über die Pyrenäen, vertreibt den spanischen Statthalter und wälzt sich vor die Mauern von Pamplona. Die Stadt ergibt sich der Übermacht, aber auf der Zitadelle befeuert Loyola, der jüngste und schneidigste der Offiziere, seine Kameraden zum Widerstand, ohne nach den Aussichten zu fragen. In schwärmerischer Rede predigt er die Ehre eines spanischen Hidalgo. Waghalsig eilt er auf die schwächste Stelle der Bastion, läßt das Schwert über sich blitzen und fordert den Feind heraus. Da zerreißt ihm eine Stückkugel das Bein, die eindringenden Franzosen finden ihn bewußtlos in seinem Blute liegen. Die moderne, unpersönliche Waffentechnik hat seine menschliche Kampfstärke überwältigt.

Sie haben den Schwerverwundeten auf einen Wagen geladen und fahren ihn auf Bergpfaden über Land, bis er schließlich in dem Stammschloß seiner Familie Aufnahme findet. Hier müht sich ein Chirurgus um seine zerrissenen, schief verheilenden Beine. Aber er will kein Krüppel werden, den Gedanken erträgt er nicht, lieber will er die furchtbarsten Schmerzen aushalten. Er läßt sich die Knochenauswüchse absägen, das Beingerüst wieder und wieder brechen und unterdrückt jeden Wehlaut. Wenn es ihm nicht mehr gelingen sollte, die Gehwerkzeuge richtig zu gebrauchen, erscheint ihm sein Dasein verpfuscht. Denn wie könnte sich seinem Heldenehrgeiz noch eine Bahn öffnen, wenn er an der Krücke einherhumpeln müßte! Keine Frau würde ihm bewundernd zulächeln, kein Fürst seine Taten belohnen.

Mit Schrecken sieht er, das eine Bein ist verkürzt. Dagegen hilft vielleicht noch die Streckmaschine. Er läßt sich an den Zugapparat fesseln, und so liegt er unter Höllenqualen des Leibes und des Herzens Wochen und Monate. Durch

Gaukeleien der Einbildungskraft versucht er den Leiden die Spitze zu bieten. Das Fieber peitscht die Phantastik auf, sein ungestümer Wille sucht die verworrenen Bilder zu ordnen und festzuhalten. Doch das will nicht gelingen, die stolze Königin Germana verwandelt sich zum verfolgten Ritterfräulein, die tugendhafte Dame zur Hure, der ritterliche Gegner zum pesthauchenden Drachen. Nichts läßt sich zur Anbetung oder zur Verabscheuung bannen und klären; er beginnt allmählich in die Verzweiflung zu sinken.

Da fallen ihm einige fromme Erbauungsschriften in die Hände, die einzigen Bücher, die bis in das abgelegene Ritterschloß gedrungen sind. Sie enthalten das Leben Christi und die Wunderlegenden der Heiligen, also Geschichten, die er aus dem üblichen Kultus zu kennen glaubte, die ihm indessen jetzt immer neuartiger, aufregender und heilbringender erscheinen, seit er sich nach anfänglichem Zögern tiefer und tiefer in sie hineinfühlt. Die Opfertaten der heiligen Männer, jene herrlichen Gnadenerhöhungen, mit denen sie gesegnet wurden, begeistern sein sehnsüchtiges Herz. Hier findet er anderen Heldensinn und andere Krönungen als die bisher in seinen Vorstellungen waltenden Ideale.

Er sieht sich in ein überirdisches Königreich versetzt, Christus thront als Fürst, die Mutter Maria als Herrin. Die Heiligen sind die Ritter der Krone und empfangen für ihren Kampf so viel Glanz und Macht, wie sie sonst kein Sterblicher erringen kann. Der Gefolgsmann Christi besteht die gewaltigsten Abenteuer zu Ehren seiner Herrschaft, kein fahrender Hidalgo vermag sich solcher Hingabe und solcher Siege zu rühmen. Dem frommen Pilger, der nackt durch die Wüste irrte, brachte täglich ein Engel die göttliche Speise. Ein anderer durfte, wenn er die Arme zu den Wolken erhob, seine Erdenschwere abstreifen und in die Lüfte emporsteigen. Und der heilige Franziskus wußte mit einem Blick die Raubtiere zu zähmen. Wenn er doch diesen auserwählten

Himmelsrittern gleich werden könnte! Es ist zunächst die eitle, irdische Ehrsucht, die ihn zum christlichen Gottesreich treibt.

*

Was frommt ihm noch länger die Streckmaschine! Mag sein zerschossenes Bein doch nachhinken, die neue Herzensdame Maria, die Gottesmutter, achtet darauf nicht, zu heiligen Bußtaten bedarf es keiner schimmernden Rüstung, keiner Reiterkünste. Die Helden des Glaubens trugen ein Bettlergewand, sie wanderten auf den Wegen des Elends, sie verzichteten auf jeden Körpergenuß und richteten alle innere Wachsamkeit auf den Kampf gegen die Teufelswelt. Im Bilde des Krieges erfaßt Loyola die himmlische und die irdische Front, als Ritter im göttlichen Heere will er Krieg gegen das Böse führen, sein leidenschaftlich hochfahrender Sinn ahnt nicht, wie sehr er selbst dem angeblich so bösen Diesseits verhaftet ist.

Als er von seinen Angehörigen im Frühjahr 1522 Abschied nimmt, um nun als Streiter Christi auf Aventüren zu ziehen, gelobt er ihnen, das Geschlecht der Loyola durch seinen künftigen Wandel unsterblich zu machen. Nur um des Ruhmes willen begibt er sich in härteste Dienstbarkeit. Unterwegs begegnet er einem getauften Mauren und fordert ihn zu einem Disput über die Jungfräulichkeit seiner Herzensdame Maria heraus. Da der Araber bezweifelt, daß eine Mutter noch Jungfrau sein könne, will er ihn niederstoßen, doch der Maulesel des Gottesritters ist störrisch und sträubt sich, dem Leugner nachzusetzen. Sollte Christus nicht wollen, daß man den Gegner nach Schwertbrauch tötet? So grübelt der Recke, der noch weit mehr ein Spanier als ein volksentrückter Heiliger ist.

Es zieht ihn zum Berge Montserrat, der Burg des Gralswunders, wo er sich vor dem Marienaltar des Klosters zum „miles Christi" weihen will. Sein Kavalierskleid hat er mit

den Lumpen eines Straßenbettlers getauscht, nun wirft er sich dem Gnadenbilde zu Füßen und verharrt eine Nacht auf dem Stein. Darauf pilgert er durch die Klüftungen des Gebirges und verkriecht sich in eine Höhle, wo er Tag und Nacht betend im kalten Schlamm liegt. Wenn er nach langem Fasten ein Stück Brot aus dem Sack nimmt, taucht er es erst in den Schmutz, um ja keinen Wohlgeschmack zu spüren. Mischt er sich in dem nahen Städtchen Manresa unter das elende, vor der Kirchentür lungernde Volk, so halten sie ihn nicht für einen büßenden Bettler, sondern für einen Verrückten und johlen ihm nach.

Dafür erregt er aber das fromme Wohlgefallen vornehmer Damen, die den zerlumpten und offensichtlich schon schwer zerrütteten Büßer mit neugieriger und andächtiger Teilnahme betrachten. Sein edel geschnittener Kopf, seine eleganten Manieren, sein kluges Auge mit dem schwärmenden Glanzblick, das alles sticht so seltsam von seinem jämmerlichen Aufzug ab. Sie erwarten ihn schon, wenn er aus seiner Wildnis zur Stadtkirche von Manresa wankt, und als dann endlich sein gepeinigter Leib den Gehorsam versagt, als er ohnmächtig zusammenbricht, tragen sie ihn in den Palast der Donna de Amigant. Die Ärzte stellen eine lebensgefährliche Erkrankung fest. Unter seinem Oberkleide findet man die furchtbarsten Marterwerkzeuge, Ketten mit eisernen Dornen, die er sich um Brust und Hüften geschlungen hat.

Nun liegt er wieder wochenlang zwischen Tod und Leben in Fiebern und Eiterbeulen. Seine Pflegerinnen küssen sein Bußgewand und verteilen die Fetzen als heilige Reliquien, jede will ein Stück seiner Geißlerinstrumente besitzen. Wenn er aus seiner Benommenheit aufwacht, verkündigt er seine Gesichte. Er habe die Erschaffung der Welt durch Gottvater erlebt, den Gottessohn im weißen Lichte der Erlösung gesehen, und die Dreieinigkeit strahle wie ein goldener Ball, viel größer als die Sonne. Seine Visionen führen ihn von

den Gipfeln der Seligkeit hinab in die Schlünde der Zerknirschung. Glaubte er eben noch das ewige Paradies erobert zu haben, so fürchtet er bald darauf, er sei den Trugbildern des Höllenfürsten zum Opfer gefallen. Von der süßesten Lust bis zum grausigsten Wahn durchmißt er alle Ekstasen des Gefühls, ohne seine Empfindungen zügeln zu können. In Gestalt „eines schlangenartig schillernden Etwas mit vielen geheimnisvoll funkelnden Augen" verfolgt ihn der Satan. Der spätere „Meister der Affekte", der zuletzt seine visionären Schauer nach der Sanduhr kommen und gehen heißt, ist noch völlig seinen seelischen Tobsuchtsanfällen ausgeliefert. Die Verehrung der gläubigen Damen beglückt seinen gottesritterlichen Ehrgeiz unendlich, aber dann greift er nach dem Pilgerstock und schlägt wild auf sie los, um in ihnen die Schlangen der Finsternis zu verscheuchen.

*

Kaum hat er seine Kräfte halbwegs wiedergewonnen, da genügt ihm sein irrlichterndes Heiligungswerk nicht mehr. Er will ein Kreuzritter sein und ins Heilige Land ziehen, um die Stätten des Herrn von den Ungläubigen zu befreien. Es ist nur ein altmodischer Einfall, wie sich überhaupt alle seine religiösen Mittel und Ziele vorläufig nicht durch Eigenart, sondern nur durch Übereifer auszeichnen. Die Zeit der kriegerischen Unternehmungen gegen die islamischen Beherrscher von Palästina liegt schon um zweihundert Jahre zurück, nur als verblichener Traum webt diese Idee noch in den frömmsten Gemütern. Wenn Päpste und Kaiser zum Kampf gegen die Türken aufrufen, meinen sie nicht mehr die Erstürmung Jerusalems, sondern den Schutz des europäischen Südostens vor dem Ansturm des Halbmondes. Der Schwärmer Loyola, der in Zion das christliche Banner aufrichten will, verfolgt lediglich eine spanische Donquichotterie.

Eine Pilgerfahrt ins Heilige Land bedeutet nur ein hei-

liges Abenteuer, dazu muß man viel Geld haben, reiselustig, organisatorisch findig und sehr widerstandsfähig sein. Rings um das Mittelmeer hat sich ein weitverzweigtes Verkehrsgewerbe entwickelt, das aus der Beförderung der Jerusalempilger ein Wuchergeschäft macht. Davon weiß der phantastische Tor Loyola allerdings nichts. Als er in Barcelona ankommt, ist der Hafen wegen der Pest in Italien geschlossen. Er hat Zeit, er setzt seine auffallenden Bußübungen fort, er treibt sich in Spitälern, Klöstern, Gefängnissen, Elendsquartieren psalmodierend und bettelnd herum, ein grober Sackstoff umhüllt ihn bis auf die Knöchel, am Leibstrick trägt er Kürbisflasche und Flagellantenpeitsche, die Haarzotteln fallen ihm bis auf die Schultern. Doch sein Antlitz leuchtet jünglingschön, und seine Verbeugungen zeigen Grandezza. Wieder sind es müßige, feine Damen, die sich an ihn hängen, ihm Quartier gewähren und ihn auf seinen Bußgängen begleiten. Abends verteilt er vor den Fenstern seiner Anhängerinnen die Almosen, die er zusammengebracht hat. An die Tafeln der reichen Witwen lädt er das verkommene Gassenvolk, man spottet in der Stadt weidlich über das närrische Treiben; und die Behörden sind froh, als sich endlich ein Schiffer erbietet, ihn um Gotteslohn nach Italien mitzunehmen.

Da er alle Liebesgaben seiner Gönnerinnen, Wegzehrung, Kissen und Decken abgelehnt hat, gelangt er nach stürmischer Meerfahrt völlig ausgezehrt und heruntergekommen nach Rom. Die reichen Spanier in der Welthauptstadt nehmen an diesem verlotterten Landsmann aus feudalem Geschlecht das schwerste Ärgernis, sie drängen ihm Goldstücke auf, die er freilich sofort an die Armen weiterschenkt. Nur mit einem päpstlichen Pilgerbrief in der Tasche wandert er gen Venedig, um sich dort einen Segler nach dem Orient zu suchen. In Oberitalien wütet noch die Pest, die verängstigten Menschen fliehen ihn wie ein Gespenst. Öfters sperren die Wachen

ihn als seuchenverdächtig ins Turmloch, er wartet geduldig, bis sie ihn mit Fußtritten wieder herauswerfen.

Als sich ihm endlich die Brücken von Venedig öffnen, wähnt er schon im Vorhof des Tempels zu sein. Aber die gewinnsüchtigen Beherrscher der Markusstadt lassen die Kreuzpilger nur ein, um sie gehörig zu schröpfen, eine schlechte Lagerstatt soll eine Handvoll Silbers kosten, und die Überfahrt nach Palästina ist nicht unter achtzig Dukaten zu haben. Für schwärmende Büßer hat man hier nicht einmal ein mitleidiges Lächeln; ohne Geld könne er sich höchstens in der Lagune ersäufen, wenn es ihn nach dem Himmel gelüste. Vergebens kniet und fleht er an der Kaimauer im Sonnenbrand. Zuletzt hat der einfältige Tropf doch wieder Glück, ein spanischer Bankier, der einst mit dem Hause Loyola in Geschäftsverbindung stand, entdeckt ihn und leiht ihm seine Hilfe. Durch die Vermittlung des großen Geldmannes läßt ihn der Doge auf einer Staatsgaleere mitfahren, die über Cypern nach Jaffa fährt. Die Landung auf türkischem Boden ist auch nur gegen hohe Geldtaxe erlaubt, aber der Bußprediger Iñigo hat unterwegs ein paar Handelsleute bekehrt, die für ihn die heidnische Steuer erlegen.

Wie Gefangene werden die Zionspilger von den muselmanischen Wachen zu einem Haufen zusammengetrieben, ausgeplündert und nach Jerusalem gehetzt. In der heiligen Stadt bietet ihnen das Franziskanerkloster Zuflucht und Betreuung. Sobald sich die Pilger durch Wein und Schlaf gestärkt haben, reichen ihnen die Brüder eine brennende Kerze, und es geht zur heiligen Messe und Nachtwache am Grabe des Erlösers. Ein Marmorbau überragt die Felsengruft, eine runde Öffnung in der Kirchenkuppel läßt den Blick zum Himmel frei, die Wallfahrer verharren in Andacht, bis die Sterne am Firmament erlöschen. Dann lenkt man ihre Schritte noch auf den Ölberg, zum Hause Marias und zu

den Wunderstätten. Damit ist dann aber die Pilgerfeier beendet, und es geht ohne Umschweife wieder heimwärts.

Loyola hat sich nicht um einer kurzen Besichtigung willen zum Grabe des Heilands durchgebettelt. Ihn beschweren die gewaltigsten Dinge. Seine eingebildete Mission soll jetzt erst beginnen. Es erscheint ihm wie Fahnenflucht, wenn er den Ort verließe, wo er doch die christliche Hoheit wieder aufrichten wollte. Aber schon sein erster Versuch zur Absonderung von den Pilgerscharen mißlingt. Als er, von seinen Eingebungen hingerissen, den Ungläubigen seine Erlösungsvisionen auf der alten Tempelhöhe kundtun will, greifen ihn die türkischen Wachen als Fieberbefallenen auf und bringen ihn ins Kloster zurück. Er beschwört den Franziskanerprior mit flehenden Gebärden, ihn als Apostel des himmlischen Jerusalems unter den Ungetauften wirken zu lassen, er scheue kein Märtyrerlos.

Der Abt schüttelt freundlich das weise Haupt, er kenne das schon, gar mancher fühle sich plötzlich berufen, aber das sei nicht der Willen der Kirche. Loyolas schwärmerisches Begehren widerspreche dem Vertrage zwischen Papst und Sultan, der Heilige Vater verbiete den Wallfahrern alle Bekehrungsversuche in Palästina, weil sonst kein Christ mehr zum Grabe des Herrn Zutritt erhielte. Der Enttäuschte windet sich in der Qual seiner Seele. Wollte er nicht eine treuer Ritter Christi sein? Zum Soldatentum gehört doch vor allem Gehorsam! Und der innerlich bebende Kreuzfahrer zwingt sich in Demut unter den Befehl, er muß seine selbsterwählte Mission der Heiligung anderswo aufnehmen. Zurück in die Heimat! Unter tausend Elendsnöten schlägt sich der glühende Asket wieder nach Spanien durch. In seinem Sacke hütet er ein Kästchen mit Erdkrümeln und Gräsern von den Stätten der Offenbarung, er will es den Nonnen in Barcelona als ehrfürchtige Erinnerung an seinen vergeblichen Kreuzzug stiften.

Die berühmte Universität von Alcalà bildet die nächste Station seines Wanderlebens. Es hält ihn freilich nicht in den Hörsälen, die scholastische Theologie bietet seiner erlebnishungrigen Seele zu trockene Kost. Er mag sich nicht einlernen, was die alten Meister des göttlichen Gedankens in dürres Formwerk gezwängt haben, sondern will selbst Erwecker, Apostel, Führer sein. Die Rolle eines geistlichen Hidalgo erscheint ihm als innere Bestimmung, er sucht eine „Truppe erleuchteter Seelen" zu gründen, ein „Fähnlein entschlossener Jesusstreiter" aufzustellen. Mit den frömmelnden Damen der vornehmen Gesellschaft läßt er sich nicht mehr ein, er hat schon erkannt, daß sein suggestiver Einfluß auf diese Schicht nichts Neues bewirkt, daß er sie doch nicht aus ihrer Sphäre weltlicher Hoffart loslösen kann. Die Gefolgschaft, die er an sich ketten will, soll ihm ohne Vorbehalt ergeben sein. In ihm sollen sie ihren Retter, in seinem prophetischen Befehl ihr ausschließliches Heil sehen. So wendet er sich zuallererst an Gescheiterte und Verwahrloste, die er mit seinen religiösen Erziehungskuren wieder aufrichten will. In dem buntgemischten Kreise, den er um sich schart, sind die meisten ihrer bisherigen Umwelt entlaufen, sei es, daß sie schwere Schuld auf sich geladen haben oder daß sie zu geordneter irdischer Werktätigkeit nicht taugen.

In der Art, wie er seine „Truppe" einexerziert, zeigen sich schon die ersten Ansätze jener Methode, die einmal allberühmt und weltmächtig werden sollte. In einer Scheune am Rande der Stadt hocken sie auf der Strohschüttung, er in der Mitte, das Gesicht mit den Händen bedeckt und in sich hineinlauschend. Dann stellt er Fragen, die sich auf ihre Sünden beziehen. Wer eine Antwort gibt, die mit seiner eignen Bußempfindung zusammenklingt, den nimmt er ins Kreuzverhör. Immer tiefer forscht und bohrt er in ihr Schuldbewußtsein hinein. Sie müssen dann in strenger

Selbstbeobachtung ihre Versenkung in das ihnen einwohnende Böse allein fortsetzen. Erst wenn sie dabei von tiefster Traurigkeit ergriffen sind und ihr Sündenleid als körperliches Frösteln spüren, tritt die Wende ein, und nun können sie ihre Seele von Stufe zu Stufe empor zur göttlichen Schau erheben. Von der ersten himmlischen Trostlabung geht es aufwärts zur Gnadenvision und zur erdentbundenen Verzückung.

Hinter dem geheimnisvollen Getue und der mystischen Einkleidung erkennt man ein psychologisches Verfahren; die Bewußtseinselemente der Affekte spannen und lösen sich, bis sie fortschreitend immer stärkere Wirkungsgrade erreichen. Die abklingenden Reizeffekte der noch von außen her gehemmten Übung werden als Trübsinn und Trostlosigkeit empfunden. Loyola nennt das die Einmischung des Teufels, der die Seele am Aufschwung zu Gott verhindern will. Wenn sich die Büßer einbilden, Satan leibhaftig als lüsternes Tier zu sehen, beginnt die äußerste Abwehr. Die mystischen Gefühle verdichten und klären sich zum Triumph des strahlenden Christus, vor dem der wölfische Räuber die Flucht ergreift.

Noch weiß Loyola freilich nicht zu lehren, was später das Wichtigste, das Entscheidende an diesem Seelenexerzitium wurde: es fehlt die Umschaltung der schwärmerischen Verzückung auf die andauernde Willensleistung. Der Gefühlsstrudel müßte ein praktisch brauchbares Räderwerk antreiben, sonst verrauscht die Affektballung wieder ins Leere. Die Verzückten sind noch nicht befähigt, ihre planmäßig erworbenen visionären Kräfte zu einer disziplinvollen, gottseligen Tat zu nutzen. Es fehlt an der zuchtvollen, willensgesicherten Verwertung dieser religiösen Erhebung. Daran sind Loyolas frühste Truppen wieder zugrunde gegangen. Sie liefen, sobald seine beherrschende Persönlichkeit nicht mehr vor ihnen stand, als einzelne exaltierte Schwärmer

auseinander oder suchten nach einer gewissen Affekterschöpfung den schnellen Rückweg in die irdische Normalwelt. Immerhin ist diese „Mobilisierung der Affekte", die sich von den mittelalterlichen Bußekstasen durch die Methodik der gewollten Menschenführung unterscheidet, schon etwas Neues und Eigenes, was der Erfinder Loyola aus den besondern Gaben seiner Natur und seiner Zeit geschöpft hat. Auch in ihm strömte das umwälzende 16. Jahrhundert, wenngleich ihn das Schicksal später dazu berufen sollte, einer geistlichen Gegenrevolution zu dienen. Wo er die Ideen eines mystischen Exerzitiums ursprünglich hergenommen hat, ob aus deutschen oder spanischen Mönchsschriften oder aus arabischen Magierunterweisungen, ist auch bei den Fachgelehrten strittig geblieben; es kommt ja auch vor allem auf die Fernwirkung der Exerzitienlehre in die Neuzeit an. Das Spiel seiner Phantasie ist eher dürftig als reich zu nennen, die Deutung, die Loyola seinen Visionen zu geben pflegt, sind das Ergebnis einer höchst willkürlichen Wahl, die sein Verstand und sein Wille trifft. Was als Geisterwerk sein Gemüt bewegt, drängt auf aktives Ziel, und diese Willenstendenz unterscheidet seine Art von der bloßen Beschaulichkeit des Mittelalters.

Daß dieses wunderliche Treiben des Alcalàer Studenten bald die Mißbilligung der Behörden fand, ist verständlich. Die Obrigkeit argwöhnt Zauberei und macht die geistliche Inquisition auf diese Rotte von Sektierern aufmerksam, die sich in ihrem Gebaren über die geltenden Sitten hinwegsetzen. Die Inquisitionsjustiz pflegt milde zu sein, solange es sich nur um gläubige Schwarmgeisterei handelt, aber mit Strenge gegen geheimbündlerische Lehren und kirchenwidrige Bestrebungen vorzugehen. Loyola und seine Anhänger werden verhaftet; bei den Verhören ergibt sich, daß er kein theologisches Wissen besitzt und offenbar nur an mystischer Überspannung leidet. Die Ohnmachtsanfälle der

Büßer scheinen nicht durch den Verkehr mit dem Teufel, sondern nur durch Fasten und Phantasieren verursacht zu sein. Man begnügt sich also mit Ordnungsstrafen und Verwarnungen.

Um sich den Aufpassern zu entziehen, wandert Loyola mit seiner Truppe nach Salamanca, in die große Hochschulstadt, wo er sich der Beobachtung weniger ausgesetzt glaubt. Hier gelingt es ihm, zahlreiche Studenten für seine seelenrettenden Übungen zu gewinnen; als aber die Universitätsbehörden erkennen, daß diese jungen Leute sich völlig vom wissenschaftlichen Studium abwenden und durch ihr fanatisches Bettelunwesen zur Ordnungsplage werden, verbieten sie jede gemeinsame Andachtsübung und jeden Zusammenhalt der Truppe. Wenn Loyola seine Bestrebungen weiter fortsetzen will, bleibt ihm nur der Weg in die Fremde, in ein Land mit freierer geistlicher Entfaltung, und das ist für einen Mann seiner Herkunft und Wesensart Frankreich, es zieht ihn zu der theologischen Internationale der Sorbonne.

*

Seinen kleinen Bücherschatz auf einem Esel vor sich hertreibend, wandert er gen Norden und tritt in Paris in das Kollegium Montaigu ein. Ohne wissenschaftliche Kenntnisse kann man hier freilich nicht mitreden, und so wirft er sich zunächst eifrig auf die versäumte Grammatik. Sein sonderbar phantastisches Auftreten gibt er indessen nicht auf. In dem aschfahlen Gesicht mit dem wirren schwarzen Bart brennt ein unheimliches Augenfeuer, im langen, grauen Talar wirft er sich betend in den Straßenschmutz und wirkt auf die meisten seiner Genossen überaus abstoßend. Aber um so stärker zieht er einige spanische Landsleute an, die im Nachbarkolleg Ste. Barbe studieren und ihm in manchem seelenverwandt erscheinen. Er bestimmt sie, ihre Habe zu verkaufen, den Erlös zu verschenken und mit ihm von

Almosen zu leben. Zwischen den beiden Kollegien kommt es zum Streit und zu recht unheiligen Raufhändeln. Die Kollegen wollen ihn als Verführer und Unruhestifter öffentlich auspeitschen. Langsam kommt nun Iñigo doch zu der Einsicht, daß er zunächst auf eine unauffällige Weise für seine schwer erklärbaren Ziele werben müsse. Um eine zuverlässige geistliche Truppe zu bilden, muß er jedes einzelne Glied in langsamer, zäher Freundschaftsbemühung an sich ketten.

In diesem Sinne macht er sich ganz im stillen an seine beiden Zimmergenossen im Kolleg heran; das sind der schlichte savoyardische Hirtensohn Peter Faber, ein gründlicher Kenner des Aristoteles, und der Navarrenser Franz Xavier, ein weltmännischer, eitler Genießer, der sich auf eine Amtspfründe in seiner Heimat vorbereitet. Durch methodische Ausfragung beginnt er ihre inneren Regungen bloßzulegen. Faber sucht sich durch wissenschaftlichen Eifer vor den Anfechtungen der bösen Geister zu schützen, die den vierschrötigen, bäuerlichen Menschen durch heftige Freßlust bedrängen. Loyola bettelt für ihn gewaltige Nahrungsmengen zusammen und bedrängt dann den Übersättigten mit der Lockung, daß es viel herrlichere Mittel gäbe, den Hunger zu stillen und seelische Ruhe zu finden. Dem leichtsinnigen Xavier verschafft er die Gelder für seine Ausschweifungen und setzt dann dem Erschöpften mit Betrachtungen über den Unwert des irdischen Genusses zu.

Beide wehren sich anfangs mit natürlichem Widerwillen gegen Loyolas teils mystische, teils schulmeisterliche Einflüsterungen. Doch mit der Zeit verlieren sich ihre ursprünglichen Angewohnheiten und Daseinskrisen, sie lassen sich als Werkzeuge für sein überlegenes Wollen gebrauchen. Er hat seine Bußmethode zu einem „examen particulare" erweitert, das ist eine psychische Übung zur Sündenbefreiung, bei der das allgemeine Notgefühl wissenschaftlich genau untersucht und zergliedert wird. Das Sündenbewußtsein spaltet sich

dabei in viele kleine Einzelsünden auf, die dann Schritt für Schritt durch bestimmte Gegenwirkungen gebannt werden. Die Kasteiungen sind jetzt schon weit mehr auf Energiezüchtung als auf Ekstase gerichtet. So schlafen sie auf Holzstapeln im Hofe, um sich vom warmen Stubenlager unabhängig zu machen, und sie üben sich darin, auch nach den Strapazen und Entbehrungen der Exerzitien voll arbeitsfähig zu bleiben.

Nur ganz langsam vermehrt sich die neue Truppe; jeder künftige Gefolgsmann wird sorgfältig geprüft und geschult. Stets beginnt Loyola seine Werbung mit Hilfsleistungen, die auf die bisherigen Wünsche seines Novizen Rücksicht nehmen. Er versteht sich aufs Geldbeschaffen, er ist längst ein Meister der frommen Bettelei, aber er weiß auch seinen Freunden die materiellen Genüsse bald völlig abzugewöhnen. Der Portugiese Rodriguez, ein Mensch von schwärmerischer poetischer Inbrunst, wird bald der hingebungsvollste seiner Jünger, der Ritter Bobadilla entwickelt ein soldatisches Organisationstalent, und der ehrgeizige Lainez, der ihm aus Salamanca nachgefolgt ist, zeigt bei den Meditationen ein besonderes psychologisches Geschick.

Wo findet Loyola für seine Schar eine weitgestreckte Aufgabe, eine zielbewußte praktische Tätigkeit? Noch immer fällt ihm nichts anderes ein als ein Kreuzzug nach Palästina, er hofft auf eine günstige Gelegenheit, mit seinen Jesusstreitern zur Eroberung von Jerusalem aufzubrechen. Er hat also die kreuzritterliche Phantastik noch nicht überwunden, wenn auch die Zweifel seinem Gewissen schwer zu schaffen machen. Am Himmelfahrtstage des Jahres 1534 schwören sie sich in der Marienkapelle auf dem Montmartre ihre Gelübde zu, mönchische Armut und Keuschheit, soldatischen Gehorsam und Einsatz ihres Lebens im Kampf gegen die mohammedanischen Heiden. Muß es nicht verwunderlich erscheinen, daß Loyola noch überhaupt nicht an die Be-

kämpfung des Ketzertums denkt? Gerade in diesen Jahren erreicht der Abfall von der römischen Kirche den Höhepunkt; nicht nur in Deutschland, sondern auch in Frankreich und Italien haben die reformatorischen Bewegungen wachsende Erfolge.

Aber von solchen kirchlichen Auseinandersetzungen innerhalb der Christenheit fühlt sich der spanische Gottesheld noch kaum berührt. Er hat sich viel zuwenig mit Dogma und Satzung der Kirche beschäftigt, und der individuelle Gewissensdrang des evangelischen Glaubens liegt seiner religiösen Natur zu fern, um ihn zu aktiver Gegnerschaft herauszufordern. So stürzt er sich denn in der praktischen Zielsetzung auf die religiösen Abenteuer mittelalterlichen Ursprungs, seine Bekehrungsziele gelten den Ungetauften.

*

Die Truppe hat sich von Paris nach Venedig begeben, in das Einfallstor nach dem türkischen Orient. Die Schwierigkeiten solcher Reisen vermag ihre geschlossene Willenszucht leichter zu bewältigen als ein loser Haufe von Bettelmönchen. Loyola entsendet drei seiner Vertrauten nach Rom, sie sollen vom Papst Paul III. Segen und Geleitbriefe für das Kreuzzugsunternehmen erbitten. Der greise Humanist auf dem Stuhle Petri, der bei der Tafel gern mit jungen Magistern disputiert, lädt die Abgesandten zu Tisch und erörtert mit ihnen gnädig den kühnen Plan. Wohl gibt er ihnen den Segen mit, aber er prophezeit ihnen Erfolglosigkeit. Zwar bricht der abendländische Krieg gegen die Türken bald wieder aus, aber es sind rein weltliche Feldzüge, und Jerusalem liegt dabei ganz außerhalb jeder Reichweite, die geistliche Truppe muß in Italien zurückbleiben.

Was nun? Wo soll dieser noch winzige, aber tatenglühende Jesusbund das Feld seiner Tätigkeit finden? Loyola reist mit Lainez und Faber nach Rom, sie bieten dem

Papst ihre Dienste an. Ja, was in aller Welt wollen sie denn unternehmen? Was können die paar übereifrigen Männer schon Besonderes schaffen! Die Kurie mahnt sie zur Bescheidenheit. Mögen einige von ihnen an der Sapientia, der römischen Theologenschule, Vorträge halten, vielleicht über vertiefte Gebetsübung, das ist immerhin eine Auszeichnung, aber sie wird vielen Studierten zuteil. Im übrigen können sie nach Art der Bettelorden in der Volkspredigt und in der Krankenpflege ihren Gelübden nachleben. Da Loyola auf eine erhoffte Sonderstellung verzichten muß und nicht mit den Seinen als auserwählte Garde des Papstes seinen Ehrgeiz befriedigen kann, so werfen sie sich sogleich mit krampfhafter Leidenschaft auf die geringsten Dienstleistungen, um die übrigen Mönchsgesellschaften im Wettbewerb auszustechen. Es ist eine ganz moderne, der Kirche bisher fremde Rekordsucht, die sie zu Höchstleistungen anstachelt, und dabei wird ihnen die Selbstübertrumpfung wichtiger als der Nutzen für die Sache, der sie sich widmen.

Das mönchische Ordenswesen zeigt in dieser Zeit wieder die ersten spärlichen Ansätze zur Erneuerung, zum Aufstieg aus tiefstem Verfall. Die einst so volkstümlichen Bettelorden der Franziskaner, Dominikaner und Augustiner hatten ihren Einfluß und ihr Ansehen in den breiten Schichten verloren, sie galten nicht mehr als die Helfer der Elenden und die Aufrüttler der Gleichgültigen. Sie hatten sich entweder in den bequemen Genuß der Pfründen zurückgezogen oder sich in den Aufgaben verweltlicht, die durch die vielen neuen Bildungsberufe gestellt wurden. Für eine katholische Volksreformation aus altchristlichem Überzeugungsgrunde kommen sie zunächst weniger in Betracht. Nur einige junge, von der Krisis unbelastete Bruderschaften, voran der Orden der Theatiner, haben das karitative und volksmissionarische Erbe zaghaft und demütig angetreten. Loyolas Truppe findet also viel freie Bahn für begeisterte

Wirksamkeit vor; sie muß sich jedoch auf der einen Seite gegen das Mißtrauen der Bevölkerung durchsetzen, auf der andern gegen die übrigen Träger der verjüngten Mönchsbewegung, die ängstlich darüber wachen, daß ihre Aufbauarbeit nicht durch eitlen Weltgeist geschädigt wird. Loyola sucht so schnell wie möglich den öffentlichen Eindruck zu verbreiten, daß er die Theatiner weit übertreffe, daß die Liebeswerke der Seinen beispiellos seien.

*

Jedenfalls versteht die kleine Jesuskompanie bald überall in Italien von sich reden zu machen, sie versteht es besser als die andern, weil sie ihr Trachten in bewußter Geschicklichkeit auf die äußeren Wirkungen richtet. Das Volk soll staunend gewahren, wie diese Jesusmänner vor keinem noch so widerwärtigen Dienst zurückschrecken. Sie gehen als Krankenpfleger in die schmutzigsten Häuser und zu den Siechen, die mit den ekelhaftesten Leiden behaftet sind, sie sargen die Pestleichen ein, entleeren die Kotgruben; sie tun das vor den Augen der Öffentlichkeit, damit man als heilige Hingabe anerkenne, was zuinnerst aus Ehrsucht geschieht. Sie fürchten sich vor keiner Ansteckung, sie schlafen neben den Aussätzigen; wenn sie Eiterbeulen ausgedrückt haben, waschen sie sich nicht etwa die Hände, sondern beschmieren sich mit dem Unrat das eigene Gesicht, um das Schaudern zu verlernen und als wahrhaft demütige Brüder des Jammers dazustehen. Sie wählen die Lagerstatt mit dem übelsten Ungeziefer, sie decken sich mit den Tüchern zu, die eben erst einen an der Wassersucht Verstorbenen umhüllten.

Den sanitären Spitaldienst fördern solche Pfleger gewiß nicht, eher dürften sie damit die Krankheitsherde weitergeschleppt haben. Und für die Erziehung zur Selbstüberwindung hatte Loyola doch schon viel feinere Mittel ge-

funden. Aber er will mit seiner Truppe Aufsehen erregen, obschon die echte Krankenpflege ihrem schlichten, aufopfernden Wesen nach für Sensationen gar nicht geeignet ist. Doch die Truppe soll um jeden Preis in den Ruf der Tapferkeit kommen, wo sie auch immer wettkämpfend angesetzt wird. Die alte Abtötungsidee des Fleisches wird als Mittel zu dem modernen Zweck der Massengewinnung benutzt. Seht her, wir sind die Allerfrömmsten! Loyola ist ja längst nicht mehr ein individueller Bußschwärmer im Stile der Überlieferung wie in seinen Anfängen, sondern der Organisator einer Gesellschaft, die neue suggestive Verfahren ausprobiert, um durch die Macht über die Herzen auch wirkliche Herrschaft auszuüben.

Noch steckt die lose Planung des kleinen Trupps voller Gegensätze. Zu welcher realistischen Klarheit werden die Leute gelangen, wenn sie die romantischen Tollheiten ihres Werdens erst von sich abgetan haben? Die Persönlichkeit des Gründers läßt in ihrer vielspältigen Leidenschaft schon einen Hauptzug des künftigen Wirkens hervortreten: Sie werden viele Maskierungen verwenden und in allen Kostümen mit stürmischen Übertreibungen auftreten, um zuletzt weder Gott noch der Menschheit zu dienen, sondern die eine Machtidee zu erfüllen, die Führer und Truppe beseelt und verbindet. Ihr unausgesprochenes Hochziel ist die Macht an sich, das Herrschen über andere. Wer ihre Energieleistung in Anspruch nimmt, soll sich ihrem Willen unterwerfen, sie fühlen sich keiner Macht untertan, die außerhalb der Truppe und ihres Prinzips vorhanden ist. Das Christentum muß ihnen die priesterlichen Einkleidungen liefern, damit ihr Machtgedanke niemals nackt zu erscheinen braucht. Das erste Jahrzehnt der jesuitischen Ordensentwicklung zwischen 1540 und 1550 bringt manchen heftigen Wechsel der Methoden und der Gebiete ihrer Betätigung. Loyola ist stets zu eiligster Umstellung bereit, wo er eine Steigerung von Kraft

und Macht durch Mittel erkennt, die ihm bisher fremd waren. Aber er gliedert und verbindet alle einzelnen Unternehmungen durch weitschauende Führungsdisziplin.

Der Papsthof soll die Truppe nicht aus den Augen verlieren, darum bietet Loyola in Rom besonders grelle Schauspiele dar. Mit Fackeln und Blechmusik ziehen sie durch die Straßen, um Almosen zu sammeln und auszustreuen, um die Häuser von den bösen Geistern zu reinigen. Auf Tragbahren führen sie Halbverhungerte mit, die sich unter Labung mit Speise und Segen sichtbar erholen. Wenn das Volk sich unter freiem Himmel stauen soll, um ihre Predigt zu hören, klettern sie halsbrecherisch an den Säulenfassaden umher und machen die Vorübergehenden durch überraschende Zurufe neugierig. Ihre Volkspredigten an die Menge sind auf die Tagesgespräche der Gasse zugeschnitten, sie packen marktschreierisch das einfache Gemüt. Sie überschütten die Leute mit einem wohlüberlegten Schnellfeuer von Gewissensfragen und zwingen ihnen stets die eine Antwort auf: Wir Jesusbrüder sagen euch einzig und allein, was der Herr zu eurer Rettung verkünden läßt.

Und Jesus hilft mitunter den Bußfertigen, die sich zerknirscht in den Staub werfen, mit wunderbarer Schnelligkeit. Der Prediger hat nämlich hinter sich in der Nische zuvor einen Haufen erbettelter Kleider versteckt, die schleudert er jetzt denen zu, die ihre Sündennot am reuigsten bekennen. Als Vorgeschmack auf die Freuden der Seligen im Paradies wird süßes Backwerk verteilt. Um die Höllenstrafen der Unbekehrten sinnfällig zu machen, hält man ihnen eine grauenerregende Buntzeichnung hin oder deckt gar einen gräßlich verstümmelten Leichnam auf, den man irgendwo an einer Stätte des Unheils eben aufgelesen hat. Mit so drastischen Mitteln hatten die alten Bettelmönche kaum je zu spielen gewagt, jetzt kommt auch noch eine bis ins kleinste erklügelte Berechnung der Stimmungswirkung

hinzu. Spannung, Entsetzen, Gelächter und Jubel ergreift die Masse in chaotischem Durcheinander, der Bann der Eindrücke bleibt lange bestehen, gerade das Widerstreitende der Gefühle fesselt immer neu und schafft die geistliche Unruhe, durch die dann die arme Seele zum Wurfball für die jesuitische Lenkung wird.

*

Aber schon nach einigen Jahren erklärt Loyola diese groben Predigtexerzitien mit zufällig zusammengelaufenen Massen für eine Nebensache. Die Truppe dürfe sie höchstens dort fortsetzen, wo man in der Bevölkerung noch nicht Wurzel gefaßt habe, wo die Gesellschaft noch kein geistlicher Machtbegriff sei. Man müsse indessen den festeren Anschluß an die herrschenden Kreise erstreben, an die wohlhabenden Bürger, die Beamten und Gutsherren. Die Masse würde doch wieder unzuverlässig werden, wenn man sie auch nur eine Weile sich selbst überließe, und es würde die Kräfte der Truppe allmählich übersteigen, wenn man alles ständig unter Hochdruck halten wolle. Ignatius hat es nämlich nicht mehr nötig, die Geltung seiner Bewegung von unten her zu erweitern und zu stützen. Die Gunst der Reichen ist zweckdienlicher; in Rom hat er sich jetzt schon ein geräumiges Haus erbettelt, und von diesem Hauptsitz der Truppe aus läßt er seine Sendboten im Gefolge der Standespersonen in die Ferne ausreisen, damit sie auch dort bei den Vornehmen für die Interessen des Ordens werben.

Der Zeitgeist macht eine Schwenkung, die von oben her ausgeht. Loyola hat schon die ersten Symptome erkannt und will sie weidlich zu seinem Vorteil nutzen. Bisher hatte die weltliche Sinnesfreude der Renaissance die Lebensführung der höheren Schichten immer stärker beeinflußt. Die heidnisch antiken Ideale schienen das Denken und Trachten immer ausschließlicher zu bestimmen und den christlichen

Sittengehalt mehr und mehr zu verdrängen. Da erhob sich Platon über Christus, das schwelgerische Symposion über das Meßopfer, in den Palästen spottete man aller Bußlitaneien. Jetzt setzt der Rückschlag ein, zwar noch längst nicht überall und ohne eindeutige Ursachen, aber die Luft weht anders, man sehnt sich nach einem Frieden zurück, den die irdischen Genüsse nicht gaben. Man empfindet die Leere der bunten Vergnügungen, die Gefahren der Wunschfreiheit, man sucht Ruhe, Ernst, innere Sicherheit.

In der vornehmen Gesellschaft war zuvor an die Stelle der christlichen Einehe die freie Liebe der Antike getreten, man huldigte der Kurtisane wie einer Liebesgöttin, nach der Art der griechischen Hetären beanspruchten die Buhlerinnen alle weiblichen Ehren. Da aber eine gewöhnliche Ehebrecherin oder käufliche Dirne noch längst keine perikleische Aspasia ist, so mußte diese erotische Freibeuterei im Überdruß und in der rohen Verderbnis enden. Zu der inneren Übersättigung kommt nun aber auch die wachsende physische Angst vor der rätselhaften Lustseuche, die immer verwüstender um sich greift und die Opfer nur selten gesunden läßt. Diese blutverpestende Geschlechtskrankheit ist aus dem Westen gekommen, aus Spanien und Frankreich, nirgends kennt man den Ursprung, und alle Quacksalbereien halten die fürchterlichen Folgen nicht auf. Da die Prostitution der Hauptkanal der Ansteckung ist, so bietet ein christliches Liebesleben den sichersten Schutz. Moral und Medizin geben dieselbe Verhaltungsmaßregel.

Hier erblickt Loyola ein weites Angriffsfeld für die Truppe, hier kann er gleichzeitig mit religiöser Bußinbrunst und mit Vernunftgründen operieren. Hier kann er sich auch in das intime Privatleben der Vornehmsten einmischen; er möchte die Machtrolle einer geheimen Sittenpolizei übernehmen. Wenn man die verstoßene Geliebte eines Kardinals als büßende Magdalena betreut, so gewinnt man die

genauesten Kenntnisse vom Treiben der Machthaber. Weiß man um die verschwiegenen Sünden der Herrschenden, so hat man immer eine Drohung zur Hand, besonders seit das allgemeine Schamgefühl wieder zunimmt. Ignatius eröffnet seinen Feldzug zur Ausrottung der Unzucht mit den schon üblichen sensationellen Mitteln. Es gibt jetzt genug Kurtisanen, die von ihren Liebhabern auf die Straße gesetzt sind und im Elend umherirren; die Truppe nimmt sich ihrer an, birgt sie in „Marthahäuser" und läßt sie mit Bußliedern auf den Lippen, mit hänfernem Strick statt des unheiligen Geschmeides um den schönen Hals durch die Stadt ziehen und vor den herrschaftlichen Häusern demonstrieren, wo noch die Ausschweifung eine Stätte hat.

Die Jesusstreiter erfahren natürlich bald mit Leichtigkeit, wer mit wem ein ehebrecherisches Verhältnis hat, und nähern sich solchen Personen, um sie zu warnen, ihnen zu drohen und die Bekehrten zu retten, wobei diese dann wohl oder übel in das jesuitische Einflußnetz geraten. Die Kupplerquartiere werden nachts von Mitgliedern der Truppe überwacht; sie notieren, wer aus- und eingeht, man läßt hinter scheinbar ehrbaren Damen Schmähverse herrufen und steckt gefallenen Nonnen unbemerkt eine Teufelsklaue an den Kleiderrücken. Eifersüchtige Ehemänner lassen ihre Gattinnen von den Jesuiten auf einen Buhlschaftsverdacht hin beobachten; man beginnt überhaupt die jesuitische Hilfe in Anspruch zu nehmen, wenn man jemandem einen unsittlichen Lebenswandel vorwerfen will. Dadurch hätte sich nun Loyolas Mannschaft eigentlich viele Feindschaften zuziehen müssen. Wenn das indessen nur selten geschah, so zeugt es von der umsichtigen und geschickten Diskretion, mit der sie vertrauliche Aufträge durchzuführen wußten. Niemand kennt sich mit ihnen genauer aus, man mutmaßt nur unbestimmt, daß sie hier und dort ihre Finger im Spiel haben, und da ist's für alle Fälle besser, sie durch

„gute Werke“ versöhnlich zu stimmen. Denn sie betrachten ja auf recht pfäffische Weise Geschenke als einen Beweis dafür, daß der Spender sich durch gottesfürchtiges Tun von seinen Sünden reinigen wolle. So mehren sich ihre Einkünfte von Jahr zu Jahr, sie erwerben weiteren Grundbesitz und richten einen Kanzleibetrieb ein, der sich mit dem manches Fürsten messen kann.

*

Es empfiehlt sich für hochvermögende Leute, mit der Bruderschaft Loyola gut Freund zu sein. Sie ist zwar noch nicht vom Papst als Orden bestätigt, denn die Kardinäle lieben diese Art von Mönchseifer nicht, aber sie besitzt überall die einflußreichsten Querverbindungen, ihr praktischer Rat hat Hand und Fuß, sie weiß darüber Bescheid, was hinter Gerüchten steckt, vielleicht beflügelt oder stoppt die Truppe selber die Fama, je nach ihrem Wohlwollen oder ihrer Abneigung. Aber Loyola betont den Bittstellern gegenüber mit aller religiöser Leidenschaft, daß seine Hilfeleistung nicht in der weltlichen Sphäre enden dürfe, daß er nur denen zur Seite stehe, die durch seine Fürsorge die himmlische Seligkeit erringen wollten. Seine eigne religiös entzündete Seele wehrt sich noch glühend gegen den andern Trieb seiner Brust, gegen den Hang zur irdischen Anzettelung, zur abenteuerlichen oder schlauen Machenschaft.

Was sollen die Menschen tun, um vor Loyola Gnade zu finden? Die plebejischen Bußekstasen auf den Straßen sind nichts für Leute in geordnetem Dasein, die auf ihren Rang und Stand zu achten haben. Kommt in die Kirchen zu unseren Heiligungsfeiern und Predigten, macht Ernst mit dem Beichtverlangen, kommt in den Beichtstuhl, bekennt eure Sünden und verlangt die Absolution. Die Ohrenbeichte war in den letzten hundert Jahren zur flüchtigen Formsache gesunken, die immer zahlreicheren päpstlichen Ablässe hatten

die Sündenvergebung immer tiefer herabgewürdigt. Warum sollte man noch vor dem Priester seine Missetaten peinlich aufzählen, wenn man für eine Handvoll Münzen die Vergebung einfach im Pauschale erkaufen konnte! Loyola aber faßt die Beichte wieder als einen psychologischen Entlastungsakt auf. Der Beichtende soll sich bis in alle Einzelheiten seiner Vergehen erinnern, sie sollen ihn noch einmal mit ganzer Schwere bedrücken, bis der Priester im göttlichen Gnadenauftrag den Reumütigen von seiner Schuld befreit. Das Geständnis bringt dem Bekennenden stets eine gewisse Erleichterung, das hat man schon in vorchristlicher Zeit und nicht nur in den Priestereligionen erkannt und angeraten. Die Philosophie der Stoiker lehrte, daß die Überwindung der Laster nur möglich sei, wenn man sie nicht mehr geheimhielte, sondern sie mutig den Freunden offenbarte. Auch schon in uralten asiatischen Kulten hängt die kultische „Häutung" des befleckten Menschen vom Bekenntnis des Büßers ab.

Die katholische Beichtzeremonie betont nun die Machthoheit des Priesters mit mystischer Eindruckskraft und bindet die Beichtkinder an sein Diktat. Der Priester hat zu beurteilen, ob die einzelnen Beichtbekenntnisse als Sünden zu werten sind oder nicht, und die Sünden stuft er in verschiedene Grade ein. Er erteilt also Zensuren für menschliches Verhalten, für Gedanken und Taten, die sich doch zu allermeist auf irdische Vorgänge erstrecken. Und wenn er auch, theologisch genommen, einen jenseitigen Maßstab anzulegen hat, so beeinflußt er doch als Sittenrichter die natürliche Vorstellungswelt der Beichtenden. Je feinfühliger und geschickter der Beichtvater durch Frage und Mahnung das Bekennen in Fluß bringt, desto weniger wird das Beichtkind mit seinen Geständnissen zurückhalten wollen. Wenn es sich seine Nöte restlos vom Herzen spricht, tritt auch eine vollkommene seelische Erlösung und Befriedigung ein. Der

Beichtende wird sich daher am liebsten einem Beichtiger eröffnen, der in der individuellen Menschenbehandlung ein Meister ist.

In der Ohrenbeichte entdeckt Loyola ein unvergleichliches psychologisches Machtmittel für seine Truppe. Auf eine ganz geräuschlose und unsichtbare Weise gewinnt der Beichtvater seelische Gewalt über den sündigen Mitmenschen. Vor Gott müßte es gleich sein, ob ein König oder ein Knecht sein Bekenntnis ablegt. Aber es ist für den Beichtvater durchaus nicht gleichgültig, wen er ermahnt, zensiert, berät. Hält er Beichtgericht über einen Großen der Erde, so greift er damit, sei's auch noch so indirekt und leise, in das Schicksal eines diesseitigen Gebildes ein, das wieder mit andern Daseinserscheinungen in Wechselwirkung steht. Ein weltkundiger Beichtvater wird sich bei der Absolution nicht mit kirchlicher Schablone begnügen; er kann seinen eigenen Willen zur Macht betätigen, wenn er die Entschlußkraft des Mächtigen, der vor ihm als Sünder und Ratsuchender kniet, in eine bestimmte Richtung drängt. Denn nicht nur Geschehenes, irdisch Unabänderliches unterliegt dem Beichturteil, sondern auch Geplantes, das sich erst im Geiste des Beichtenden vorbereitet.

*

Loyola besitzt diesen Willen zur Macht, und er bildet seine Truppe zu Beichtvätern aus, die sich auf die Absolution von Hochstehenden besonders gut verstehen sollen. Bei einem befehlsgewaltigen Manne ist der sündhafte Tatbestand viel komplizierter als bei einem alten Dorfweibe, man muß also Unterscheidungen machen, man muß den erlauchten Herrn mit besonderem Takt und Verständnis im Beichtstuhl behandeln. Ignatius bringt es zuwege, daß es bei den Vornehmen bald Mode wird, einen Jesuiten zum Beichtvater zu wählen. Das Beichtwesen ist die Leiter, an der

die Truppe auf die Höhen der Geschichte emporklimmt. Der Mißbrauch des Christentums zu politischen Machtzwecken tritt nirgends so pfäffisch gefährlich zutage wie in der jesuitischen Fürstenbeichte, die durch Jahrhunderte in allen katholischen Landen Intrigenverwirrung und Schaden für die Volkseintracht stiftete. Im Zeitalter der unbeschränkten fürstlichen Macht regieren in Wahrheit die Hintermänner, die täglich das Ohr des Monarchen haben; und der jesuitische Beichtvater hat oft von dem intimen Hofgemach aus mehr Weltgeschichte gemacht als der öffentlich bestallte Staatsmann und Feldherr.

Die ersten höfischen Beichterfolge der Seinen betrachtet der Meister noch mit gewisser Besorgnis. Die Gunst der Herrscher ist wandelbar, die Vorteile könnten zur Schädigung werden, wenn die Launen der Machthaber umschlagen. Doch er sieht mit optimistischer Freude, daß die katholischen Fürsten diese neue Beichtigerart besonders zu schätzen scheinen. Noch sind die Jesuiten als geistliche Hofchargen überall hoch willkommen, die politischen Gefahren bleiben den Herrschern und ihren Räten lange verborgen. Erst als die irdische Weltentwicklung sich von der geistlichen Vormundschaft weiter entfernt, wird dieser geheime Einfluß der Beichtpriester allmählich hier und dort als Last oder gar als Verhängnis empfunden. So kann sich vorerst das neue Machtpfaffentum im jesuitischen Beichtstuhl ein großes, gut verschleiertes Bollwerk errichten. Noch einmal setzt sich in katholischen Landen der Anschein durch, als habe der christliche Himmelsbefehl über die Reiche von dieser Welt zu verfügen.

Dieser Irrtum, vom religiösen Wahn einer kleinen ehrgeizigen Gruppe erzeugt und ins Riesenhafte geweitet, hat das Christentum auf die Dauer viel mehr erschüttert als die Patriotenbewegung der Volksstaaten.

Die jesuitische Beichtdiplomatie konnte natürlich nicht

mehr die schwärmerischen Umgangsformen gebrauchen, mit denen die Truppe im niederen Volk ihre Eroberungszüge gemacht hatte. Die bußekstatischen Tollheiten der Anfangszeit lehnt Loyola allmählich immer entschiedener ab, er verbietet jetzt den Seinen sogar alle Ausschreitungen der Affekte. Sie sollen sich nicht mehr hemmungslos in die mystische Übersinnlichkeit entrücken lassen, sondern auch im Zustande äußerster religiöser Hingabe die Herrschaft über sich selbst behalten. Die Tugend der Disziplin gilt also nicht nur für die Ordnung der Gemeinschaft, sondern auch für das Innenleben des einzelnen, das in jedem Augenblick vor der Selbstkontrolle bestehen soll. Um sich darin zu üben, müssen die Brüder sich gegenseitig von den Visionen berichten, die sie bei der Gebetsversenkung erlebt haben. Sie erörtern dann die jeweils richtige Sekunde für den willensmäßigen Abbruch der religiösen Phantasieschau. Hat dann aber, so muß man fragen, die Bußverzückung überhaupt noch einen höheren Sinn als den eines interessanten psychologischen Experiments mit sich selbst? Loyola würde erwidern, daß ohne priesterliche Affektsteigerung der Laienmensch in keinen tiefen Bußbann geriete. Der jesuitische Priester soll zwar der Treiber in die Ekstase sein, selbst aber nicht in dem Gefühlsmeer steuerlos werden, sondern sich in jedem Augenblick die Landung am Ufer der Realitäten befehlen können.

Ein zuverlässiger Wille entfaltet sich aber nur in einem ausgeglichenen Körper. Ist der Leib durch Aszese verkrampft, so wird auch der Wille in seinen Zielsetzungen ungesund verzerrt. Darum Schluß mit der falschen Abtötung des Fleisches, durch die nur der geistige Wille brüchig und kränklich wird! Alle übertriebenen Bußübungen schmälern die Überlegenheit der disziplinierten Gesamtpersönlichkeit. Die Exerzitien werden eine planvolle Selbstausbildung der Eigenschaften, die zum Gehorchen und zum Befehlen

befähigen. Unterordnung und Führung sind nur zwei Seiten derselben einheitlichen Willenshaltung. Loyola untersagt den Brüdern aufs strengste das Geißeln, das Barfußlaufen, das Tragen quälender Kleider und das übermäßige Fasten. Sie sollen ein bequemes Lager und eine gut nährende Kost haben, ihre Lebensgewohnheiten dürfen im Durchschnitt denen eines bescheideneren Edelmannes entsprechen.

Diese Pflege des leiblichen Menschen soll dem Willen ein „harmonisches Gehäuse" liefern. Der Wille ist das Wertvollste, was der einzelne zum Aufstieg des Ganzen einsetzen kann, Willensenergie schmiedet den Schlüssel zur Macht. Letzten Endes soll nicht der seelsorgerische Erfolg entscheidend sein, sondern „die Okkupation der Menschheit durch die Gebote, die der Orden im Auftrag des Höchsten zur allgemeinen Geltung bringt". Das ist eine imperialistische Formel, ein militärischer Tagesbefehl an die Truppe, die auszieht, ein Weltreich zu unterwerfen, in dem sie kommandieren, begnadigen und verdammen kann. Das Kreuz Christi wird zum Bannerwappen erwählt, aber die Parole brauchte nicht anders zu lauten, wenn der Kampf im Namen der göttlichen Majestät eines altrömischen Kaisers geführt würde.

*

Noch bei Loyolas Lebzeiten erstrecken sich die Ordensprovinzen über das ganze Abendland, und die ersten Pioniere sind schon nach Übersee in die Kolonien und die noch unerforschten Fernen unterwegs. Erst nach Jahren des Zögerns erteilt der Papst im September 1540 der Societas Jesu die kirchlichen Ordensrechte, anfangs nur mit der Beschränkung auf sechzig Mitglieder, denn die Vielgeschäftigkeit der Loyolatruppe, ihr Methodenwandel und ihr Machthunger erschienen der Kurie noch immer bedenklich. Ignatius wünschte zwar „dem Regiment der streitenden Kirche" eine schlag-

kräftige Kampftruppe zur Verfügung zu halten, aber sein Orden sollte in der Dienstbarkeit für das Papsttum doch recht frei und beweglich bleiben. Als nun der Orden eine bestätigte Einrichtung der Kirche geworden ist, sträubt sich Loyola, das Amt des Generals anzunehmen; auch das eine altrömische Cäsarengeste, seine Führerwürde soll in der Notwendigkeit seiner Leitung bestehen. Als Ordensoberhaupt tritt er kaum noch priesterlich an die Öffentlichkeit, man sagt, er sei allmählich äußerlich menschenscheu geworden, um seine Programme und seine ausführenden Organe desto schärfer im Gedankenstudium zu durchleuchten.

Sein Tatwille richtet sich jetzt vornehmlich auf die organisatorische Straffung der Disziplin. Dieser jesuitische „Kadavergehorsam", an dem Loyola bis zu seinem Tode gestaltet hat, ist von der einfachen soldatischen Kommandopyramide durchaus verschieden. Gewiß, der Nachgeordnete hat zu gehorchen, aber der Befehlende wird auch von unten her an den Zügel genommen. Jeder Bruder hat über seinen unmittelbaren Vorgesetzten an den nächsthöheren kritischen Bericht zu erstatten. Das führt zur Überwachung aller durch alle, nichts bleibt oben verborgen, was innerhalb der unteren Ordensinstanzen geschieht. Nur die höchste Stelle, der General, behält sich das Recht vor, einzelnen Brüdern Geheimaufträge zu geben, über die sie zu jedem andern schweigen müssen. Darum weiß keiner außer dem General, welche Sonderfunktionen die Brüder noch nebenbei oder vielmehr heimlich in der Hauptsache ausüben. Man hat dies System eine geniale Bespitzelung genannt; es zeugt gewiß nicht von ehrlichem Freundessinn, aber es bedeutet auch eine außerordentliche Leistungsprüfung und Leistungssteigerung des Gesamtapparats. Ungehorsam und Umtriebe sind nahezu ausgeschlossen, großsprecherische Vortäuschungen ebenso.

Um Loyolas Disziplinregelung zu verstehen, muß man sich vergegenwärtigen, daß die Truppe ja längst nicht mehr als

geschlossene Kompanie marschiert. Ein paar hundert Männer sind in den Räumen zwischen Lissabon, Paris, Wien, Warschau, Rom auseinandergezogen, eine Botschaft von hier nach dort braucht mitunter Monate. Da muß die Fülle der Berichte die Langsamkeit der Übermittlung ausgleichen. Loyola hatte noch einige Male gegen Auffässigkeit anzukämpfen, einige der ältesten Genossen konnten sich am schwersten an die neue intellektuelle Technik der Zusammenarbeit gewöhnen, sie glaubten der schwärmerischen Erleuchtung mehr gehorchen zu sollen als dem Schachtelprinzip der Vorschriften. Rodriguez setzt als Ordensprovinzial von Portugal die Bußkasteiungen und grotesken Aufzüge fort, bis ihn der wohlunterichtete General abberuft. Wer in Gewissenskonflikte gerät, darf sich nicht mehr zu einsiedlerischer Versenkung in die überirdische Schau zurückziehen, sondern hat seine Skrupel den versammelten Brüdern vorzutragen. Darauf gibt jeder sein Gutachten ab, und zuletzt stellt der Führer fest, wie sich der Schwankende in Zukunft auszurichten habe.

Der alternde General genießt bei seinen Brüdern eine Verehrung, die nach den Zeugnissen aus seiner Umgebung mit unheimlichen Eindrücken durchmischt war. Gespenstisches umschwebt seine Züge. Sein Ausdruck soll sich binnen weniger Stunden derart verwandelt haben, daß ihn keiner wiedererkennen konnte, der ihn nur einmal zuvor erblickt hatte. Das Wesen dieses seltsamen Mannes ist so vielgliederig, daß keine Formulierung das ganze Gewebe seines Innern zu schildern vermöchte. Glut und Kälte, Inbrunst und Schlauheit wohnen in ihm dicht nebeneinander. Vom Madonnenlächeln bis zur Kriegerwut kann dies Antlitz das Herz widerspiegeln. Trotz, Gelassenheit und Güte treten abwechselnd als Charaktermerkmal hervor, aber in jeder seiner Regungen schwingt mehr. Sind die Lippen nicht hochmütig und ironisch gekniffen? Sprüht nicht Schalkheit aus seinen

Augen? In das Kinn ist Herrscherenergie gemeißelt, aus den Stirnfalten spricht der wissende Tiefsinn. Niemand kennt ihn wirklich ganz, alle beugen sich erschaudernd vor dem Rätsel seiner Persönlichkeit.

Seine Gegner haben ihn als großen Schauspieler abtun wollen, er ist wohl auch das, aber er läßt ein Werk zurück, das ihn als einen gewaltigen Tatmenschen ausweist. Auch sein Komödiantentum, ein spanisches Bluterbe, führt zuletzt immer zur Realität und mündet in eine Art Rechenexempel. Er ist der Schöpfer dessen, was die moderne Welt unter Propaganda versteht. In unbewußter Schwärmerei beginnt er mit den Werbeaktionen, die er dann psychotechnisch bewußt entwickelt. Die „propaganda fides" ist ein späteres Jesuitenschlagwort, sie verstanden darunter Loyolas Methodenlehre für die Verbreitung jener Gläubigkeit, die der Orden für die alleinseligmachende hielt.

Die äußere Missionsarbeit des Ordens beginnt bezeichnenderweise mit der Judenbekehrung. Die jüdische Rasse ist für die jesuitische Art der Religionsübung besonders empfänglich. Diese Erfolgsmethodik, die sich einer geschickten Mischung aus Intellektualismus, Magie und Organisation bedient, kommt den Anlagen des jüdischen Geistes entgegen. Die internationale Heimatlosigkeit dieses Volkes, das der mittelalterlichen Bindung an das Ghetto entrinnen will, entspricht den überstaatlichen Zielen des Ordens, der keine weltlichen Vorurteile kennt, auf das beste. Loyola setzt sich mit Nachdruck beim Papst für die Taufe der Juden ein. Er errichtet Heime für jüdische Konvertiten und verbindet die Taufakte mit pomphaften Feiern, in denen sich die Weltpropaganda für den siegreichen Christus veranschaulichen soll.

Der Stifter dieses grenzenlos weitwirkenden Propagandaordens neigt mit der Zeit immer mehr zur Anonymität, seine Person soll hinter der Sache verschwinden, sein Ehr-

geiz versachlicht sich. Er hat darauf verzichtet, der Truppe seinen Namen zu geben, die Brüder haben keinem Menschen die Treue zu geloben, sondern den Zielen, für die gestritten wird. Wo er merkt, sie wollen mit ihm Führerkult treiben, entwindet er sich ihnen schroff abweisend. Kein einziger Maler darf ihn konterfeien, sein Bildnis soll die Freunde nicht von dem Dienste für die Idee ablenken. Im Bilde, sagt er, ließe sich nur der flüchtige Eindruck erfassen, den das menschliche Angesicht zufällig auf den Betrachtenden macht, er wolle nicht, daß sich seine Jünger ihn in der einseitigen Auffassung eines Künstlers vor Augen hielten, sie mögen sich lieber an die Fülle der Pflichten erinnern, die er ihnen hinterlassen werde.

*

Als er unerwartet im Juli 1556 hinscheidet, vergessen die um ihn Weilenden in ihrem Schmerz seinen Wunsch und bestellen einen berühmten Hofmaler, der den Toten porträtieren soll, ehe der Kopf verfällt. Mit Eile macht sich der Künstler ans Werk, aber er erschrickt unter der Einbildung, Loyola richte sich höhnend und drohend auf und ziehe Grimassen, um ihn an seiner Arbeit zu hindern. Bebend vollendet der Maler das Bild, aber es erscheint ihm trotz aller aufgewandten Kunst nicht gelungen. Traurig bestätigen die Brüder, das sei ihr Loyola nicht, das sei irgendein kluges, fremdes Gesicht, so habe er weder gelächelt noch mit Strenge dreingeblickt. Solange es noch Maler gab, die den Ordensgeneral bei Lebzeiten gesehen hatten, wurde der Versuch wiederholt, seine echten Züge auf die Leinwand zu bannen. Man rückte die Staffeleien sogar vor den Altar und las heilige Messen, während der Künstler aus Erinnerung und Phantasie den Verblichenen formte, aber niemals konnten die Seinen ausrufen: Das ist er. Die höchsten Meister des Pinsels von Tizian bis Rubens haben seine

Gestalt in mannigfacher Auffassung idealisiert, doch überall begegnet uns etwas Maskenhaftes.

Wer er wirklich war, lehrt nur seine Schöpfung, die das endgültige Prinzip des Gründers niemals verleugnete. Schon die Umstände seines Todes zeigen symbolisch an, wie er in seinem Werke unterzutauchen wünschte: Er fühlt sich elend, seine Kräfte nehmen schnell ab, er sitzt in seiner niedrigen Klause vor den zu Stapeln getürmten Briefsachen. Der Gänsekiel zittert, die Buchstaben flimmern, aber heute hat er keine Zeit zum Sterben. Denn in der Frühe geht die Post nach Spanien und Übersee ab, da muß alles fertig sein, keine Liste darf zurückbleiben. Morgen wird er den Heiligen Vater um den Abschiedssegen bitten lassen und die letzte Ölung nehmen. Doch der Tod will nicht warten, zwischen Nacht und Morgen packt er ihn jäh. Der große Erneuerer der Beichte geht selbst ohne letzte Beichte zur Ewigkeit ein. Die riesigen Weltgeschäfte seines Ordens waren ihm zuletzt doch wichtiger gewesen als die Sorge um seine eigene Seligkeit.

Missionsabenteuer im Fernen Osten

Der orbis terrarum erweitert sich im Zeitalter Loyolas für das abendländische Bewußtsein von Jahr zu Jahr. Die Erde muß also doch etwas Kugelähnliches sein, wahrscheinlich mit allerlei Höckern und Schlünden. Das mögen im einzelnen die Geographen und Seefahrer feststellen. Die Könige von Portugal und Spanien betrachten sich als Herren der neuentdeckten Länder, sie wollen dort ihre Hoheit aufrichten und Schätze einheimsen. Den Streit zwischen den beiden meerbeherrschenden Nationen hat der Papst geschlichtet; alles, was westlich eines bestimmten Längengrades am nahen Atlantik liegt, soll den Spaniern gehören, aller östliche Kolonialbesitz den Portugiesen. Dafür hat der Papst die unsterblichen Seelen aller dieser Eingeborenen in seine Obhut genommen. Sie wissen nichts von Jesus Christus, sie sollen die Taufe empfangen, um erst dadurch zu vollwertigen Menschenkindern zu werden. Erst als Christen sind sie rechtsfähige Personen; wie könnten sie beispielsweise einen Untertaneneid schwören, solange sie Heiden sind!

Schon mit den portugiesischen Schiffen des Vasco da Gama, die Afrika umsegelten und Indien erreichten, waren Priester hinausgezogen. Columbus führte das Heilandskreuz gen Amerika. Aber die ersten gewaltsamen Massenbekehrungen boten recht unwürdige Schauspiele, man verkündete den Einheimischen die christliche Liebesbotschaft und behandelte

sie doch nach brutalsten Instinkten, sie blieben in Wahrheit vogelfrei. Diese europäischen Kolonisten waren meist ein wüster Abenteurerschlag, ihr Christentum bestand nur in leeren Gebräuchen, im übrigen führten sie einen viel schlimmeren Wandel als die farbigen Barbaren, denen sie das Licht der christlichen Kultur bringen sollten.

*

Mit Unwillen erfährt der Papst von den grauenhaften Mißständen in diesen neuen Weltreichen der Christenheit, er ruft das Gewissen des portugiesischen Königs an und empfiehlt ihm, einige Mitglieder der jungen Truppe Jesu als Missionare nach Indien zu senden. Loyola hat von seiner alten Garde gerade nur Franz Xavier zur Verfügung, den er einst in Paris bekehrte. Er schickt den völlig Unvorbereiteten sofort nach Portugal ab, Befehl ist Befehl. Nur mit seinem Brevier gerüstet, tritt der künftige „Apostel des Ostens" die Seefahrt an, die ihn um das Cap der Guten Hoffnung nach Indien führt. Er kommt nach Goa, in die Hauptstadt der portugiesischen Kolonie; ungeahnt phantastische Bilder bieten sich ihm dar. Am Ufer des Mandoviflusses, zwischen Kokoswälder gebettet, liegt die prunkvoll errichtete Europäerstadt. Er findet eine steinerne Kathedrale vor, einen Bischof, ein Franziskanerkloster, übermütige Adlige, freche Buhlerinnen und breitspurige Matrosen.

Alles dreht sich um Geld und Genuß, auch die reichen Einheimischen sind schon durch die Laster verdorben. Die Rosenkränze, die ihnen tief über die Schultern hängen, sind aus kostbaren Steinen, man murmelt die Gebete nach Vorschrift, beugt die Knie vor dem weihrauchduftenden Altar und führt doch ein unbekümmertes Leben in Taumel und Gier. Gleich hinter der Stadt aber beginnt die Heidenwelt, in der es trotz Götzendienst und Tieropfer viel ordentlicher und anständiger zugeht. Das ist der schwerste Kummer des

Paters, die Wilden sind leider doch bessere Menschen. Von der Problematik aller auswärtigen Missionsarbeit wird er freilich nicht angefochten, wenn er mit der Heidenbekehrung noch wartet. Er will jetzt das „wahre" Christentum zunächst unter den europäischen Altchristen in Goa zum Durchbruch bringen und übersieht, daß damals das Leben in Rom oder Madrid auch alles eher als mönchisch war.

Aber er besinnt sich auf die jesuitische Diplomatie und beginnt unter den Beamten, Offizieren und Handelsherren mit Ausfragungen und heimlichen Nachforschungen. Als bescheidener Pater lädt er sich bei ihnen zu Gast und kundschaftet mit harmloser Miene alles aus, was er über ihre Praktiken wissen will. Dann berichtet er, der scheinbar ganz Einflußlose, direkt an den König nach Lissabon, schildert ihm das Treiben seiner Beauftragten und bittet, an diesem und jenem durch Konfiskation der Güter und Einkerkerung ein Exempel zu statuieren, sonst würden alle Versuche zur Förderung des Christentums in Indien vergeblich sein. Man werde bald erleben, daß der Zorn Gottes die Hoffärtigsten heimsuchen werde, streut er in der indischen Hauptstadt aus, und noch kein Jahr ist vergangen, da trifft seine Prophezeiung ein. Viele entschließen sich, erschreckt durch den königlichen Unwillen, zu einem bußfertigen Gehaben, ohne deshalb doch von ihren Unsitten zu lassen. Aber Xavier kommt hinter ihre Schliche, er freundet sich mit den Dienstboten an, der Köchin bringt er neue Rezepte, dem Diener erwirkt er Urlaub, und sie plaudern ihm aus, was er hören will.

Dem Bischof von Goa verheimlicht er seinen Rang als päpstlicher Legat, sein schlichtes mönchisches Auftreten erleichtert ihm auch im Domstift und Kloster die Beobachtung. Mit unermüdlichem Fleiße eignet er sich die verschiedensten Berufskenntnisse an, mit den Bankiers, mit den Baumeistern, mit den Kapitänen, mit den Perlenhändlern weiß er fachmännisch zu reden und ihnen sogar Rat zu erteilen, er

will sie lehren, ohne Betrug und Gewalttat sogar noch mehr zu verdienen. Gott werde ihre Geschäfte segnen, sofern sie nur Reue empfänden und Buße täten. Er betrachtet es als den Willen des Himmels, daß er mit „frommer List" sein Ziel verfolge. Den schwer fronenden Eingeborenen verspricht er soziale Erleichterungen, wenn sie den Geboten des christlichen Glaubens aufmerksam nachleben wollten. Die armen Farbigen, zu denen noch kein Weißer so verlockend gesprochen hat, schenken ihm ihr kindliches Vertrauen, sie knien hingebungsvoll vor dem Kreuz des Beichtvaters, aber sie werden ihren Herren aufsässig und hoffen auf die Stunde, wo sie sich selbst in die Sänften und Karossen setzen werden. Indien müsse erst in weltliche Unruhe versetzt werden, ehe es für das Reich Gottes zu gewinnen sei, schreibt der Pater nach Rom.

*

Inzwischen sind von dort schon weitere Brüder der Truppe Jesu nach Indien abgefahren. Xavier unterrichtet die Neulinge in seinen Missionsmethoden und arbeitet Instruktionen für ihr Auftreten aus, in denen er sagt: „Erkundigen Sie sich stets nach den Lastern der Leute, sehen Sie, wer bestechlich ist und wer mit losen Weibern Umgang hat. Wenn Sie dann mit den Sündern unter vier Augen über deren Vergehungen sprechen, so tun Sie es stets mit lachendem Gesicht und in liebenswürdigem Ton, als wenn sich das von selbst verstünde. Sie werden den einen durch freundschaftliche Umarmung gewinnen, den andern durch Unterwürfigkeit, den dritten, indem Sie ihm durch überlegene Bildung imponieren." Wenn sich Xavier in den Matrosenschänken zu den Zechern und Spielern setzt, macht er mit ihnen mit, bestellt eine neue Flasche und leiht den Verlierenden Geld. Warum sollen sie dem netten Pfaffen nicht auch einen Gefallen tun, und so lassen sie sich von ihm zu Messe und Beichte schleppen.

Der Gouverneur möchte den lästigen Jesuiten, der in alles seine Nase steckt, wieder los sein und fordert ihn auf, die entlegenen Küstenstämme zu missionieren. Im Süden leben die Paraver, eine Kaste von Perlenfischern, die sich unter portugiesischen Schutz gestellt haben, um vor den mohammedanischen Seeräubern Ruhe zu haben. Die portugiesische Flotte erschien, die Paraver mußten am Strande antreten und wurden durch priesterliche Zeremonien in die christliche Gemeinschaft aufgenommen. Sie verstanden kein Wort, doch sie haben Zettel mit Taufnamen bekommen, die sie um den Hals tragen sollen, und damit ist das Reich Christi wieder um zwanzigtausend Seelen vermehrt!

Zu diesen „Christen", die in Schilfhütten hinter glühenden Dünen wohnen, kommt der jesuitische Heilsbringer, nachdem er in ihrer Sprache Gebete gelernt hat. Barfuß wandert er in schwarzer Kutte durch den heißen Sand, schwingt ein Glöckchen und fordert die Erstaunten auf, ihm zu folgen, denn er wolle ihnen Gutes tun. Sie lassen ihre Barken, von denen sie sonst in die Fluten tauchen, am Ufer stehen und scharen sich um ihn. Und nun merken sie, er hat es auf die alten Tempel in den Kokoshainen abgesehen und will sie hier von den bösen Erdgeistern befreien.

Sie hören von ihm, was die feierliche Handlung damals bedeutet hat, als jene fremden Priester mit dem Kreuz kamen. Nun, wenn dieser neue weiße Bote nicht Perlen nehmen, sondern nur den Zauber der Opferstätten zerstören will, so soll er es ruhig tun, aber sie selbst müssen jetzt wieder an die Arbeit gehen. Um so begeisterter laufen die Kinder hinter Xaviers Glocke her, es gibt hier eine herrliche Abwechslung bei ihren Spielen. Er lehrt sie Sprüche und Verse, sie müssen auf christliche Weise knien, singen und das Kreuz schlagen. Aber viel schöner ist es, wenn er sie in den Wald zu den Götzenaltären führt, sie dürfen die bemalten Lehmfiguren, die Affen, Schlangen und Kühe dar-

stellen, mit Steinwürfen zerschlagen und die Klumpen zertrampeln. Sie dürfen sogar an den unheimlichen Feuerstellen, wo bisher Fische und Körner als Opfer verbrannt wurden, ausspucken und ihre Notdurft verrichten. Die Kinder möchten den guten Vater überhaupt nicht mehr fortlassen, sie geloben, ihn nicht zu vergessen und den Kreuzgott auch nicht, denn sie wollen im Himmel selig werden und nicht im tiefen Höllenfeuer brennen. Aber ihre Mütter und Väter sollen mit ihnen die Freuden dort droben genießen, so werden die Kinder wiederum die Missionare ihrer Eltern.

*

Xavier zieht weiter an den Küsten entlang und kommt nach Ceylon zu dem mächtigen Fürsten von Candy. Auch er hatte portugiesische Hilfe gegen seine Feinde in Anspruch genommen und dafür die Bekehrung zum Christentum gelobt. Als aber die weißen Truppen wieder sein Land verließen, kümmerte er sich nicht länger um sein Versprechen, sondern wandte sich wieder dem Buddhakult zu. Sein Land birgt zwei hochberühmte Heiligtümer, die Pagode mit dem Zahne Buddhas und den Felsen mit seinem Fußabdruck. Seit er den Tempel mit dem heiligen Zahn wieder öffnen ließ, hat er es mit den Portugiesen verdorben. Aufs neue von Nachbarn bedrängt, fragt er Xavier um Rat, der sich erbietet, das Bündnis mit Portugal wiederherzustellen, wenn er dafür ermächtigt werde, den heidnischen Aberglauben aufs gründlichste auszurotten. Wieder bedient sich der Jesuit der Kinder zu seinem Zerstörungswerk. Sie verbrennen den Tempel und zerschlagen den Zahn zu Staub, der Felsen wird so lange behämmert, bis die Fußspur des Erhabenen verschwunden ist. Die Jugend hat ihren Spaß, und der Priester sorgt dafür, daß sie weiterhin „christlich" beschäftigt ist, sei es mit Verwüstung oder mit Aveläuten und Fahnenschwingen. Und Candy erhält zum Ersatz für

den vernichteten Zahn das Fingerglied eines christlichen Heiligen als heilige Stiftung geschenkt. Nun reist der große Missionar von einem indischen Fürstenhof zum andern, seine Glocke schallt, er verheißt portugiesische Waffenhilfe mit Pulver und Blei, die Kinder laufen ihm nach, die Götzenbilder fallen. In Europa werden die Siegesberichte des erfolgreichen Apostels von den katholischen Kanzeln feierlich verlesen.

Unterdessen richtet Xavier seine Sehnsucht nach den Märchenländern des Fernen Ostens, den man bisher nur aus phantastischen Erzählungen kennt. Mitunter waren schon Seeleute nach den japanischen Inseln verschlagen worden, hatten sich aber nicht mit den Einwohnern verständigen können und wußten daher nur ganz äußerliche Schilderungen zu geben. Der Pater hat endlich Glück; in Malakka findet er einen japanischen Flüchtling, der sich wegen eines Mordes in seiner Heimat nach einer portugiesischen Niederlassung durchschlagen mußte. Der Japaner erfährt von dem fremden Priester, er könne von seiner Blutschuld befreit werden, wenn er den Glauben der weißen Rasse annähme, aber er müsse sich dafür ganz dem Dienst des Christengottes weihen. Der Mörder wird auf den Apostelnamen Paulus getauft und soll nun zunächst der Lehrmeister des Jesuiten in japanischer Sprache, und Kultur werden. Paulus entstammt der gebildeten Schicht und vermag zusammenhängende Bilder von Japan und auch von dem legendären Kaiserreich China zu geben. Xavier meldet alles, was er erfährt, sogleich nach Rom an Loyola weiter und jubelt, er werde mit Hilfe seines lieben Paulus die letzten Heidenländer für Christus erobern, so wie einst der Apostel den Westen gewann.

Die Japaner seien viel klüger und selbstbewußter als die indischen Völker, erklärt der Neugetaufte, sie würden das Christentum nur annehmen, wenn sie sich durch Vernunft-

gründe überzeugten, daß dieser Glauben nützlicher sei als der alte. Xavier vernimmt, daß ihre Religion eine buddhistische Abart sei, die heiligen Bücher sollen in einer Geheimsprache abgefaßt sein, die nur die Priester verstehen. Paulus weiß nur, daß auch Chinesen und Mongolen sich nach diesen göttlichen Gesetzen richteten. Staunend horcht der christliche Priester auf, als der Japaner die Kultformen schildert. Auch dort leben ehelose Mönche in Klöstern und heiligen sich durch Fasten und Meditationen. Sie lehren, daß es nur einen Gott, aber noch mancherlei wunderkräftige Heilige gebe, daß die Seelen der Abgeschiedenen himmlisch erhöht und höllisch verdammt würden, daß sie durch die Fegefeuer der Reinigung müßten. Sollte etwa das Christentum schon einmal im Osten verkündigt und nur durch falsche Auslegung und Übung getrübt sein? Paulus meint, man müsse in Japan und China die Priester in der feinen geistigen Disputation überwinden; brächte Xavier die stärkeren Argumente bei, so würde man mit einer „Verbesserung" der Religion einverstanden sein.

*

Auf einer malaiischen Dschunke machen sie sich übers Meer nach Japan auf, Xavier hat noch mehrere Ordensbrüder zu der abenteuerlichen Expedition herangeholt. Sie landen in der Heimat von Paulus, der nun als Christ die Vergeltung seiner Untat nicht mehr fürchtet. Neugierig strömen die Japaner zusammen, sie belagern die Wohnung der Weißen und bestürmen sie mit Fragen, denn endlich ist nun eine Unterhaltung mit den Fremden möglich. Man hat vergessen, daß der Dolmetsch Paulus ein Mörder war. Mit gekreuzten Beinen sitzen sie auf ihren Kissen im Kreise herum, auch die kahlgeschorenen, schwarzbemäntelten Priesterbonzen finden sich ein, noch ahnen sie nicht den Wettbewerb einer anderen Religion. Bald schickt der Gebiets-

fürst, der Daimyo von Takasiha, um die ungewöhnlichen Gäste in seinen Palast zu laden. Mit den ehrenvollsten Zeremonien empfängt er die Fremden und forscht sie, während sie um ihn herum auf Matten kauern, einen halben Tag lang nach ihren Gebräuchen, Schätzen und Machtmitteln aus. Takasiha interessiert sich weniger für Glaubenssätze als für Kanonen und Gewehre, er will die Waren kennenlernen, die Europa mit Japan austauschen kann. Xavier lenkt die Gespräche auf die Naturkräfte hin, er redet von den Erzen in Bergestiefen, von Wasserkünsten, vom Donner und Blitz, vom Lauf der Gestirne und entwickelt ganz verblüffende Kenntnisse, die für die Japaner unerhört und doch einleuchtend sind. Wer hat nun das All mit seinen Wundern erschaffen? Nach japanischem Glauben ist die Welt aus einem im Sturme zerbrochenen Ei hervorgegangen, das Eiweiß wurde zum Himmel, der Dotter zum Meer und die Schale zum Land, aber daran glaubt man nicht mehr so recht, da es ein Märchen sei.

Xavier weiß besser Bescheid. Gott Vater schuf in sechs Tagen die Welt und den Menschen, aber da schon der erste Mensch der Sünde verfiel, schickte Gott seinen Sohn, um das Menschengeschlecht von der Verdammnis zu erlösen. Der Daimyo und die Bonzen krausen nachdenklich die Stirn, wenn dieser gelehrte Mann das behauptet, wird er es auch beweisen können. Die endlosen Debatten dehnen sich von Woche zu Woche, oft wird der Missionar durch das Kreuzfeuer der Einwände in Verlegenheit gebracht. Wie spitzfindig sind diese Menschen! Wenn Gott allmächtig ist, so hatte er es doch gar nicht nötig, erst seinen Sohn zu opfern, dann konnte er einfach alles befehlen, was er wollte, entgegnen sie ihm. Und warum hat Gott nicht längst den Teufel getötet und die Höllenfeuer gelöscht, wenn er allgütig ist? Xavier muß alle dialektischen Talente springen lassen, sie setzen ihm immer heftiger zu, er braucht sich nur

auf der Straße zu zeigen, schon umschwirren ihn die Zurufe, die Leute haben sich immer kniffligere Fragen zurechtgelegt. Wenn er zu predigen beginnt, unterbrechen sie ihn mit ihren Meinungen, es gehört schon unendliche Geduld dazu, um überhaupt ihren Einwänden standzuhalten. Sind sie endlich befriedigt, so lassen sie sich auch aus Höflichkeit „taufen", sie benutzen dann zur Gebetszeremonie das von Xavier geweihte Wasser, während sie bisher das teuer gekaufte Wasser benutzten, in dem sich der Kaiser die Füße gewaschen hatte.

*

Wer ist der Kaiser, wo steht sein Thron? Xavier will zu ihm hin, er will ihm Grüße und Geschenke des römischen Herrn der Christenheit überbringen. Der Weg in die Residenz geht hundert Meilen nordwärts über zerklüftete Gebirge, und als er in dem heutigen Kioto anlangt, findet er die Kaiserstadt von Bürgerkriegen verwüstet. Barrikaden versperren die Straßen, die Adelsgeschlechter stehen in erbittertem Kampf um die Macht. Die hohe Schule, an der Xavier die christlichen Lehren vortragen wollte, sind geschlossen, die Priester beteiligen sich an den wilden politischen Fehden. Und der „große Voo", der kaiserliche Göttersohn, ist keineswegs der Beherrscher des Landes, sondern nur eine lebendige Götzenfigur, deren kultische Erhabenheit keine Berührung mit der wirklichen Welt verträgt. Niemand darf dem Kaiser ins Gesicht sehen, seine Heiligkeit würde dadurch beschmutzt. Seine Haremsfrauen reichen ihm täglich ein neues Gewand und ein frisch aus dem Ofen gekommenes Porzellangefäß für die Nahrung; Kleid und Schüssel müssen nach einmaligem Gebrauch vernichtet werden. Diesen kostspieligen Hofstaat vermag der Kaiser schon längst nicht mehr zu bestreiten, die Palastmauern verfallen, die göttliche Majestät muß durch Papierschirme vor den Augen der Neu-

gierigen geschützt werden. Durch die Risse im Gemäuer strecken die Hofbeamten den Arm heraus und bitten die Vorübergehenden um eine milde Gabe. Der große Voo besitzt weniger irdische Macht als der jüngste Kriegshauptmann, seine einzigen Einkünfte sind nur noch der Verkauf seines Badewassers und der Tuschblätter, auf die er heilige Sprüche pinselt.

Xavier hat sich zwar um eine Audienz bei dem armen Götzenmenschen beworben, da er aber, nur durch einen Wandschirm von ihm getrennt, platt auf der Erde liegen müßte, verzichtet er auf die Nähe des Erlauchten, um keine Abgötterei zu begehen. Er verläßt diese traurige Kaiserstadt, um sich an die Männer zu wenden, die das Regiment ausüben, es sind die Daimyos, die Territorialherren, die eifersüchtig um die Vorherrschaft ringen. Ein wahrhaft gigantischer Plan entsteht im Geiste des Jesuiten: er will den mächtigsten dieser Daimyos zum christlichen Kaiser von Japan machen.

Der Fürst von Jamagutschi scheint für seine Absicht am meisten geeignet zu sein, ihm läßt er seinen Besuch durch eine pomphafte Botschaft melden. Xavier legt prunkende, goldgestickte Gewänder an, denn für mönchische Demut haben die Japaner kein Verständnis. Den ehrsüchtigen Fürsten begrüßt er mit den Titeln, die nur dem Kaiser zukommen; der allmächtige Christengott wolle ihn über alle andern Daimyos zum Oberhaupt setzen. Der Abgesandte des Papstes öffnet die Geschenktruhen und überreicht europäische Wunderwerke, darunter eine Uhr, „die genau zwölfmal am Tag und zwölfmal in der Nachtzeit schlägt", ein Musikinstrument, das von selbst und ohne menschliche Berührung herrliche Klänge von sich gibt, auch Gläser für die Augen, „mit deren Hilfe ein Greis ebenso scharf sehen kann wie ein Jüngling". Der hocherfreute Fürst gestattet gern die Verbreitung des christlichen Glaubens, mit dessen Hilfe er den

Kaiserthron besteigen soll, er läßt sich selbst durch das Taufwasser zur höchsten politischen Würde weihen.

Aber auch der Rivale des Daimyo von Jamagutschi, der nicht minder großmächtige Daimyo von Bungo, hat von dem fremden Gottesgesandten vernommen und möchte hinter dem Jamagutscher nicht zurückstehen. Um der christlichen Sache willen eilt Xavier auch an den Bungoer Hof, obwohl nun die Lage schwieriger wird. Die Geschenke sind verteilt, wie gewinnt er diesen Neider? Soll er einen Gegenkaiser aufstellen? Doch eben trifft ein portugiesisches Schiff im Bungolande ein, dem Himmel sei Dank. Der Priester kann neue Schätze des Abendlandes darbieten, und die Seeleute bilden für Xavier ein prächtig ausstaffiertes Gefolge. Man schließt einen Freundschaftspakt, Bungo soll von dem künftigen Handelsverkehr die allergrößten Vorteile haben, und darum darf Xavier auch hier bald sein Missionswerk offen in Angriff nehmen.

*

So überwindet der jesuitische Diplomat nach und nach die politischen Widerstände, aber dafür mehren sich die religiösen. Die Bonzen hatten anfangs die theologischen Auseinandersetzungen mit dem Christentum als einen Gedankensport aufgefaßt, allmählich fürchten sie diesen neuen geistlichen Einfluß und beginnen die fanatische Energie, die unerbittliche Dogmenstrenge des fremden Priesters zu hassen. Die ostasiatischen Kulte, besonders der des Shinto, dessen Anhänger die Sonne, die Heldenahnen und Fabeltiere anbeten, sind mit dem Evangelium nicht gleichzurichten, das erkennt Xavier immer deutlicher und schmerzlicher; darum wettert er jetzt auch immer heftiger gegen den höllischen Aberglauben. Das bringt auch seine Gegner in Wallung, und das auch geistig kampflustige japanische Volk stürzt in weltanschauliche Wirren, in denen das Christentum wieder fast ganz verschüttet wird.

Doch Xavier ist nicht der Mann, der sich geschlagen gibt. Er hat erfahren, daß die japanische Kultur aus China kommt. Warum wissen denn die Chinesen nichts von Jesus, haben die Bonzen ihm höhnisch vorgehalten. In China, nicht in Europa, sei die älteste Weltweisheit offenbart, die heilige Gesetzesmoral, der viel mehr Kraft als den Gottheiten innewohne. Daher entschließt sich jetzt der Apostel, den ostasiatischen Glaubensfeldzug nach China zu verlegen. Er kehrt nach Indien zurück, um ein großes Unternehmen zu rüsten, er will an den chinesischen Kaiserhof nach Peking, wo ein „Sohn des Himmels" die tatsächliche Zentralmacht in den Händen haben soll. Der Plan findet Anklang und Unterstützung, ein reicher Pfefferkaufmann aus Portugal ist bereit, die Flotte zu stellen, wenn er königlicher Botschafter am Hofe zu Peking würde. Xaviers Propaganda setzt alle phantasievollen Gemüter in Bewegung, viele Freiwillige melden sich für das fromme Abenteuer, Peking gilt plötzlich als das Rom des Ostens, als eine künftige Metropole der Christenheit.

Mit Genehmigung des Vizekönigs segeln die Schiffe von Goa ab, doch in Malakka verbietet der Hafenkapitän die Weiterfahrt; als portugiesischer Beamter handelt er rechtswidrig und wird von Xavier mit den schwersten Kirchenstrafen bedroht. Doch das kümmert den Gewalthaber nicht, er will nämlich selbst einen Handelsverkehr mit China eröffnen und in die eigene Tasche verdienen. Während sich die Expedition auflöst, wartet Xavier auf eine heimliche Gelegenheit zur Überfahrt. Eine Schmuggeldschunke nimmt ihn auf die Insel San-Choan mit, die dem Hafen von Kanton vorgelagert ist. Aber keiner der chinesischen Schmuggler wagt ihn auf das Festland hinüberzubringen, es ist bei Todesstrafe verboten, einen Europäer in das Reich der Mitte einschlüpfen zu lassen. Xavier bietet vergeblich den höchsten Lohn; sie würden sich alle gern bestechen lassen,

einer verspricht auch, das waghalsige Geschäft zu versuchen, aber dann bleibt er aus, die chinesischen Behörden sind allzu wachsam.

Winterstürme umbrausen die einsame Insel, Xavier will sich in seiner Binsenhütte bis zum Frühjahr gedulden. Doch das Fieber wirft ihn aufs Lager, er beginnt irrezureden, läuft in allen erlernten Ostsprachen predigend am Strande umher, verschmäht die Pflege seines einzigen Dieners und gibt im Dezember 1552 seinen Geist auf. Ein gewaltiger Willensmensch, ein kühner Pionier seines Glaubens geht mit ihm dahin; aber hätte er den fremden Rassen wirklich das Heil gebracht, wenn er erfolgreicher gewesen wäre?

*

Ganze Scharen von jesuitischen Nachfolgern treten in seine Fußtapfen. In China regiert die nationale Ming-Dynastie, die das Land sorgsam vor fremden Einflüssen schützt; ohne amtliche Erlaubnis würde jede Wirksamkeit in China unmöglich sein. Man hat bereits vorwitzige portugiesische Kaufleute gefangengesetzt. Die jesuitischen Patres bieten schriftlich ein Sühnegeld an und dürfen zu den Verhandlungen darüber nach Kanton hinein. Der chinesische Statthalter findet an diesen gelehrten, liebenswürdigen Männern, die sich ganz anders als die weißen Freibeuter aufführen, sogleich Gefallen. Wieder bahnt eine tickende Uhr die Freundschaft an.

Die Fremden lassen nichts davon merken, daß sie Priester sind. Sie sagen, daß sie sich überhaupt nur auf die Wanderschaft gemacht hätten, weil der hohe Ruf der chinesischen Weisheit zu ihnen gedrungen sei. Nun wollten sie die großartigen chinesischen Einrichtungen studieren, um damit auch ihre Barbarenheimat beglücken zu können. Die Bitte wird schließlich gewährt, sie haben sich die Erlaubnis erschmeichelt, der erste Bann ist gebrochen. In den jesuitischen Mis-

sionskollegs werden fortan die besten Mathematiker und Astronomen für den Dienst in China vorgebildet, denn die mechanischen und rechnerischen Künste sind ja im Reich der Mitte besonders geschätzt.

In chinesischer Tracht und unter genauer Anpassung an die Landessitten dringen die Patres allmählich ins Innere vor; als Schriftgelehrte besuchen sie die Mandarine und Literatenschulen. Als der Pater Matteo Ricci aus Rom in Kanton eintrifft, bringt er eine Menge wunderlicher physikalischer Instrumente mit, er ist ein Schüler des großen Mathematikers Clavius und beherrscht die exakten Wissenschaften Europas bis zur Vollendung. Ricci läßt sich erst lange nötigen, ehe er seine Linsen, Quadranten, Zirkel, Federwerke, Bussolen, Meßrohre und Pendel den Chinesen zeigt und erklärt. Ach, das alles würde man wohl in China weit vollkommener besitzen, meint er bescheiden; sie bezweifeln das nicht nur aus Höflichkeit, sie sind bald überzeugt, daß der Fremde von diesen Dingen ganz einzigartige Kenntnisse hat.

Ricci, der sich Doktor Li-ma-tau nennen läßt, hat auch eine selbstgezeichnete Weltkarte in seinem Zimmer hängen, darauf ist das „Reich der Mitte" nur als ein Landstück am östlichen Ende der Erdfläche zu sehen. Die Chinesen hatten aber ihr Reich bisher stets als das beherrschende Hauptgebiet der Welt betrachtet und das Ausland als unbedeutende Randbezirke. Sollte der gelehrte Doktor Li etwa recht haben? Wenn man von Portugal nach Kanton ein halbes Jahr lang durch die Meere segelt, muß allerdings die westliche Welt noch viel größer als China sein! Und die Mappen mit Kupferstichen, die er seinen Freunden ausbreitet, zeigen Paläste und Tempel in den herrlichsten Bauformen; solche kühnen Türme und Kuppeln hat hier noch niemand ersonnen, die europäischen Städte und Burgen scheinen Wunderwerke hochkultivierter Völker zu sein. Wo

die Chinesen erst an ihrer eigenen Überlegenheit zu zweifeln beginnen, gerät auch ihr geistiges Weltbild ins Wanken, und ihre nationale Sicherheit wird gefühlsmäßig geschwächt. So erliegt ihre alte Zentralmacht allmählich den von Norden eindringenden Steppenvölkern und später der imperialistischen Zivilisation der Europäer.

Ricci ist der erste, der die geschlossene nationale Haltung der chinesischen Führerschicht zur Erschütterung bringt. Sobald sich der Ruf seiner gelehrten Autorität gefestigt hat, reist er von Provinz zu Provinz, überall mit der Ehrerbietung empfangen, die man einem hervorragenden Wissenschaftler in China zu zollen pflegt. An der Universität von Chiangsi deckt er die Irrtümer in den mathematischen Lehrbüchern auf, er weist den Gelehrten ihre Fehler bei der Vermessung nach und schreibt ihnen neue Kompendien der Geometrie, der Mechanik und Akustik. Aber in die technischen Betrachtungen läßt er auch christliche Dogmatik einfließen, er nennt das die göttlichen Grundgesetze, die über der menschlichen Erkenntnis walten. In der Form von weltbetrachtenden Dialogen ergänzt er die bodenständige Morallehre durch den christlichen Erlösungsgedanken. So zersetzt er die alten einheitlichen Naturvorstellungen und Lebensprinzipien des Gastvolkes. Die „wohlriechenden Düfte des Glaubens strömen schon wie Blumenatem durch das Land", berichtet die Chinamission in witziger Nachahmung der fremden Ausdrucksweise an den Jesuitengeneral.

*

Das Wunschziel des mathematischen Christenmissionars ist natürlich die kaiserliche Residenz in Peking. Der Palast bildet eine riesige Festungsstadt für sich, man muß schon hohe Beziehungen haben, um nur durch die äußersten Torwachen in die mittlere Beamtenregion zu gelangen. Ricci umwirbt einen Würdenträger, an den er Empfehlungen hat; endlich findet sich der bereit, eine Federuhr, die sich ja schon öfters

als Visitenkarte wirksam erwies, auf dem Wege über die Minister an den Kaiser weiterzuleiten. Der Himmelssohn findet, wie zu erwarten war, an dem praktischen und hübschen Spielzeug Vergnügen. Für die hohe Majestät, deren Name unaussprechlich ist, deren Namenschriftzeichen kein anderer gebrauchen darf, ziemt es sich freilich durchaus nicht, etwa nach dem fremden Überbringer zu fragen. Am nächsten Tage stehen aber die Uhrzeiger still, und das Ticktack hat aufgehört. Der Kaiser ersucht seine Hofleute, das Instrument wieder in Bewegung zu setzen, was ihnen aber allen Bemühungen zum Trotz nicht gelingt.

Man muß also den Doktor Li kommen lassen, der nun zum ersten Male zwischen den künstlichen Gartenseen die schwarze Drachenbrücke überschreiten darf. Auf der bunt glasierten Ziegelterrasse wird er vor den großen Rat der Hofmandarine geführt. Mit wenigen Griffen hat Ricci die Uhr wieder in Gang gebracht und wird gleich darauf mit höflichen Dankesworten entlassen. Das wiederholt sich jetzt Tag für Tag, bis Li die Stunde für gekommen hält, um einen ganzen Stapel von Ehrengaben für den Kaiser mitzubringen und ein prächtig gemaltes Gesuch an den Himmelssohn beizulegen. In dem Schriftstück bietet er seine Dienste als Sternkundiger an, die Geschenke seien Sinnbilder der göttlichen Lehren in seiner Heimat.

Nun hat der Minister der Riten sein Gutachten abzugeben, es fällt für den Spender und Bittsteller nicht günstig aus, denn es lautet: „Europa hat keine natürliche Verbindung mit uns und will auch unsere weisen Gesetze gar nicht annehmen. Die Bilder, die Li-ma-tau als Unterpfand bringt, stellen einen nackten, gemarterten Mann als Himmelsherrn dar und eine lächelnde Jungfrau, sie sind ohne künstlerischen Wert. Der Fremde überreicht auch einen Schrein, der nach seiner Aussage Gebeine von Unsterblichen enthalten soll. Aber die Heiligen nehmen doch, wenn sie zum Himmel auf-

fahren, ihre Gebeine mit! Der Weise Kan Ju hat für ähnliche Fälle entschieden, man müsse solche falschen Lehren dem Palast fernhalten, denn sie brächten nur Unheil. Wir meinen daher, man solle die Geschenke nicht annehmen, sondern dem Li-ma-tau den Aufenthalt am Hofe verbieten. Man möge ihn überhaupt wieder in sein Land zurückschicken!"

Aber der Kaiser ist inzwischen auf den wunderlichen Ausländer schon zu neugierig geworden, er läßt ihn zur Audienz kommen und ernennt ihn zu seinem Uhrenaufzieher. Dadurch erhält nun der Doktor aus Europa regelmäßigen Zutritt zum Kaiser, dem er versichert, mit seinem Gnomon die Himmelserscheinungen aufs genaueste messen und erklären zu können. Nachdem er einige Proben seines Könnens gegeben hat, will der Kaiser auch die andern Jesuitenmissionare kennenlernen, die nach Lis Angaben noch viel mehr als er von solchen Dingen verstehen sollen. So entsteht eine Jesuitenniederlassung innerhalb der Rosenmauer der Palaststadt; die Fremden haben den geheiligten Bezirk erobert, der sonst nur den allervornehmsten Chinesen zugänglich ist. Und die christlichen Bilder erhalten Ehrenplätze in den kaiserlichen Gemächern, die weißen Himmelsgelehrten dürfen davor mit Kerzen und Weihrauch ihre Andachtszeremonien verrichten. Der junge Thronfolger lernt bei ihnen europäische Rechenkunst und Metaphysik. Bald läuten die Glocken des christlichen „Moraldienstes" hier und dort in Stadt und Land, die Taufe wird als die Feier eines bestandenen Examens eingeführt, und viele angesehene Leute sind stolz darauf, auch diesen ausländischen Bildungsgrad erworben zu haben.

*

Als Ricci die Augen schließt, ordnet der Kaiser ein prunkvolles Leichenbegängnis an; die Jesuitenkolonie von Peking

ist längst durch Landschenkungen, Gehälter und Würdenverleihungen reich geworden. Aber die Patres müssen ihr Ansehen stets durch sensationelle Leistungen verteidigen, denn sie sind den Traditionshütern ein Ärgernis, und die Hofminister haben alle Mühe, die altnationalen Mandarine und Literaten zu beschwichtigen, die den Machthunger und den Glaubensfanatismus der Jesuiten durchschauen. Nun spielt im öffentlichen Leben des chinesischen Volkes das Kalendermachen eine außerordentliche, ja eine entscheidende Rolle. Es gibt in der Kaiserstadt ein oberstes Himmelstribunal, das jährlich den neuen Kalender berät und festlegt. Die Aufzeichnungen über die Einteilung des Jahres werden, auf kostbaren Rollen vervielfältigt, der kaiserlichen Familie unter ehrfurchtsvollen Festbräuchen überreicht.

Dieser Kalender ist der äußere Ausdruck des geheimnisvollen Gesetzes, das Weltall und Menschen aneinander bindet. Die kosmische Harmonie, nach der auch der Mensch sein Dasein einrichten muß, um Gleichmaß und Glück zu finden, heißt das Tao. In dem Lauf der Gestirne, in den Wellen des Meeres, im Wachstum der Pflanzen, im Wechsel der Jahreszeiten herrscht diese heilige Ordnung von Ewigkeit. Die Kalenderastronomen haben die Aufgabe, dieses Walten zu erkennen und in zeitliche Regeln zu bringen. Die chinesische Wissenschaft konnte freilich mit ihren traditionellen Werkzeugen den Jahreskosmos der Erde nur ungefähr vorauserforschen. Wenn sie sich irren, gilt das Schicksal des ganzen Landes als schwer gefährdet. Denn der Kalender bestimmt auch die günstigen Termine für die menschlichen Unternehmungen, für die Aussaat, für den Antritt von Reisen, für den Kriegsbeginn, für den Hausbau, für die Heiraten und sogar für die Hinrichtungen. Wird das Volk von Unheil heimgesucht, so ist der Kalender falsch gewesen, man hat das Tao nicht gefunden.

Die Hofjesuiten in China bauen nun diesen Tao-Glauben

für ihre Machtzwecke aus. Da das Reich neuerdings von inneren Schwierigkeiten bedrängt wird, bietet der Pater Schall eine neue richtigere Berechnung an. Er will den Zweiflern beweisen, daß er sich besser aufs Tao versteht, und sagt eine bevorstehende Sonnenfinsternis auf die Minute des Anfanges und Endes voraus. Diese Himmelserscheinung gilt in China als die wichtigste Offenbarung und ihre vorherige Erkundung als eine besonders gnädige Schicksalsfügung. Da der Pater recht behält und der Hof das Ereignis mit großem kultischem Aufwand begehen kann, so überträgt der Kaiser den Jesuiten die Oberaufsicht über das ganze Kalenderwesen und damit geradezu die Führung der öffentlichen Angelegenheiten.

Doch das Tao der Europäer bewährt sich nicht für länger, denn im Lande brechen Unruhen aus, und die mongolischen Nachbarn im Norden machen sich die Wirren zunutze. Die fremden Kriegshorden fluten heran, und das Ming-Kaisertum gerät in die schlimmste Bedrängnis. Jetzt legt sich der jesuitische Führer sogleich auf die Kriegstechnik, er gießt bronzene Geschützrohre und rüstet eine Artillerie nach europäischem Muster. Den Kanonenkugeln müssen die Feinde weichen, aber sie kommen wieder, da Pater Schall die innere chinesische Parteiung nicht meistern kann. Die Aufrührer bemächtigen sich der Hauptstadt; als sie in den Palast dringen, erhängt sich der Sohn des Himmels, die letzten Ming-Prinzen entkommen mit Hilfe der Missionare und treten zum Christentum über. Aber gleichzeitig knüpfen die Patres mit dem Mongolenfürsten Verbindungen an, der mit seinem Heere nach Peking zieht, die Ordnung wiederherstellt und selbst den verlassenen Kaiserthron besteigt. Fortan dienen die Jesuiten den Himmelssöhnen aus der tatkräftigen, kulturell gröberen Mandschu-Dynastie.

*

Während der Orden auf chinesischem Boden seinen Machteinfluß zwei Jahrhunderte hindurch in allen Wechselfällen zu behaupten vermag, mißlingt der gigantische Plan einer „christlichen Einkreisung Asiens", den noch Loyola in seiner letzten Lebenszeit strategisch durchdacht hatte. Nicht nur von den Küsten aus, sondern auch über das viel unzugänglichere Landmassiv soll der ungeheure Erdteil von der Jesuitenmission umklammert werden. Der Pater Barzäus dringt als erster durch Indien bis an die persische Grenze vor. In der reichen Grenzstadt Ormuzd, wo sich die Karawanenstraßen kreuzen, begegnen sich alle vorderasiatischen Religionen und Rassen. Mohammedaner, Juden, Brahmanen, Parsis und Armenier, sie alle kommen in den Basaren zusammen und sondern sich an ihren Kultstätten ab. Barzäus geht in die Synagoge, um die Erfüllung der messianischen Weissagungen zu künden, in die Moschee, um sich als einen neuen Propheten, den wieder erstandenen Johannes den Täufer, verehren zu lassen. Mit den Indern erörtert er die Fragen der Heiligung und der Unsterblichkeit. Überall sucht er die christlichen Glaubensideen in die fremden Kulte hineinzuschmuggeln. Aber das Beginnen bleibt schon deshalb vergeblich, weil sich das bunt gemischte Händlervolk wieder nach allen Richtungen zerstreut und das wirre Erlebnis vergißt.

Im turkestanischen Norden regiert der Großmogul Akbar, ein Nachkomme des gewaltigen Tamerlan. Von seinem islamischen Bekenntnis hat der enttäuschte Akbar sich abgewandt, er hängt dem phantastischen Traume nach, die echte Urreligion aufzufinden. Dazu läßt er kleine Kinder der verschiedensten Herkunft von aller traditionellen Umgebung abgesondert heranwachsen und hofft, sie würden den wahren Urkult von selbst hervorbringen. Da das Experiment begreiflicherweise völlig mißlingt, beschreitet er einen andern Weg: Priester aller Religionen sollen sich um ihn versam-

meln und so lange diskutieren, bis der beste Glaube über die Irrtümer der andern triumphiert habe. Auch die Jesuiten erfahren davon und schicken sofort ihre kundigsten und gewandtesten Redner an den Mogulhof. Bei diesem jahrelang fortgesetzten religiösen Wettstreit erweisen sich die Männer von der Truppe Jesu als weit überlegen, sie wissen in allen beteiligten Kultformen Bescheid, während die andern Vertreter nur ihre eignen Lehren kennen. Die Jesuiten erklären, daß alle übrigen Bekenntnisse „Vorstufen des Christentums" seien, keiner habe ganz unrecht, aber nur die Christen besäßen das volle Wissen von den höchsten Dingen. Der Großmogul gibt den europäischen Sendlingen theoretisch im großen und ganzen recht, aber sein Despotenhirn kann sich nicht mit der peinlichen Tatsache befreunden, daß der Gottessohn Knechtsgestalt annahm. Darum kann er sich doch nicht entschließen, den Christenglauben zu seiner Staatsreligion zu erheben. Er läßt sich von den Jesuiten auf die Feldzüge begleiten und grübelt bis zu seinem Tode über das Evangelium nach.

Doch zuletzt ist alle Bemühung auf beiden Seiten vergeblich gewesen. Zwar dringen einige mutige Patres über das Pamirhochland und die Wüste Gobi bis nach der Mongolei, andere überqueren sogar den Himalaja und streifen durch Tibet, sie abenteuern unter vielen Vermummungen, ohne in dieser starren asiatischen Hochlandswelt für ihren Glauben Verständnis wecken zu können. Doch sie meißeln wenigstens die Ordenszeichen in die Felsmauern, um Spuren ihrer Wanderrekorde zu hinterlassen.

*

Ihre erstaunlichste Maskenleistung bleibt allerdings die Missionsarbeit unter den indischen Brahmanen. Bei der vornehmen Hindukaste beherrscht der Kult die gesamte Lebensführung, sie dürfen nur unter sich verkehren, kein

Fleisch und keinen Wein anrühren, vor keinem Fremden den Körper entblößen, sonst werden sie unrein und sinken zu der verachteten Volksmasse der Parias hinab. Auch die europäischen Kolonisten sind in ihren Augen nicht mehr als ein Paria, also Leute, von denen sie sich nie und nimmer belehren ließen. Der Pater de Nobili, aus italienischem Fürstenhause stammend, studiert als erster die brahmanischen Bräuche, bis er sie vollendet nachahmen kann, und gibt sich dann im Turban und gelben Leinentalar als ein Hindu der höchsten Kaste aus. Auch die Spitzen der römischen Gesellschaft seien Brahmanen, behauptet er allen Ernstes, man habe ihn abgesandt, damit er die heiligen Schriften der indischen Kastenbrüder mit den römischen vergleiche.

Die echten Brahmanen sind allerdings über seine umfassende Kenntnis der Weden verblüfft, der Fremde ist mit der kultischen Sanskritsprache fast besser als sie selbst vertraut, er dichtet kunstvolle Gottesgesänge auf Palmblättern und verstößt auch in keinem Punkte gegen die Sittenreinheit. So beginnen sie ihm allmählich zu glauben, daß die göttlichen Offenbarungen der Christenbibel eine noch höhere Weisheitsform als die Weden darstellten.

Andere Jesuitenväter treten als büßende Hindus, als Glieder der Jogikaste auf, denn die Jogi dürfen mit allen Kasten Gemeinschaft haben. Dadurch gelingt es den fremden Priestern, das ganze Kastensystem mit ihrem Einfluß zu durchsetzen. Warum aber diese überschlaue Bekehrungsmethode trotz scheinbarer Tauferfolge in hohen Ziffern vergeblich blieb, liegt auf der Hand. Es handelt sich bei den Hindusitten nur zum kleinen Teil um Religion; dieser Kult gehört unlösbar zur Totalerscheinung des Volkstums. Und die Rassenscheidung wirkt selbstverständlich unendlich stärker als jeder Versuch einer künstlichen Dogmenverschmelzung, zumal auf so heuchlerischer Grundlage.

*

Aus den gleichen Ursachen mißglückt zuletzt auch das Bekehrungswerk auf den japanischen Inseln, das Xavier, der Bahnbrecher der Jesuitenmission, mit Hilfe des flüchtigen Mörders begonnen hatte. Seinen Schülern gilt die Eroberung des Landes, dem der selige Meister und Märtyrer seine Hauptkraft gewidmet hatte, als besondere Herzenssache. Der aktivistischen Natur der Japaner entsprechend, verläuft hier das Abenteuer weit dramatischer als in dem episch ruhigen Indien, um schließlich in ein wahrhaft tragisches Finale auszuklingen. Die rassische Abneigung der Japaner grollt anfangs in heimlicher Dumpfheit unter der Oberfläche freundlicher Beziehungen. Man höre, wie ein zeitgenössischer Bericht die weißen Männer malt: „Ihre Mäuler reichen bis zu den Ohren, ihre Zähne gleichen denen eines Pferdes, ihre Fingernägel sind die Krallen eines Bären, und wenn sie die Arme heben, sieht man eine Fledermaus mit ausgespreizten Flügeln vor sich." Mit lächelndem Widerwillen schicken die Japaner der höheren Schichten ihre Kinder in die neuen Jesuitenschulen, sie tun es nur, weil sie die nützlichen Fertigkeiten, die dort gelehrt werden, für das Land verwenden wollen.

Die jüngeren Generationen, die schon unter christlichem Einfluß heranwachsen, scheinen dem neuen Glauben wie einem angenehmen Fortschritt ergeben zu sein, und die Patres schreiben schon mit stolzer Genugtuung nach Rom, in einem Menschenalter würde das ganze Volk den Heiland bekennen. Sie lassen die althergebrachten Lebensformen keineswegs außer acht, sie pflegen die Zeremonien beim Teetrinken mit einer fast übertriebenen Feinheit, und bei ihrer Fronleichnamsprozession marschieren wie bei einem einheimischen Leichenzug gerüstete Krieger in den altkultischen Heldenkostümen mit.

Dem japanischen Dämonenspuk begegnen die Missionare, indem sie sich selbst zu Zauberexperimenten hergeben. Sie

lassen sich von den Bonzen mit Salben einschmieren und sich Schlangen um den Hals legen, ohne dadurch in teuflische Raserei zu verfallen. Die gespannten Zuschauer müssen mit stillem Ärger gestehen, daß Christus stärker ist. Ein christlich erzogener Daimyo erobert endlich mit jesuitischer Beratung die weltliche Kaisermacht, aber gerade dieser Triumph ihres Missionswerkes soll die Wurzel ihres Verhängnisses werden. Der übereifrige Diktator läßt die Buddhistentempel niederbrennen und die Bonzen ins Gefängnis werfen. Dagegen empört sich der alte Volkstrotz. Als die Jesuiten den neuen Kaiser zu Eroberungszügen an den gegenüberliegenden Küsten ermuntern und die Hilfe einer portugiesischen Flotte in Aussicht stellen, befürchten die entrüsteten Anhänger der alten Ordnung, die Christenpriester wollten Japan unter portugiesische Botmäßigkeit bringen.

Dieser Argwohn wird noch von den holländischen Seefahrern bestärkt, die neuerdings als Handelskonkurrenten der Portugiesen die Inseln anlaufen. Die nationale Reaktion ermordet den kaiserlichen Machthaber, und die Nachfolger müssen, um sich als Herrscher zu behaupten, der christenfeindlichen Stimmung Schritt für Schritt nachgeben. Eine Sittenkrisis verstärkt die Gewitterschwüle: die getauften Jungfrauen weigern sich, mit ungetauften Landsleuten ohne christliche Eheschließung das Lager zu teilen; dadurch erhält das patriarchalische japanische Familienleben bedenkliche Risse. Noch wäre es für die Patres Zeit, unangefochten unter Preisgabe des Bekehrungswerkes das Inselland zu verlassen, aber sie harren aus und nehmen als standhafte Soldaten der Truppe Jesu das Märtyrerlos auf sich. Aus der Passionsgeschichte haben die Japaner die Kreuzigung als Hinrichtungsart kennengelernt, und so bereiten sie den Fremden den Martertod, den ihr Gott gestorben ist. Wäre die christliche Religion für das japanische Volkstum auch nur halbwegs tragbar gewesen, so hätten wohl gerade

diese Blutopfer den neuen Glauben gefestigt, aber auch die zurückbleibenden Gemeinden heimlicher Christen zerstreuen sich bald, und nur legendäre Erinnerungen bleiben im Bewußtsein späterer Zeiten erhalten.

*

Daß einzig die Chinesenmission der Jesuiten bis ins achtzehnte Jahrhundert hinein als starker europäischer Kulturfaktor in Ostasien wirksam blieb, erklärt sich vornehmlich aus der intellektuellen Eigenart der chinesischen Veranlagung. Das christliche Mysterium berührt die Seele des Chinesen nicht im geringsten, zu einer mystischen Versenkung in Glaubenstiefen ist er nicht fähig. Die Jesuiten hatten das bald erkannt und begnügten sich daher auch weiterhin mit einer vorwiegend weltlichen Tätigkeit. Das Wesen des Ordens kennzeichnet sich in diesem Verhalten aufs deutlichste. Gewiß, die Jesuiten sind glaubenstreu bis zum Heldentod für die Heilsfahne Jesu. Doch über den religiösen Konsequenzen steht jener Wille zur Macht an sich, der sie auch dort um die Führung kämpfen heißt, wo die Erlösungsbotschaft des Evangeliums auf stocktaube Ohren trifft.

In der neuen Epoche des Chinareichs, die mit den Mandschu-Kaisern beginnt, setzen sie das Trickspiel mit ihren wissenschaftlichen Kenntnissen in immer größeren Ausmaßen fort. Der Kalender- und Kanonenpater Schall bekommt einen gelehrten mohammedanischen Rivalen, der dem Jesuiten einen Hochverrat nachweist. Schall soll enthauptet werden, wenn die von dem Moslem prophezeite nächste Sonnenfinsternis eintrifft. Aber die Sonne scheint ruhig weiter, und Schall ist gerettet. Als nun gar die jesuitischen Astronomen bald darauf die erwartete Verdunkelung des Tagesgestirns richtig voraussagen, sind sie obenauf wie noch nie. Nicht Christus, sondern die Pekinger Sternwarte verleiht ihnen die Kraft des Übergewichts. Sie unterhalten jetzt eine

ständige gelehrte Verbindung mit dem großen dänischen Himmelsforscher Tycho Brahe, der ihnen seine neuen Erfindungen, Beobachtungen und Meßresultate durch Ordenskuriere zur Verfügung stellt. Als Mandarine erster Klasse, von einem Baldachin umschirmt, mit einer prächtigen Leibwache als Gefolge, reiten die jesuitischen Sterndeuter täglich nach dem „Berg der Geheimnisse" in der Nähe der Hauptstadt, wo ihr Observatorium wie eine Tempelburg aufragt.

Kaiser Kang-si ist ein aufgeklärter Monarch, dem seine christlichen Freunde als die Träger des Vernunftfortschrittes gelten. Gegen die konservativen Beschützer der alten Kulte richtet er einen durch und durch liberalen Erlaß, der ausgerechnet unter jesuitischem Einfluß hundert Jahre früher als in Europa die religiöse Toleranz in China zur offiziellen Anerkennung bringt. „Obwohl es jedem gestattet ist", so schreibt er in seiner Verordnung, „die lamaistischen, buddhistischen und andern Tempel zu besuchen, um dort Wohlgerüche zu verbrennen, wollt ihr den Europäern, die doch auch nichts Unerlaubtes tun, solches verbieten. Diese Unterscheidung erscheint uns recht unlogisch, und wir sind der Meinung, daß fernerhin niemand daran gehindert werden möge, auch in den Tempeln des himmlischen Christenherrn Wohlgerüche zu verbrennen." In Europa sind die Jesuiten zu gleicher Zeit die erbittertsten Gegner jeder Konfessionsfreiheit gewesen, und wäre Kaiser Kang-si ins Abendland gereist, so hätte ihm die dortige Wirksamkeit des Ordens höchst „unlogisch" erscheinen müssen.

*

Der neuerungssüchtige Herrscher kann zwar nicht selber Europa besuchen, aber er möchte seine Beziehungen zum Westen enger gestalten und sich dazu mit der Tochter des erhabensten europäischen Fürsten vermählen. Nach der Darstellung der Jesuiten ist das der römische Papst, der aller-

dings keine Töchter haben darf, doch eine „Nichte" tut's auch, und so richtet Kang-si ein Schreiben an den Heiligen Vater, in dem er um die Hand seiner Nichte bittet. Dieser Brief, der als eines der kuriosesten Archivstücke der Geschichte aufbewahrt wird, redet den Papst Clemens als den „gesegneten Kaiser aller Päpste und christlichen Kirchen, Herrn über die Könige Europas und Freund Gottes" an. Aber Kang-si läßt seine Herrlichkeit noch heller erstrahlen: „Der Mächtigste aller Mächtigen auf Erden, der größer ist als alle Großen unter der Sonne und dem Mond, der auf dem smaragdenen Thron des Kaiserreichs China sitzt, erhoben auf hundert goldenen Stufen, um allen Getreuen das Wort Gottes zu erklären, der das Recht des Lebens und des Todes über hundertfünfzehn Königreiche und hundertsiebzig Inseln ausübt, schreibt diesen Brief mit der jungfräulichen Feder des Straußes."

Die Papstnichte, die er zur Kaiserin von China erheben will, soll freilich auch recht anspruchsvolle Bedingungen erfüllen: „Wir wünschen, daß sie die Augen der Taube habe, die den Himmel und die Erde betrachtet, und die Lippen einer Muschel, die sich vom Morgenrot nährt. Ihr Alter soll zweihundert Monde nicht überschreiten, ihr Wuchs soll von der Länge eines grünen Weizenhalms und ihre Dicke wie ein Handvoll trockenen Getreides sein." Dafür bietet der Sohn des Himmels dem Vater Europas ein politisches Bündnis und eine weitere rassische Versippung an: „Unsere Gesetze werden vereinigt sein, wie das Schlinggewächs sich dem Baume anschmiegt. Wir werden selbst unser kaiserliches Blut nach vielen Provinzen verbreiten und werden das Bett eurer Fürsten mit einigen unserer Töchter wärmen, von denen die Mandarine als unsere Gesandten euch Bildnisse überbringen werden." Offenbar bestand bei den Jesuiten in China die Absicht, irgendeine vornehme Europäerin, die ja nicht unbedingt Papstnichte zu sein brauchte,

zur Festigung ihres Einflusses auf den Thron von Peking zu bringen. Aber der Kurie erschien der Plan wohl zu absurd, man hat ihn nicht weiterverfolgt.

Auch ohne diesen groß angelegten Heiratsschwindel behalten die Jesuiten unter Kang-si ihren führenden Einfluß, und immer mehr Chinesen kommen vor den christlichen Altären „Wohlgerüche verbrennen". Als Friedensvermittler und besonders durch einen Vertragsabschluß mit Rußland erwerben die Patres sich sogar Staatsverdienste um China.

Den alternden Kang-si werfen Fieberanfälle aufs Krankenbett. Nun können die Jesuiten beweisen, daß sie auch den einheimischen Ärzten überlegen sind. In Indien haben sie eine Rinde entdeckt, die das Fieber bannt, es ist die später weltberühmt gewordene Chinarinde (Chinin), die der Kaiser einnehmen soll. Gegen diese Zumutung empört sich nun doch die chinesische Tradition. Wollen die Fremden den Kaiser mit einem unbekannten Mittel töten oder verzaubern? Das Mittel wird erst an einigen Angehörigen des Hofes erprobt, und da es ihnen nicht schadet, schluckt auch der Kaiser die Pulver. Als er zusehends gesundet und wieder zu Kräften kommt, erweist er den Missionaren die höchste Ehrung, die er zu vergeben hat. Sie dürfen bei dem „großen Kotau" sitzenbleiben, während sich alle Großen des Reiches mit der Stirn auf den Boden werfen müssen. Aber auch Kang-sis Tage sind einmal gezählt, sie geben dem Sterbenden von ihrem geweihten Meßwein zu kosten, um seine Seele zu retten.

Der Thronfolger mißtraut den geheimnisvollen Freunden des Vaters; haben sie etwa durch ihren Zaubertrank den Kaiser von seinen Ahnen getrennt? Der junge Herrscher läßt sogleich durch das Ritenministerium Untersuchungen über die christlichen Geheimlehren anstellen. Daß ihr Gott dem Schoße einer Jungfrau in Menschengestalt entsprossen sei, kann nur durch gefährlichen Dämonenzauber geschehen

sein. Das Tribunal kommt zu dem Urteil, daß sämtliche chinesische Christen bei Androhung schwerer Leibesstrafen dem fremden Kult abschwören müssen. Das wäre nun das schlimmste noch nicht, denn was wissen schon diese angeblich Bekehrten vom wahren Heilandsglauben! Aber der öffentliche Einfluß der Patres ist dahin; wie können sie ihn wiedergewinnen? Warum sollten sie entmutigt sein, ihre Mission hat schon manchem Rückschlag standgehalten! Zunächst werden die Patres weiter geduldet, weil man sie noch für die diplomatischen Geschäfte mit der Tartarei und mit Rußland braucht. Allmählich haben aber die Chinesen den Patres ihre astronomischen und staatsmännischen Fähigkeiten abgelernt, die Missionare müssen sich also wieder durch andere neuartig wirkende Künste unentbehrlich machen.

*

Als es dann wieder einen Thronwechsel gibt, kommt ein größenwahnsinniger Jüngling zur Regierung, der alle göttlichen Ehren für sich allein beansprucht und den rätselhaften Christengott als einen tückischen Nebenbuhler betrachtet. Noch haben die Missionare einige Hofämter inne, dadurch sind sie imstande, die Launen des Kaisers zu erforschen. Seine Prunksucht verführt ihn zu phantastischen Ausstattungsplänen, er will den Palastbezirk durch Lusthäuser und Gartenanlagen erweitern, die alle bisherige Märchenpracht noch weit übertreffen sollen. Wer formt die Dächer des Pavillons in den verschlungensten Schwunglinien, wer malt die farbenschönsten Vögel, die lieblichsten Landschaften auf Porzellanwände und vergoldete Deckengewölbe? Wer schafft in den Parks die paradiesischen Durchblicke, die See, Gebirge und Blumengärten als landschaftliche Einheit erscheinen lassen? Die Jesuiten trauen sich zu, auch die tollsten Wünsche des Kaisers zu befriedigen. Die Truppe Jesu verfügt, wenn es sein muß, in kürzester Zeit auch über die

hervorragendsten Baumeister, Maler und Gartenkünstler, man läßt den Kaiser wissen, die christliche Lehre befähige ja vor allem zu solchen beispiellosen Schmuckleistungen.

Die Patres stehen jetzt mit Farbtöpfen auf den Leitern und zaubern wunderbare Gebilde der Tier- und Pflanzenwelt auf die kostbaren Flächen. Sie malen die Porträts der kaiserlichen Familie auf Seidenpanneaux, sie legen Steingrotten und Vasengalerien an. Der Kaiser läßt sich schließlich dazu herab, sie bei ihrer Arbeit zu besuchen, und drückt ihnen seine Befriedigung aus. Und er sagt dem christlichen Kult wieder Schonung zu; eine Lehre, die solche Tausendkünstler hervorbringe, dürfe man wohl doch nicht ausrotten. Aber Kaiser Kien-long wird nur noch unersättlicher in seinen Ansprüchen an die Patres, er verlangt von ihnen die malerische Darstellung großer Staatsszenen, sie sollen an einem Tage die Huldigung der Tataren auf die Leinwand bringen, und alle Gesichter müssen genau dem Leben entsprechen. Sie malen mit äußerster Willensanspannung bei Tag und Nacht, sie sind zum Umfallen erschöpft. Aber der Kaiser gönnt ihnen keine Pause, die Aufträge überstürzen sich, und der Zorn des Machthabers würde sie fürchterlich treffen, sobald er sie für säumig hielte.

Der Himmelssohn hat bei ihnen französische Kupferstiche gesehen, nun sollen die Patres in derselben Manier seine Feldzüge verherrlichen, und es bleibt ihnen nichts übrig, als diese schwere zeichnerische Technik im Handumdrehen zu lernen. Auf einem der europäischen Blätter hat Kien-long Figurengruppen erblickt, aus denen Wasserstrahlen in die Luft steigen, um dann wieder in die Becken zurückzusprühen. Der Allgewaltige befiehlt sogleich, daß auch in seinen Gärten solche Springbrunnen zu plätschern hätten. Pumpenwerke und namentlich unterirdische Wasserbewegung gehören noch zu den schwierigsten Aufgaben der praktischen Physik, aber die unermüdlichen Patres zermartern ihr Hirn

und experimentieren, bis die Sache glückt. Bald kann sich der Kaiser an dem lustigen Spiel der steigenden und fallenden Wasser ergötzen.

Um ihren kaiserlichen Quälgeist bei Laune zu erhalten, denken sie sich immer neue Überraschungen aus. Einem ausgestopften Tiger setzen sie mechanische Triebfedern in den Balg und lassen ihn dem zuerst bestürzten, dann begeisterten Herrscher über den Weg laufen; es macht ihm fortan einen diebischen Spaß, seine Würdenträger mit dem künstlichen Raubtier zu erschrecken. Schließlich schalten die erfinderischen Missionare Wasserkünste, Uhrwerke und automatisch bewegte Tiere zu Gesamtmechanismen zusammen: auf einer Glasplatte läuft ein ausgestopfter Schwan wie ein Zeiger auf dem Zifferblatt, und bei vollen Stunden steigen der Zahl entsprechend die Fontänen hoch.

*

So gelingt es den Patres immer wieder, dies im Grunde kindliche Tyrannengemüt von der Christenverfolgung abzulenken. Es kommen auch wieder Himmelssöhne auf den Thron, mit denen sie leichter fertig werden. Die Christengemeinden behaupten sich, wenn auch ihr Kult mit dem abendländischen Kirchenwesen nicht allzuviel Berührungspunkte besitzt. Diese Tatsache wird der Chinamission der Jesuiten mit der Zeit verderblich; nicht von Peking, sondern von Europa gehen die Feindschaften aus, die allmählich ihre Machtsphäre im Reich der Mitte zerstören. Das ostasiatische Missionswerk des Ordens ist im katholischen Europa einer immer heftigeren Kritik ausgesetzt. Die Wurzeln der Widerstände liegen freilich noch tiefer, denn die gesamte überseeische Missionsarbeit der Jesuiten begegnet in der katholischen Welt einem wachsenden Widerstand. Man wirft ihnen vor, daß sie die Religion um exotischer Machtzwecke willen verfälschen.

Die alten Bettelorden der Dominikaner und Franziskaner wollten die äußerlich so erfolgreichen Jesuiten auch in der Chinamission übertreffen, aber sie verschmähen die Tarnung als Uhrmacher, Astronomen, Geschützgießer und Dekorationskünstler. Die Mönche, die das unverfälschte katholische Dogma in China verbreiten und die Landessitten als Todsünden verdammen, werden bald als Reichsfeinde aus dem Lande gewiesen, und zwar mit höchst unchristlicher Nachhilfe der Jesuiten, die sich auch nicht scheuen, einen päpstlichen Untersuchungskommissar von den Chinesen einkerkern und langsam verhungern zu lassen. Die dominikanische Konkurrenz hat immerhin genug Einblicke in das chinesische Bekehrungswerk der Truppe Jesu getan, um das Scheinchristentum der getauften Chinesen bei der römischen Inquisition kräftig anprangern zu können. Die chinesischen „Christen" hatten ja zum Entsetzen der Dominikanermönche keine Ahnung von der Kreuzigung des Herrn auf Golgatha, sie feierten heidnische Totenopfer, bei denen sie allerlei Gebrauchsdinge verbrennen, um sie den Ahnen ins Jenseits nachzuschicken. Bei der Messe tragen die Jesuiten ein heidnisches Gelehrtenkostüm, auf den Altären fehlen Kruzifix und Lamm, die Liturgie besteht in Deklamationen von chinesischer Blumenpoesie.

Das päpstliche Gericht schenkt freilich auch der jesuitischen Verteidigung Gehör: die Kreuzigung des Erlösers sei den Chinesen so unbegreiflich, daß man nur die im Glauben Bewährtesten vorsichtig und heimlich darin einweihen könne. Und die Ahnenopfer wären ein unumstößlicher Volksbrauch. Lange streiten sie im fernen Vatikan hin und her, die Pekinger Patres wissen den ungünstigen Sachverhalt klug zu verwischen. Nur die jesuitenfreundlichen Päpste sind noch geneigt, diese Christianisierung in China halbwegs zu billigen. Zuletzt werden den Missionaren doch so strenge geistliche Vorschriften gemacht, daß dieses fragwürdigste aller

Bekehrungswerke bald lahmliegt. Auch der Zuzug von Ordensbrüdern wird spärlicher, denn die portugiesischen Behörden in den asiatischen Häfen fangen die französischen Patres unterwegs weg, weil sie zwischen Frankreich und China politische Beziehungen anbahnen, die dem Staat des europäischen „Sonnenkönigs" zum Ärger der ältesten Kolonialmacht den reichsten Gewinn einbringen. So läuft sich dieses einzigartig groteske Missionsunternehmen durch intrigante Kämpfe tot. China ist nicht christlich geworden, doch die seiner Volkskultur eingeimpften fremden Stoffe gären im Nationalkörper giftig fort. Das Kaisertum verliert die kultische Führung. Und die ökonomischen Beutemacher aus den westlichen Großmächten haben später ein leichtes Spiel.

Tragikomödie von Moskau bis London

In der schwedischen Hauptstadt erscheint um das Jahr 1575 ein deutscher Gottesgelehrter, der sich als Doktor der lutherischen Theologie ausgibt und auf seine Beziehungen zur Wittenberger Hochburg des Evangeliums pocht. Man räumt ihm gerne die Kanzel der St.-Olafs-Kirche ein, wo er angeblich protestantische Erbauungsvorträge über die Trennung der christlichen Konfessionen halten will. Er findet eine große und dankbare Zuhörerschaft, die eine Bekräftigung ihres streng protestantischen Glaubens sucht und anfangs auch findet. Doch allmählich beginnt der Doktor Nikolai, wie er sich nennt, gegen die Lehren des Luthertums Einwände zu erheben. Er behauptet, daß die altkirchlichen Auffassungen dem Wesen des Christentums besser gerecht würden. Aus den Schriften Luthers führt er eine Reihe von Stellen an, die beweisen sollen, daß der Reformator selbst die Aussöhnung mit der Papstkirche bis zuletzt gewünscht habe, während erst seine eigenmächtigen Schüler die Kluft zwischen den Konfessionen geschaffen und vertieft hätten. Daß diese Luther-Zitate gefälscht sind, können die Stockholmer so schnell nicht nachweisen, dazu fehlt noch das Rüstzeug, aber sie werden verwirrt und ratlos, der ganzen Stadt bemächtigt sich eine gewaltige Aufregung. Möge der König, der dem Doktor Nikolai besonders gnädig gesinnt

ist, als oberster Kirchenherr von Schweden dazu Stellung nehmen.

König Johann III. aus dem bodenständigen Hause Wasa weiß, daß er in dem Doktor Nikolai ein Mitglied der Truppe Jesu vor sich hat, und hütet das Geheimnis in seiner Brust. Johann ist eine wankelmütige, unaufrichtige Natur, ein ehrgeiziger Schwächling, der sich internationale Erfolge erschleichen möchte. Seit er mit der Tochter des letzten polnischen Jagellonenkönigs verheiratet ist, neigt er zur katholischen Welt, mit deren Hilfe er östliche Machtträume verwirklichen möchte. Katharina Jagello ist von den Warschauer Jesuiten erzogen und daher dem römischen Bekenntnis leidenschaftlich ergeben, während ihr Vater unter dem Einfluß der evangelischen Kultur in Preußen schon schwankend geworden war. Als Schwedenkönigin bemüht sich Katharina, ihren Gemahl für den Katholizismus zu gewinnen. Die Versprechungen der Kurie locken ihn, aber er fürchtet sich vor der protestantischen Überzeugungstreue seiner Untertanen. Nun hat die Kurie einen Jesuitenpater gesandt, der in der Maske eines kritischen Lutheraners die Volksstimmung zerrütten soll.

*

In diesem Zeitalter ist in fast allen europäischen Königreichen der religiöse Zustand ungeklärt und ungesichert; die Monarchen folgen zumeist den wechselnden kulturpolitischen Strömungen, der Vorteil überwiegt die Gesinnung. Rom läßt kein Mittel unversucht, um die abtrünnigen Länder dem Papste zurückzuerobern. Der europäische Norden hat sich am schnellsten entfremdet, hier setzt die Kurie ihre stärksten Hebel an. Zu anrüchigen Aufträgen bedient sie sich am liebsten der Jesuiten, sie sind Meister der abenteuerlichen Täuschung, sie scheuen vor keiner Heuchelei zurück, ihre Moral erlaubt ja den frommen Betrug, wenn das Ziel die Bekehrung ist.

In Stockholm ist die Intrige aufs feinste gefädelt, der maskierte Pater hat den König zu einem abgekarteten Spiel verleitet, das von einer geradezu genialen Niederträchtigkeit zeugt. In der Kirche soll ein feierlicher Disput über die Glaubenssätze stattfinden, der König kommt mit dem Hofstaat und hört sich zunächst die Polemik des Doktors gegen die protestantischen Irrtümer an. Dann erwidert der König ganz im Sinne der schwedischen evangelischen Lehre, aber er tut es nach Vereinbarung mit seinem vermeintlichen Gegner nur plump und dürftig. Nach mancherlei Reden und Gegenreden erklärt sich Johann für überwunden, die Argumente Nikolais seien stärker, und er empfiehlt daher eine Wiederannäherung an den katholischen Kultus im Sinne des fremden Gelehrten. Nikolai wird Professor des königlichen Theologenkollegs, man schickt schwedische Pfarrkandidaten nach Rom, und am schwedischen Hofe weht immer spürbarer eine katholische Luft.

Jetzt schickt der Jesuitenorden einen andern Pater, der als vornehmer Edelmann verkleidet ist und vorgibt, ein kaiserlicher Diplomat zu sein. An diplomatischem Talent erreicht diesen Antonio Possevino kaum einer der zünftigen Aristokraten, die jetzt als Mittler und Hetzer an den Höfen immer gewagtere politische Partien spielen. Possevino soll die Bedingungen festlegen, unter denen Schweden in den Kreis der katholischen Völker zurückkehrt. Er verspricht dem König eine Schiffsladung spanisches Gold, auch die Aussicht auf den Erwerb der polnischen Krone. Der ängstliche König verlangt aber wenigstens Priesterehe und Laienkelch, um sein Volk zu beschwichtigen. Das gesteht Possevino nicht zu, aber er schafft vorerst einen Übergangskult, und ehe Johann die ungewisse Sachlage überschaut, ist er katholisch geworden, während das spanische Goldschiff bloßes Geflunker bleibt.

Doch die Königin Katharina stirbt unerwartet, und in

zweiter Ehe führt der König eine einheimische Adlige heim, Gunna Bilk, die ebenso entschieden protestantisch fühlt wie ihre Vorgängerin katholisch. Der schwache Monarch wird jetzt vom Ehebett aus evangelisch beeinflußt, die Protestanten kommen sofort wieder zur Macht, und die päpstlichen Bräuche verschwinden ebenso wie die römischen Sendboten.

Possevino hat aber den schwedischen Thronfolger Sigismund, den Sohn Katharinas, in seine Obhut gebracht; er läßt ihn katholisch erziehen, um ihm dann später zunächst den polnischen Thron zu verschaffen. Als dann Sigismund auch auf die väterliche Krone von Schweden Anspruch erhebt, verlangen die schwedischen Stände von ihm Verbriefung ihrer protestantischen Freiheiten. Die Antwort des königlichen Jesuitenzöglings ist ein Kriegszug gegen sein Vaterland. Mit polnischen Truppen bricht er in Schweden ein, wird aber von dem Volksheer geschlagen, und der protestantische Herzog von Södermanland besteigt den schwedischen Thron. Nur eins haben die Jesuiten erreicht: die Verfeindung zwischen Polen und Schweden beherrscht ein Jahrhundert lang die blutige Geschichte des Ostens.

*

Warschau wird für die nächste Zeit der Angelpunkt für die jesuitischen Treibereien in Osteuropa. Possevino hat den großzügigen Plan gefaßt, die slawische Welt unter der geistlichen Oberhoheit des Papstes zu einen. Dazu müßte das schismatische Rußland gewonnen werden, das mit Polen in uralten Fehden lebt. Im Kreml regiert der verschlagene Zar Iwan, der seinen Beinamen „der Schreckliche" durch Grausamkeit und Hinterlist reichlich verdient hat. In der Wahl der Mittel ist Iwan ebenso bedenkenlos wie der Jesuit, der ihn für die römischen Zwecke einspannen will. Der Zar hat eine Botschaft an den Papst geschickt, man möge ihm den Polenkönig Stephan Bathory, der zwischen

den Häusern Jagello und Wasa als soldatischer Machthaber zur Regierung gekommen ist, vom Halse schaffen. Iwan verspricht dafür Beteiligung an dem christlichen „Kreuzzug" gegen die Türken. Diese Schimäre, der einst auch Loyola nachhing, spukt noch immer in katholischen Gemütern, wenn auch die Jesuiten inzwischen längst wissen, daß damit nur die weltlichen Machtinteressen der Potentaten ausgehandelt werden.

König Stephan Bathory befindet sich auf dem siegreichen Vormarsch nach Rußland; wie kann man ihn zu einem Verzicht auf die Fortsetzung des Krieges bewegen? Possevinos Endziel ist die Katholisierung der Russen; alle staatlichen Bedürfnisse sollen sich diesem Gedanken unterordnen, und darum wünscht er auch den Polen, als deren treuer Freund er sich aufspielt, keine militärischen Erfolge gegenüber dem Zarenreich. Bathory soll für das Jesuitenprojekt dadurch gewonnen werden, daß man ihm den Oberbefehl aller verbündeten Mächte bei dem großen „Kreuzzug" anbietet. Doch dieser Feldlagerkönig ist kein Phantast, sondern ein nüchterner Rechner und mißtrauischer Realist. Wo sind die italienischen und deutschen Heere, die er gegen den Halbmond führen soll? Und auf den Schurken Iwan sei doch gar kein Verlaß, der wolle nur die polnischen Waffen überlisten und sich dann ins Fäustchen lachen. Possevino reist nach Rom, nach Venedig und an die Höfe der Habsburger. Die meerbeherrschende Republik an der Adria möchte lieber mit den Türken Frieden halten und Handel treiben, aber Possevino weiß der Signorie ein künftiges Bündnis mit Rußland in so einleuchtenden Farben zu schildern, daß der Doge schließlich die venetianische Macht für den Türkenkrieg einsetzen will, alles in Erwartung der russischen Silberbarren und Edelsteine. In Graz macht der Jesuit den Heiratsvermittler, eine Erzherzogin soll seinen Schützling, den künftigen Polenkönig Sigismund, zum Gatten haben. In Wien verspricht er

dem verschuldeten Hofe russische Subsidien, in Prag besticht er das Gesinde Rudolfs, des halbnärrischen Kaisers, der sich von seinen Köchen und Barbieren beherrschen läßt.

Nun bleibt noch das Schwerste zu tun, König Bathory muß sich mit Iwan verständigen. Dann wären doch endlich die Voraussetzungen für den Türkenkreuzzug geschaffen! So spricht Possevino in heiligem Brustton, aber das ist alles diplomatische Gaukelei, er will sich nur eine günstige Situation für die Umgarnung des schrecklichen Iwan schaffen. Bathory sträubt sich noch immer, er ist freilich ein zu ehrlich-naiver Katholik, um an unlautere Machenschaften des Jesuiten zu glauben. Im Heerlager zu Wilna führt der verschlossene Soldatenkönig ein karges, düsteres Leben, er ißt die Knoblauchsuppen des gemeinen Mannes, geht im schäbigen, geflickten Rock, sitzt die Nächte über Kartenpläne gebeugt oder bei der Lektüre des Plutarch und Aristoteles. Possevino fängt ihn durch kluge Überredung, durch bohrende Dialektik und suggestive Überfälle in seinen Gedankenkreis ein. Die einfache Festigkeit des königlichen Willens erliegt schließlich Possevinos raffinierter Zermürbungskunst, er gibt nach und läßt den Jesuiten mit einem Geleit von polnischen Reitern zu Verhandlungen nach Moskau ziehen.

*

Als der Pater nach langen Irrfahrten in einer Wolgafestung den Zaren findet, tritt er als Legat des Papstes auf, des „Statthalters Jesu Christi auf Erden", wie er sogleich mit stolzer Würde verkündet. Iwan sitzt mit barbarischem Prunk in seinem bunten Gestühl und runzelt die Stirn. Der fremde Bote nimmt sich viel vor dem allmächtigen Selbstherrscher der Russen heraus, der sich mindestens ebensoviel zu sein dünkt wie der römische Oberhirte. Allmählich findet Iwan an dieser selbstbewußten Haltung des Gesandten Gefallen, aber zunächst muß er sehen, ob der auch im Fressen

und Saufen seinen Mann steht. Doch was könnte ein Jesuit, wenn es notwendig ist, nicht; mit zwanzig Bechern Wein tut er Bescheid. Iwan umarmt ihn gerührt und hält berauschte Lobreden auf die päpstliche Heiligkeit und ihren wackern Vertreter.

In den politischen Besprechungen kommt aber auch der gewiegte Jesuit nicht vom Fleck, die Russen grinsen und schweifen ab, wenn er den geistigen Zügel anspannen will. Sie werfen die ungereimtesten Dinge dazwischen, verschlafen die Zeit, betrinken sich, gehen auf die Jagd und wollen dann plötzlich alles wie eine Bagatelle in der Sekunde erledigen. Friedensschluß mit Polen? Gewiß, aber wie steht's denn im Felde? Bathorys Kampfenergie ist schon sichtlich geschwächt, die Russen fühlen sich wieder obenauf und machen die übermütigsten Vorschläge. Possevino tut, als spiele vertrödelte Zeit für ihn keine Rolle, er ahmt die russischen Sitten nach und umschmeichelt den Zaren mit wohlgelaunten, leeren Späßen. Eines Tages küßt ihn der Despot brüderlich auf die Wangen, er habe den Fremden geprüft und als Freund befunden; draußen ständen die gut gerüsteten Schlitten, er solle sich gleich auf den Weg zum Polenkönig machen, um den Frieden in die Wege zu leiten.

Possevino liegt mehr daran, sich die Gunst des Zaren für später warm zu erhalten, als ehrlicher Makler für beide Parteien zu sein. Im Polenlager findet er den schlichten Bathory in Zweifeln zerrissen; einen faulen Frieden glaubt er nicht verantworten zu können. Der Pater nimmt ihn scharf ins Gebet, es sei Gottes Wille, daß Polen sich füge. Da kommt die Nachricht von einer neuen Schlappe des Polenheeres. Der Jesuit faltet dankbar die Hände, der Himmel will nicht, daß Polen dies Blutvergießen verlängere, der Herr hat ein Zeichen gegeben! Da bricht der letzte Widerstand des Königs zusammen, der Frieden mit Iwan soll nun um jeden Preis geschlossen werden. Bald tref-

fen in der Nähe von Nowgorod polnische und russische Abordnungen zusammen. Der Jesuit hat sich das Schiedsrichteramt ausbedungen; vor seinem Reisealtar stehend, führt er den Vorsitz. Wenn die Parteien diesem und jenem Punkt nicht beipflichten wollen, braucht er nur Gott zu befragen. Der Jesuitenorden ist zum erstenmal ein ausschlaggebender Faktor in der großen Staatengeschichte geworden! Zar Iwan kann mit dem Ergebnis außerordentlich zufrieden sein, und er ist es auch auf seine Weise.

Das zeigt sich, als der Jesuit sogleich nach Moskau zurückkehrt, um die Früchte seiner Vermittlung zu ernten. Jetzt hat Possevino wirklich Zeit und Ruhe, um sich dem Studium der russischen Glaubensfrage zu widmen. Der hochgeehrte Gast kann sich ganz nach Belieben bewegen, und er beobachtet das rätselhafte Seelenleben, die wahnwitzigen Herrscherlaunen des Zaren mit dem Scharfsinn des jesuitischen Priesters. Iwans Rasereien entspringen der Angst vor der Sündenschuld, er ist der höchste Kirchenfürst seiner russischen Kirche, aber er vermag sich nicht von der Verdammnis loszusprechen. Welch ein Bild des Jammers, wenn dieses geistliche Oberhaupt in religiöser Zerknirschung die Kirchengewänder anlegt, mit Tiara und Kreuzstab über den Roten Platz zu der grell glitzernden Wassili-Kirche hinüberschwankt, um selbst die Glocken zu läuten und vor den Ikonen Trost für sein beflecktes Gewissen zu suchen. Die Gespenster der Gemordeten zerren an ihm, er zittert am ganzen Körper und lallt Psalmengesänge, um die bluttriefenden Quälgeister zu verscheuchen. Nur die Gnade der katholischen Kirche könnte ihm Frieden schenken, der Papst wird das sündige Gewissen des unglücklichen Gewaltmenschen entlasten! Dazu muß aber auch der Zar vor Rom sein Knie beugen und die geistliche Oberhoheit des Nachfolgers auf Petri Stuhl anerkennen! So sieht der seelenkundige Possevino seine Bekehrungsaufgabe an.

*

Iwan wird freilich nicht nur von Trieben und Süchten umhergeworfen, sondern liebt auch spitzfindige Auseinandersetzungen, in denen er als witziger Besserwisser zu prunken wünscht. Durch den Umgang mit seinen Popen hat er eine Fülle theologischer Bruchstücke in sich aufgenommen, die er nun in rechthaberischem Durcheinander von sich gibt. Wenn er sich mit dem Jesuiten in religiöse Gespräche einläßt, so tut er es zunächst nur, um das römische Väterchen durch verblüffende Behauptungen und Narreteien aufs Glatteis zu führen; dann dröhnt sein Gelächter durch die Halle, und der grobe Ulk macht ihm für eine Weile das Herz frei. Willst du die Dreifaltigkeit sehen? Und er zieht nacheinander seine drei Hosen aus. Er lüftet den Hut, und eine Taube fliegt davon; der Heilige Geist ist meinem Kopf entsprungen! Aber der Jesuit hat eine schaurig heulende Sackpfeife im Kamin angebracht. Hörst du, der Teufel ruft, er will einen Spötter holen, und der Zar erbleicht.

Endlich läßt sich der Zar zu einer großen Kirchendisputation mit dem Jesuiten bewegen. Die Kerzen brennen, die alten, in Silber gebundenen Schriften liegen aufgeschlagen. Bojaren und Popen stehen in steifen Gewändern auf den Stufen unter Iwans Hochsitz. Possevino beginnt, er spricht von den Kirchenvätern, von der alten Glaubenseinheit zwischen Byzanz und Rom. Chrysostomus und Basilius hätten nichts andres gelehrt als die römischen Bischöfe, und der Papst richte sich nach den frühen Konzilien ebenso wie jeder russische Archimandrit. Aber inzwischen hätten sich Irrtümer in die Kirche des Ostens eingeschlichen, weil sie an der Weiterentfaltung des Christentums nicht mehr teilgenommen habe. Der Papst, der über der Einheit des Glaubens zu wachen habe, wolle großmütig den russischen Christen ihr besonderes Ritual lassen, sie müßten sich nur zu der gottgewollten Autorität des Heiligen Römischen Vaters bekennen.

7*

Wenn er vor tausend Jahren geboren wäre, würde er auch den Petrusring küssen, erwidert ironisch der Zar. Aber die Päpste der späteren Zeit hätten vor keinem Verbrechen zurückgeschreckt. Mit gefälschten Schenkurkunden hätten sie Länder an sich gebracht, den Kaisern und Königen hätten sie die Untertanen in den Aufruhr gehetzt. Und dann sei der Päpstliche Stuhl durch wüste Ausschweifungen geschändet worden. Der Jesuit nickt seufzende Zustimmung, und alles stutzt. Dann hebt er die Stimme, der Papstthron sei allerdings durch solche Sünden ebensowenig entweiht wie der russische Thron durch Zaren, die ihr eigen Blut hingemordet und die Einwohner ganzer Städte lebendig verbrannt hätten.

Iwan verdreht die Augen in gräßlicher Wut, er greift nach dem schweren Zepter, mit dem er schon manchen Schädel zerschmettert hat. Aber der Jesuit blickt ihn ohne Zucken fest an, und der Zar, in Schweiß gebadet, läßt die Keule aus der kraftlosen Hand gleiten. Allmählich faßt er sich. „Wenn der Papst auch ein böses Tier ist, er hat Männer, die ich brauchen könnte." Possevino lächelt fein. „Hast du den Papst nicht gebeten, dir Frieden mit Polen zu schaffen, und er hat dir beigestanden, wie ein Vater dem Sohn." Iwan brütet lange dumpf vor sich hin, dann erhebt er sich schwer und drückt dem Pater die Hände, der vor dem Zaren demütig niederfällt. Am andern Tage wird er zum Führer der russischen Gesandtschaften an den abendländischen Höfen ernannt, er soll dem Heiligen Vater Geschenke und brüderliche Grüße des Zaren bringen, in Rom und im Kreml soll man einander in die Kirchengebete einschließen.

Mit den höchsten Vollmachten versehen, reist Possevino gen Westen, er hat überall freie Hand, man heißt ihn als den mächtigen Mann, der alle politischen Drähte in Osteuropa zu lenken weiß, ehrerbietig willkommen. Er schließt einen Handelsvertrag zwischen Rußland und Venedig, er schlichtet

den Streit zwischen dem Kaiser und Bathory um Siebenbürgen, er bekehrt das Grenzvolk der Ruthenen zur katholischen Kirche. In den Karpaten und an der Düna gründet er Gemeinden, Schulen und Klöster; über die ganze Breite der Ostvölker streuen seine Druckerpressen volkstümliche Schmähschriften auf alle Gegner der römischen Sache aus. Aber das größte Missionswerk, die Eroberung Rußlands für das Papsttum, ist erst angebahnt, als Possevino den Strapazen erliegt. Seine Nachfolger wollen jede noch so abenteuerliche Möglichkeit ergreifen, um dies Hauptziel der östlichen Religionspolitik zu erreichen.

*

In Polen kommt jetzt jener schwedische Sigismund an die Regierung, den Possevino zum jesuitischen Werkzeug herangebildet hatte. In Rußland tritt nach dem Tode Iwans ein Interregnum ein, denn der Thronerbe ist minderjährig, und die Bojaren suchen sich der Herrschaft zu bemächtigen, wie es in Moskau zu geschehen pflegt, wenn kein tatkräftiger Zar sie bändigt. Aus den Wirren geht der Bojar Boris Godunow als Sieger hervor, ein größenwahnsinniger und im Grunde untüchtiger Wüterich. Er läßt nach dem wilden Brauche bei russischen Palastrevolutionen die Zarinwitwe ermorden und das Zarenkind heimlich beseitigen. Angeblich ist der Kronprinz Dmitri in einem entlegenen Schlosse gestorben, das Volk raunt, er sei den Häschern entflohen und halte sich verborgen, um in besserer Stunde zurückzukehren. Nur die Vertrauten des Usurpators wissen, wie er getötet wurde. Zunächst setzt Boris Godunow den jüngeren idiotischen Sohn des Zaren Iwan als Puppe auf den Thron, dann tut er den letzten Schritt und läßt sich selber zum Zaren krönen. Das Blutregiment des neuen Herrschers peinigt das Volk bis zur Verzweiflung, das sich um so fester an den Glauben klammert, der rechtmäßige Zar Dmitri werde bald wieder auftauchen.

Diese sehnsüchtige Stimmung macht sich ein junger russischer Mönch zunutze, um die Rolle des geretteten Zaren zu spielen. Ob er allein den Plan ersonnen hat, oder ob er von vornherein zu dem Betruge gedungen ward, ist nie ans Licht gekommen, jedenfalls konnten die Jesuiten an diesem weltgeschichtlichen Schwindel zunächst wohl noch nicht beteiligt sein. Wie er sein großes Vorhaben anspinnt, zeigt ihn als Meister der Verstellungskunst und der politischen Ränke. Er pilgert nach Kiew, angeblich, um in dem berühmten orthodoxen Kloster zu beten, macht sich aber sogleich an den litauischen Fürsten Wiesnicki, der enge Beziehungen zum polnischen Hochadel besitzt. Kaum hat er im Hause des Fürsten ein Unterkommen gefunden, da stellt er sich sterbenskrank und fordert einen Priester zur letzten Beichte. Man möge ihn, bittet er, wie einen Prinzen begraben; wer er sei, werde man in einem Dokument finden, das er unter seinem Lager verborgen habe. Damit sinkt er in die Kissen zurück, als wenn es mit ihm zu Ende gehe. Der Priester holt den Fürsten herbei, sie lesen das Papier, auf dem er als der Zarensohn Dmitri bezeichnet wird. Auf seiner Brust entdecken sie ein diamantenes Schmuckstück in Kreuzform, es scheint wirklich aus dem Kremlschatze zu stammen. Während sie noch in ihrem Staunen befangen sind, springt der Sterbende auf und wird plötzlich gesund. Kein Zweifel, er ist's, Gott hat an seinem Erwählten zum zweiten Male ein Wunder getan.

Der Fürst bringt seinen Schützling nach Polen hinüber und läßt ihn gegen russische Nachstellungen gut bewachen. Das Gerücht vom Wiederauftauchen des Zarensohnes eilt wie ein Lauffeuer durch den Osten. Gewiß, es gibt Ungläubige, die diese abenteuerliche Geschichte nicht ernst nehmen. Aber andere, und gerade die Einflußreichen, halten gerne für wahr, was ihren Wünschen und Plänen entspricht. Die Jesuiten haben sich selbstverständlich schon bei der ersten

Kunde aufs lebhafteste für den Fall interessiert. Sie kennen sich zwar in den russischen Vorgängen viel zu gründlich aus, um von der Echtheit des Thronanwärters überzeugt zu sein. Aber bleibt es nicht gleichgültig, wer sein Vater war, wenn ihn nur der Himmel ausersehen hat, Rußland mit dem römischen Glauben zu beglücken! Die Patres bieten ihm ihren religiösen Beistand an; schon sein Vater Iwan hätte sich heimlich dem katholischen Bekenntnis zugewandt, nun möge sich der Sohn ohne Vorbehalt der Papstkirche anvertrauen. Der falsche Dmitri geht leichten Herzens darauf ein, er beichtet und vollzieht den Übertritt.

Die Patres bemühen sich nun um Zeugen, die den jungen Mann als leibhaftigen Zarensohn ausweisen. In Polen leben viele vornehme Russen in der Verbannung, die als Anhänger des alten Herrscherhauses vor Godunow geflüchtet sind. Sie finden sich ohne Besinnen bereit, die Ähnlichkeit zwischen dem Prätendenten und dem Kinde, das sie einst kannten, zu beglaubigen; denn sie hoffen, durch diese seltsame Fügung in Macht und Ehren heimkehren zu können, und sicherlich bilden sich die meisten auch ein, daß ihre beschworene Aussage zuträfe. Die Jesuiten sammeln die Schriftstücke, in denen die Anerkennung protokolliert ist, für ihre weiteren staatsrechtlichen Zwecke. Demetrius, wie sich jetzt der falsche Prinz als Römling nennt, läßt durch seine aristokratische Haltung die Herkunft glaubhaft erscheinen, er führt auf Kosten seiner Gönner ein fürstliches Leben, er ist leutselig, waffengewandt und von kühnem Herrengeist getrieben.

Nun gilt es, die Machtmittel zu gewinnen, die ein Zarewitsch braucht, um seinen Ansprüchen Nachdruck zu verleihen. In Sandomir residiert ein unermeßlich reicher Woiwode, dessen Ehrgeiz einen großen Herrscherthron für seine Tochter erträumt; ihm kommt der Erbe der Zarenkrone gerade zurecht. Wenn sich Demetrius mit seiner

Tochter Marina verlobt, will er für den Schwiegersohn ein Söldnerheer rüsten. Der Thronanwärter wird nach Sandomir eingeladen und der noch obendrein bildschönen Woiwodentochter vorgestellt. Das Mädchen verliebt sich in den stattlichen Prinzen, und alles geht phantastisch wie im Märchen seinen Gang.

*

Im sechsspännigen Prunkwagen zieht Demetrius mit seiner Braut in Krakau ein, und sogar der päpstliche Nuntius huldigt ihm. Die Verhandlungen mit dem polnischen Hofe übernehmen die Jesuiten, die fortan auch alle andern internationalen Geschäfte für Demetrius eifrig besorgen. Er hat sich dafür in feierlicher Urkunde verpflichten müssen, als Zar die russische Kirche dem Papst untertan zu machen. König Sigismund wagt niemals anderer Meinung zu sein als die Patres, und die Bedenken des Adels wissen sie zu zerstreuen. Polen leiht dem Zarewitsch seine Unterstützung, und die Kosten des Feldzuges übernimmt zum größten Teil der Woiwode von Sandomir.

Demetrius, von den Patres beraten und geleitet, dringt mit seinen Truppen in Rußland ein und läßt sich in den besetzten Gebieten als Befreier vom Joche Godunows feiern, aus dessen Armee die Überläufer in Scharen zu der Fahne des scheinbar rechtmäßigen Herrschers strömen. Bald steht er in der Nähe von Moskau, und von seinen Versprechungen gelockt, ziehen ihm die russischen Großen zur Eidesleistung entgegen; Godunow vermag keinen ernstlichen Widerstand mehr zu leisten. Als der wutentbrannte Tyrann vom Schlagfluß getroffen niederstürzt, sieht ganz Rußland darin ein Gottesgericht. Der Kreml öffnet sich dem gottgesandten Erben und Helden, er wird mit seiner Marina nach den alten Prunkzeremonien gekrönt.

Die Bojaren und Popen bemerken freilich mit Mißfallen,

daß der junge Zar sich ganz den fremden Priestern überantwortet, er betet mit ihnen, und nur mit ihnen erledigt er die wichtigsten Regierungsgeschäfte. Wer den neuen römischen Kirchenkult mitmacht, erhält die höchsten Ehrenstellen. Nur in einem zeigt sich Demetrius als echter Russe und Blutzar; er befiehlt, Godunows Witwe und Kinder zu töten, auch alle Vertrauten des Vorgängers werden blutig verfolgt, und so schafft er sich schnell wieder eine feindliche Gegenpartei. Pater Sawicki, der allmächtige Hofminister, merkt bald, daß die jesuitische Politik bei dem Umschwung in Rußland voreilig und leichtfertig war. So schnell und einfach lassen sich die starren russischen Verhältnisse nicht ändern. Aber man hat nicht mehr Zeit, die quirlende Entwicklung der Dinge zu beruhigen. Auf Lug und Trug war das Unternehmen gegründet, mit denselben Mitteln sucht man sich weiterzuhelfen. Der Zar gibt bekannt, der römische Papst sei lediglich Rußlands Verbündeter, und die Patres hätten nur die Aufgabe, ihn und die Bojaren in der lateinischen Wissenschaft und Diplomatie zu fördern.

Am Hofe beginnt nun ein emsiger lateinischer Unterricht, zu dem auch die Bojaren erscheinen müssen. Aber in ihre Dickschädel gehen die toten Vokabeln nicht hinein, sie entschlummern, während der Zar mit den Jesuiten seine Exerzitien treibt. Doch der Argwohn der russischen Großen ist um so wacher, und wenn sie vermuten, daß diese Geheimsprache dazu dient, das russische Volk an den papistischen Westen zu verraten, so haben sie ja im Grunde nicht unrecht.

Bald bilden sich im Kreml die ersten Verschwörungen, die Patres suchen vergeblich die Gegensätze zu verwirren, die Opposition zu spalten und aufeinander zu hetzen. Sie müssen schließlich ihre Sache in Rußland verloren geben und machen sich, ehe die neue Palastrevolution zum Ausbruch kommt, aus dem Staube. Zar Demetrius, der betrogene Betrüger, sucht sich, als die Schloßgarde meutert, in einem Winkel des

Kreml zu verstecken; man zieht ihn vor, die Dolche blitzen und zerfetzen seinen Leib bis zur Unkenntlichkeit. Die Rache des Schicksals hat einen Hochstapler ereilt, der in der Höhe des vorübergehend erreichten Ziels wohl kaum seinesgleichen findet.

*

Die mitschuldigen Jesuiten müssen nun vorläufig ihre östlichen Umtriebe wieder auf Polen beschränken. Sie hatten die Wasa-Dynastie nach Polen gebracht, sie betrachten sich auch weiter als ihre politischen Vormünder. Das polnische Staatswesen erlebt freilich gerade im siebzehnten Jahrhundert seinen unaufhaltsamen Niedergang. Daran ist die Mißwirtschaft des Adels schuld, dem die Patres freie Hand lassen, weil sie ihn als die Stütze der klerikalen Machtinteressen nicht entbehren können.

Johann Kasimir, der letzte polnische Wasa-König, war als Prinz in den geistlichen Stand getreten und diente sogar aktiv in der Truppe Jesu. Als er auf den Thron berufen wird, fühlt er sich auch weiterhin dem Orden durch Pflicht des Gehorsams verbunden, und die Geschichte hat ihm mit Recht den Beinamen der „Jesuitenkönig" verliehen. Doch gerade ihren gekrönten Bruder lenken die Ordensmänner besonders schlecht. Er läßt sich in Kriege mit Rußland, Schweden, Brandenburg verwickeln, es sind alles Staaten mit nichtrömischem Bekenntnis. Überall unterliegt er, nachdem er vergeblich auf kaiserliche Hilfe gehofft hat, die ihm der Orden in Überschätzung der katholischen Religionspolitik versprochen hatte. Als der bankrotte Jesuitenkönig 1668 abdanken muß, nehmen auch die großen östlichen Eroberungsmanöver des Jesusordens einen unrühmlichen Ausgang.

Aber der Kleinkrieg des Ordens geht in den kulturtragenden Städten des polnischen Reiches auch noch im 18. Jahrhundert hinterhältig und blutig weiter. Die Hauptorte der

Grenzgebiete sind religiös und völkisch bunt gemischt oder geschichtet. In Thorn, der alten Metropole des polnisch-preußischen Binnenverkehrs, überwiegt unter den besitzenden Bürgern das deutsche und zugleich auch protestantische Element. Die Patres des Jesuitenkollegs, gestützt auf Krone und Reichstag, haben hier dem evangelischen Magistrat schon seit langem durch lokale Bosheiten und politische Intrigen schwer zu schaffen gemacht. Im Juli 1724 treibt nun der Gegensatz einem Ausbruch zu, der unter dem Namen das „Thorner Blutbad" als berüchtigter jesuitischer Schandakt in die Geschichte eingegangen ist. Die Ordensprozession hat sich wieder einmal in die protestantische Wohngegend begeben; man wartet nur darauf, daß die Andersgläubigen der katholischen Monstranz die Ehrenbezeugung versagen. Jesuitenzöglinge schlagen den evangelischen Bürgern die Hüte vom Kopf, schon braust der Tumult durch die Straßen. Die entrüstete protestantische Menge zieht vor das Jesuitenkolleg, zertrümmert die Fenster und richtet auch in einigen Innenräumen allerlei Verwüstungen an.

Soweit wäre das ein Zwischenfall, wie er im Zeitalter schroffer konfessioneller Feindschaft nicht gerade zu den Seltenheiten gehört. Aber die Thorner Jesuiten machen daraus mit kunstvollen Verdrehungen eine große Staatsaktion; sie klagen vor dem Warschauer Hof- und Assessorialgericht gegen den Thorner Magistrat wegen Begünstigung eines Aufruhrs. Auf die Aussagen der Patres hin, die bei den Warschauer Machthabern natürlich starken Einfluß besitzen, werden der Bürgermeister Rösner, der Vizebürgermeister Zerneke und sieben Ratsherren zum Tode verurteilt. Aber den Richtern kommen Anklage und Spruch selbst nicht geheuer vor; sie bestimmen daher, das Urteil solle nur vollstreckt werden, wenn ein Jesuit zusammen mit sechs Eideshelfern aus dem polnischen Adel die Schuld durch seinen Eid bekräftige. Es ist zwar durch nichts bewiesen, daß der Ma-

gistrat absichtlich den Schutz des Jesuitenkollegs verweigert hätte. Aber auf Befehl des Jesuitenrektors in Thorn wird der Eid geschworen, der neun ehrenhafte Stadthäupter ins Verderben bringt. Der päpstliche Nuntius Santini hatte die Patres brieflich gebeten, diesen Eid als des heiligen Standes unwürdig nicht zu schwören; auch die Richter hatten den Orden noch einmal gewarnt. Es half nichts, der jesuitische Ketzerhaß war nicht zu erweichen. Am 7. Dezember fallen die neun Thorner Stadtherren auf ihrem eigenen Marktplatz unter den Streichen des Henkers. Auch die Anrufung der Gnade des Königs war vergeblich gewesen, denn August von Sachsen-Polen, als Konvertit selbst oft bespöttelt, wollte sich nicht als protestantischer Beschützer dem Verdacht aussetzen, sein Übertritt zum Katholizismus sei nicht ernst zu nehmen. Aber das „Thorner Blutbad" hat dafür das Gesicht des Jesuitenordens in den weiten nordöstlichen Landen für alle Zeiten besudelt.

*

Je weiter die Außenbezirke Europas von dem römischen Kulturkreis entfernt liegen, je schärfer sich ihr rassisches und geopolitisches Eigenleben von der romanischen Formenwelt abhebt, desto aussichtsloser sind die jesuitischen Versuche, diese Länder im Namen des Papsttum dauernd mit ihrem Geist zu durchdringen. Diese Zone zieht sich von Rußland zu den norddeutsch-skandinavischen Küsten hinüber und endet auf der britischen Insel. Auch England wehrt sich mit zäher Volkskraft gegen religionspolitische Überfremdung. Auch hier erobert die Truppe Jesu vorübergehend das Gelände, wenn sie katholisch gesinnte Monarchen verführt hat. Aber die Erfolge können keinen Bestand haben, weil der englische Unabhängigkeitssinn eine Nebenregierung internationaler Klerikermächte nicht duldet.

Niemals war der britische Kirchenkult mit der Papstwelt so eng verbunden gewesen wie der kontinentale. Auch im Mittelalter hatte sich das Inselvolk eine gewisse kulturelle Selbständigkeit bewahrt, die römischen Lehren und Gebräuche überdeckten nur lose den Organismus der Nation. Die englische Frömmigkeit besaß immer einen Hang zum Praktischen, zur Ertüchtigung in der natürlichen Lebensbahn. England lag lange außerhalb der politischen Kampfregion des römischen Stuhles, es gab dort nicht wie in Deutschland eine „ultramontane" Kirchenfrage. So steigt denn auch die protestantische Reformation der Engländer nicht wie die der Deutschen aus tiefsten Gewissensnöten empor.

Ein englischer König will seine Ehe lösen, und der Papst sagt nein, damit beginnt der Konflikt. Dieser Heinrich VIII. ist ein viel zu selbstbewußter Herr, um sich von dem römischen Oberpriester vorschreiben zu lassen, ob er die Erwählte seines Herzens heimführen darf oder nicht. Er heiratet die schöne Anna Boleyn auch ohne den katholischen Segen und gründet sich, als der Trennungsstrich gezogen ist, eine eigene Staatskirche. Und die Nation stimmt zu, nicht gerade um die Liebesabenteuer des hemmungslosen Monarchen zu unterstützen, sondern weil sie die für Engländer geltenden staatsbürgerlichen Rechtsformen nicht von außen her zu beziehen wünscht.

Nun geht es hart auf hart. Der König läßt seinen widerstrebenden Kanzler, den romtreuen Humanisten Thomas More, hinrichten, die Geistlichen müssen dem König auch in geistlichen Dingen Gehorsam schwören oder das Amt niederlegen. Die Kurie mahnt und droht vergebens. Als die papiernen Kampfmittel versagen, schickt sie zwei Jesuiten nach dem katholisch gebliebenen Irland, sie sollen die Iren zum Abfall von England aufreizen. Doch diese Patres sind noch Anfänger in der politischen Wühlarbeit, und das Unter-

nehmen schlägt fehl. Für kurze Zeit kehrt England scheinbar in den römischen Schoß zurück, als Heinrichs älteste Tochter aus der ersten, noch päpstlich legitimierten Ehe regiert. Aber dann kommt die Tochter jener Anna Boleyn zur Herrschaft, um deren Heirat der Streit entbrannte. Königin Elisabeth ist Engländerin durch und durch, eine sehr kluge und energische Hüterin ihrer Macht. Sie gilt bei den Päpstlichen als Bastardkind und muß ihren Thron als letztes Tudorkind mit äußerster Strenge gegen die diplomatischen Umtriebe verteidigen, die auf eine neue Katholisierung des Landes durch die Dynastie der Stuarts hinzielen.

*

Elisabeth hat den jesuitischen Agenten der Stuarts das Betreten englischen Bodens verboten und eine scharfe Kontrolle bestellt. Jedes Schiff, das vom Festland kommt, wird genau durchsucht, jeder päpstliche Sendling soll sofort verhaftet werden: Die englischen Behörden erfahren, daß zwei Patres sich einschleichen wollen, und verdoppeln ihre Wachsamkeit. Eines Tages berichtet ein in Dover ankommender Kapitän, er habe die Jesuiten in Calais beobachtet, sie würden wohl schon mit dem nächsten Segler die Überfahrt wagen. Zum Dank für seine Auskunft bittet er um bevorzugte Abfertigung seines Freundes, eines irischen Händlers, mit dem er in London Geschäfte zu erledigen habe. Man kommt dem Überbringer einer so wichtigen Nachricht gern entgegen, und der angekündigte Händler darf ohne Umstände passieren. Nach einiger Zeit vergeblichen Wartens auf die römischen Priester vernimmt die Londoner Polizei durch ihre Spitzel, daß die beiden Gesuchten sich längst schon im Lande befinden und in den geheimen papistischen Kreisen eine lebhafte Tätigkeit entfalten. Der freundliche Kapitän war der eine Jesuit gewesen, und sein Freund, der angebliche irische Händler, der andere.

Die Patres sollen in dem Hause eines wohlhabenden Glaubensgenossen versteckt sein, doch als man dort eindringt, sind sie schon ausgeflogen. Wieder und wieder kommt man auf ihre Spur, aber sie wechseln ständig ihre Schlupfwinkel. Sie benutzen niemals den Weg durch die Haustüren, sondern klettern nachts durch die Dachluken. Am Tage verstecken sie sich in den Kellern und Hinterhöfen, dort drucken sie auch Pamphlete gegen die Königin und die Staatspolitik. Die Flugblätter werden den Oxforder Studenten zugestellt, sie kleben an den Kirchentüren, sie liegen auf den Parlamentstischen, sie finden sich unter der Umhüllung der Warenballen, und keiner kann die Attentäter fassen. Die öffentliche Meinung wird immer erregter, beinahe ganz London beteiligt sich an der Jesuitenjagd. Nach den Angaben über verdächtige Erscheinungen, die aus dem Publikum einlaufen, müßte es sich um ein ganzes Heer von Jesuiten handeln. Noch weiß man nicht, daß die kleine Gruppe der Unruhestifter ständig die Kostüme vertauscht, daß sie als Matrosen, als Kaufleute, als Studenten, Bauern, Handwerker und sogar in den Amtstrachten von Staatsbeamten unterwegs sind.

Endlich erspäht man einen der Patres, der in der Tracht eines Edelmannes auf Landsitzen erscheint, wo noch der römische Kultus Anhänger hat, um dort die Beichte zu hören. Ehe man ihn greifen kann, springt er zum Fenster hinaus und entkommt auf schnellem Pferd. Doch man lauert ihm auf, und bei einem andern Besuch wird er eingefangen. Sie binden seine Beine unter dem Pferdeleib zusammen und heften ihm ein Plakat an den Rücken: „Edmond Campian, der jesuitische Bandit." Es ist niemand anderes als der irische Händler, der in „Geschäften" nach London mußte. Unter dem Hohn- und Jubelgebrüll des Volkes wird er nach London in den Tower eskortiert. Dort spannt man ihn auf die Folter, er soll die Namen der Mit-

verschworenen nennen. Doch der Jesuit erträgt standhaft die Qualen und verrät die Genossen nicht. Die Hauptstadt hat zwar das Schauspiel seiner Hinrichtung mit Rad und Galgen, aber der Jesuitenschreck geht weiter um. Offenbar sind auch von den heimlichen Anhängern des römischen Kults nur die wenigsten in die Schliche der Hauptagitatoren eingeweiht. Sie kennen die plötzlich erscheinenden Priester nicht, die ihnen das Sakrament spenden, sie glauben, daß es immer wieder andere seien. Der katholische Gottesdienst ist an sich nicht gerade verboten, nur die Hetze gegen die staatlichen Einrichtungen Englands, und man kann den Gläubigen, die sich nur nach einer römischen Altarhandlung sehnen, meist nichts Staatsgefährliches nachweisen.

*

Die Polizeibehörde setzt schließlich riesige Belohnungen für die Entdeckung des jesuitischen Hauptquartiers aus. Da meldet ein Gärtner von Henlip Castle bei Worcester, daß im Schloß häufig auffallende Gestalten aus- und eingingen. Der Riesenbau, der einer römisch gesinnten Adelsfamilie gehört, wird überraschend umzingelt und besetzt, die Häscher tappen durch Hallen und Säle, durch Gänge und Galerien, sie durchsuchen Gewölbe und Türme, nirgends finden sie eine Menschenseele, das ganze Gebäude liegt verlassen da. Wie löst sich das Rätsel? Als die Polizisten erfahren, das Schloß sei bald nach ihrem Abmarsch wieder bewohnt gewesen, ohne daß jemand die Pforten durchschritten habe, richten sie sich auf eine förmliche Belagerung ein.

Endlich kommt ein Schloßdiener zu ihnen übergelaufen, der das Geheimnis enthüllt. Das Erdgeschoß ist durch Falltüren mit Kellerräumen verbunden, die keinen andern Zugang im Hause haben; von dort führen unterirdische Gänge nach draußen in hohle Bäume. In den oberen Stockwerken

sind die Wände hinter den Bildern und Gobelins drehbar, von den Kaminen aus erreicht man verborgene Treppenschächte. In den Geheimkammern finden sie nun genug Beweismaterial; da liegen die falschen Bärte, die Perücken, die Kostümgarderoben für alle Stände, die gefälschten Ausweise und die Schmähschriften. Die Verschworenen sind freilich entkommen, man muß weiter nach ihnen fahnden.

Fortan wird jedes verdächtige Haus bei der Durchsuchung mit Äxten und Spitzhacken bearbeitet, und tatsächlich stellt sich heraus, daß es auch an andern Orten solche Verstecke gibt, die sogar immer erfinderischer angelegt sind. Einmal erwischen sie jemanden, der sich in den Schnappmechanismus einer Geheimtür eingeklemmt hat, aber der Unbekannte verrät nichts. Erst aus späteren Ordenschroniken läßt sich ersehen, wie die Truppe Jesu im einzelnen dabei zu Werke ging. Der Konstrukteur der sinnreichen Verstecke war ein Jesuitenpater Owen, der sich rühmt, durch seine mechanischen Künste Hunderte von verfolgten Brüdern vor dem Tode gerettet zu haben. Mitunter halfen sie sich auch durch Geistesgegenwart und Willenskraft; ein Pater erzählt, er hätte sich bei einem Überfall von unten her an die Tischplatte mit Armen und Beinen festgeklammert und in dieser Lage stundenlang ausgeharrt. Ein anderer berichtet, daß er mit elender Miene den Schergen anbettelte, der ihm darauf eine Münze gereicht habe und weitergegangen sei. Ein dritter umarmt, als man ihm nachstellt, einen alten Juden nach Hebräerart und schauspielert durch diesen Überraschungstrick dem Aufpasser seine Harmlosigkeit vor.

Dieser Kleinkrieg auf großem Hintergrunde schleppt sich in England fast über die ganze zweite Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts hin. Nach Ablauf des elisabethanischen Zeitalters, das für die englische Nationalkultur klassisch geworden ist, kommt zwar der Sohn der katholischen Maria

Stuart als Jakob I. zur Regierung, aber an dem kulturellen Gesamtbild ändert sich nicht viel. Die Erziehung des Prinzen war katholisch beeinflußt worden, er hatte der römisch gesinnten Volksminderheit erhebliche Versprechungen gemacht, aber als König kann er sie nicht einlösen. Die Volksvertretung würde es nicht dulden, und der Thron ist ihm mehr als eine Messe wert. Nach kurzer Pause nehmen die enttäuschten Jesuiten den Kampf wieder auf, sie verbieten ihren Anhängern, den Staatseid zu leisten und verunglimpfen die anglikanische Kirche. Ja, sie werden sogar zu geistigen Urhebern und Mitwissern eines verbrecherischen Anschlags, der auf eine ungeheure Katastrophe abzielt: das englische Parlament soll in die Luft gesprengt werden. Doch ehe die im Keller des Palastes verborgenen Pulvertonnen losgehen, wird der böse Plan aufgedeckt. Die Entrüstung des Volkes schlägt stürmische Wogen. Nach einem sensationellen Riesenprozeß endet der mitschuldige Pater, der zuletzt sein Leugnen aufgegeben hatte, als der abscheuliche römische Antichrist auf dem Blutgerüst.

*

Den König suchen allmählich immer heftiger die gedanklichen Skrupel heim, denn die beiden gegnerischen Weltanschauungen zerren in seiner Brust, die ursprünglich katholisch empfand. Um sich davon zu befreien, widmet er sich leidenschaftlich dem staatsphilosophischen Studium. Das Ergebnis seiner Betrachtungen faßt er in einer Schrift über das Gottesgnadentum der Könige zusammen: Wenn der himmlische Wille den Monarchen die höchste Macht auf Erden verleihe, so müsse darin auch die geistliche Oberaufsicht über die Seelen enthalten sein; denn der Drang der Seele entfalte sich doch auch in den irdischen Vorgängen. So beruhigt König Jakob mit gelehrten Spiegelfechtereien sein eignes Gewissen; er hat sich nun selber bewiesen, daß

es für ihn keine fremden Autoritäten geben darf. In frohem Stolze schickt er sein Werk an alle gekrönten Häupter Europas. Sie sollen von ihm lernen, wie man die Allmacht des Herrschers gegen die geistlichen Einmischungen zu verteidigen hat. An den katholischen Höfen spottet man zwar über den „klugen Narren" auf dem Königsthron, doch in der Kurie nimmt man die Sache keineswegs auf die leichte Achsel; denn manchen fürstlichen Herrn wandeln in der Praxis ähnliche Gelüste an, auch wenn er sich noch aus religiöser Überlieferung an das alte Dogma hält.

Darum bekommen jetzt die Jesuiten vom Papste den Auftrag, den englischen König mit der theologischen Streitfeder zu widerlegen; und sie besorgen auch das mit einer Geschicklichkeit, die ihren schauspielerischen und turnerischen Leistungen in London um nichts nachsteht. Die klügsten Köpfe der Jesuitenkollegs in Portugal, Spanien, Rom und Österreich machen sich an die Arbeit, und so entsteht eine Literatur, in der zum ersten Male das Staatsleben der Neuzeit in all seinen inneren Gegensätzlichkeiten durchleuchtet wird.

Die Ideenfolge, mit der die beiden geschmeidigsten Denker des Ordens, Suarez und Bellarmin, operieren, knüpft nicht mehr an das Prinzip der großen Machtpäpste an, das die Könige nur zu weltlichen Lehnsträgern der päpstlichen Totalherrschaft über die Christenheit machen wollte. Die römischen Staatstheologen erkennen jetzt an, daß die Könige in allen weltlichen Dingen selbstherrlich seien, solange sie nicht das Seelenheil der Untertanen gefährdeten. Der moderne Grundsatz einer friedlichen Scheidung von Staat und Kirche wird damit grundsätzlich festgelegt. Aber was gefährdet das Seelenheil? Wer entscheidet darüber? Das sind die Streitthemen der Kulturkämpfe bis auf den heutigen Tag geblieben. Nach jesuitischer Lehre entscheidet natürlich der Papst in allen geistlichen Dingen.

Aber wo ist die Grenze zwischen geistlich und weltlich? Die englische Krone hat sich beispielsweise angemaßt, über die Einrichtung der Ehe selbst zu verfügen. In den schwierigsten Fragen bringen die jesuitischen Untersuchungen also keine neue Lösungen, sondern nur moderne Probleme.

Wo es sich um die irdische Macht handelt, sind die Jesuiten nicht schüchtern, sondern sogar unter Benutzung uralter Gedanken für jene Zeit übermodern. Sie meinen nämlich, daß die potestas des Königs sich vom Volkswillen herleite. Aber wie durften dann die Jesuiten ein Sprengattentat auf das Parlament begünstigen? Die Wirklichkeit des Kampfes ist eben etwas anderes als die Betrachtung der Philosophie. Sie würden sich damit ausreden, daß der Kampf gegen den englischen König aus geistlichen Gründen notwendig sei, und daß er auch dem Volke gelten müsse, wenn es einen solchen König an seiner Spitze haben wolle. Solche staatstheologischen Auseinandersetzungen könnten uns sehr viel gleichgültiger sein, wenn sie nicht einen großen Teil der Krisensubstanz unserer abendländischen Geschichte enthielten. Es war ja ein politischer Anlaß, der damals die jesuitischen Schriftsteller auf den Plan rief, es ging um die Souveränität der europäischen Führer. König Jakob sollte geduckt und in seinen Rechten geschmälert werden.

So einfach, wie sich der königliche Philosoph von England sein Gottesgnadentum vorstellt, läßt sich der Sachverhalt allerdings doch nicht klären, wenn man jenes Jahrhundert überzeugen will, dem die Glaubensdinge eben zur geistigen Fragestellung geworden sind. Der König merkt bald, daß seine Argumente in der europäischen Welt nicht durchschlagen. Wie so viele verbissene Theoretiker, die mit dem Widerspruch nicht fertig werden, läßt er sich nun zu Maßnahmen hinreißen, die er ursprünglich durchaus nicht gewollt hatte. Er wird jetzt zum wildesten Jesuitenverfolger, alle heimlichen Sendboten Roms, die in seine Hände fallen,

werden auf der Stelle gehängt. Aber der Gerichtslord muß seufzend bekennen: „Was nützt es uns, für jeden, den wir aufknüpfen, sind zwei neue da!" Es ist die Zeit, wo die Truppe Jesu die höchste Anziehungskraft auf junge Leute ausübt, der Orden braucht um Nachwuchs, der auch bis zum Märtyrertode entschlossen ist, nicht verlegen zu sein.

*

Der nächste Stuartkönig Karl I. trägt das vom Vater ererbte Bewußtsein seines Gottesgnadentums mit eleganten Ritterallüren zur Schau. Die Fronten des englischen Kulturkampfes verschieben sich weiter nach der Seite, die man politisch die Linke nennt. Jetzt bildet die Königspartei mit der anglikanischen Staatskirche schon die Reaktion, und die puritanische Bewegung der radikalen Parlamentarier kämpft gegen den königlichen Feudalismus. Die jesuitischen Patres sind in britischen Landen vom Felde der Entscheidungen völlig verdrängt; wo sie dennoch eine Quertreiberei versuchen, riskieren sie für eine ganz hoffnungslose Sache den Kopf. Auch der autokratische König endet unter dem Richtschwert, und die Revolution Cromwells gibt England ein scharf protestantisches Gepräge.

Als dann aber die Stuarts mit Karl II. wiederkehren, suchen sie durch Freundschaft mit den katholischen Weltmächten ihren Thron zu festigen. Noch hält sich der König zurück; die Jesuiten, die Morgenluft wittern, werden offiziell nicht geduldet, der Kultus bleibt anglikanisch. Aber auf dem Sterbebett bekennt sich der König zur Papstkirche.

*

Nun beginnt mit dem Regierungsantritt Jakobs II. noch eine kurze Triumphzeit für die englischen Jesuiten. König Jakob hatte schon als Prinz aus seiner römischen Gesinnung kein Hehl gemacht, als König erklärt er sogar, „ein Sohn"

des Ordens Jesu zu sein. Die bisher geächteten Patres rücken in hohe Staatsstellungen auf, katholische Edelleute verdrängen die alten Beamten. Der Orden gründet im Palastbezirk von St. James ein prunkvolles Kolleg, in Oxford und Cambridge besetzen Patres die Katheder. Aber die Nation und der Hof geraten in einen bedrohlichen Gegensatz, das Volk wartet auf die Stunde, wo es das Jesuitenjoch wieder abschütteln kann. Mitten in Macht und Glanz machen sich die Patres bereits wieder die schwersten Zukunftssorgen. Der englische Ordensprovinzial berichtet nach Rom: „Wenn der König keinen legitimen männlichen Erben erhält, ist das Schicksal des Landes ganz ungewiß. Wie sollen die Katholiken sich dann zwischen so vielen Häretikern behaupten; denn auf einen Katholiken kommen zwanzig Ketzer. Möge der Herr das Nötige geschehen lassen und alles zum besten lenken!"

Und Gott scheint den Jesuiten gnädig zu sein, unerwartet wird ein später Thronerbe geboren. Oder haben sie der Vorsehung nachgeholfen? Die Gerüchte, das Kind sei untergeschoben, verdichten sich immer bestimmter. Das nationale England gewinnt die Überzeugung, es handele sich um ein ganz raffiniertes jesuitisches Manöver. Von der Schwangerschaft der Königin wäre bis zuletzt nichts zu merken gewesen, der König hätte bei seinem Alter und bei seiner Krankheitsschwäche keinen Nachwuchs mehr zeugen können. Die Königin hätte keinen anglikanisch gesinnten Arzt zugezogen, sich auch in der Zeit, da sie angeblich Mutter wurde, mit Hofdamen umgeben, die zur jesuitischen Beichte gingen. Das Kind sei überdies schon viel zu groß gewesen, als man es für neugeboren vorgezeigt habe. Es stamme von einer Nonne, die den Jesuiten des hohen Zwecks wegen zu Willen gewesen sei; doch mit den Terminen der ganzen Aktion hätte es schließlich nicht geklappt. Die abenteuerliche Geschichte ist niemals zuverlässig als wahr erwiesen, aber

auch nicht schlagend widerlegt worden. Daß die nüchternen Engländer damals fest daran glaubten, braucht angesichts so manchen früheren tollen Jesuitenstücks nicht wunderzunehmen.

Jedenfalls hat das Haus Stuart diese Erschütterungen nicht überstanden, der Thron König Jakobs stürzt unter den Wogen der Volksempörung zusammen. England ruft den kalvinischen Oranier über den Kanal. In der „glorious revolution" wird auch die Freiheit der englischen Glaubenskultur gesichert. Der europäische Norden ist fortan den jesuitischen Eroberungsgelüsten verschlossen.

Die Beichtväter des Sonnenkönigs

Der Pariser Montmartre ist die erste Bekenntnisstätte der jungen Mannschaft, die den Stamm des Ordens bildet. Loyola war nach Frankreich gekommen, weil er hier die Strenge der Inquisition nicht zu fürchten hatte. Römischer Kirchenfanatismus entsprach bisher dem französischen Geiste nicht. In Frankreich hatte sich die päpstlich gebundene Kircheneinheit des Mittelalters bereits im vorreformatorischen Jahrhundert allmählich gelockert. Die gallikanische Kirche besitzt schon seit etwa 1400 eine weitgehende Selbstverwaltung. Die päpstliche Kurie war vorher nach Avignon auf französischen Boden ausgewandert, es gab zeitweilig auch noch einen zweiten Heiligen Vater in Rom. Dieses Schisma hatte die Papstmacht geschwächt, und diese Einbuße machte sich in Frankreich besonders bemerkbar.

Der Papst bleibt zwar als geistliches Oberhaupt anerkannt, aber er darf nicht über die kirchlichen Ämter und Finanzen verfügen. Alle seine Erlasse werden daraufhin nachgeprüft, ob sie nicht den Lebensgrundsätzen des Landes widersprechen. In diese Aufgabe teilen sich zwei nationale Aufsichtsinstanzen: die obersten Gerichtsparlamente und die Pariser Universität. Die Hochschule gibt die gottesgelehrten Gutachten, und die Parlamente fällen nach politischer Erörterung den Rechtsspruch. Auch königliche Willensakte von kultureller Tragweite bedürfen der Bestätigung durch

die höchsten Prüfungsstellen. Professoren und Advokaten verkörpern also das machtvolle Selbstbewußtsein der Nation.

Dieser Zustand mußte dem Jesuitenorden von vornherein ein Dorn im Auge sein. Nun breitet sich seit den vierziger Jahren des Reformationsjahrhunderts in Frankreich auch noch der Genfer Kalvinismus aus, zunächst nur wenig angefochten. König Heinrich II. läßt die Dinge treiben, er erlaubt auch der Truppe Jesu, sich in Frankreich niederzulassen. Als aber das Parlament diesem Freibriefe zustimmen soll, gibt es die ersten Reibungen. Wer sind die Jesuiten? Die Richter finden, daß dieser neue Orden „auf eine unverschämte Weise den Namen des Heilands mißbraucht". Er habe durch geheime Verpflichtungen einem ausländischen Priestergeneral unbedingten Gehorsam gelobt, und er könne in Frankreich nichts andres im Schilde führen, als die nationalen Einrichtungen zu stören und Meutereien zu stiften. Auch der einheimische katholische Klerus ist den jesuitischen Eindringlingen feindlich gesinnt; der Papst habe ihnen doch offensichtlich eine bevorzugte Stellung nur eingeräumt, damit sie die Herrschaftsinteressen des Römischen Stuhls mit rücksichtslosen Mitteln vertreten sollen.

*

Nach dem Tode des Königs, als unter der Vormundschaft seiner Witwe Maria von Medici im Lande ein Übergangschaos entsteht, bilden sich drei Kulturparteien heraus: Die kalvinischen Protestanten, gestützt auf die tüchtigsten Bürgerschichten, gewinnen wachsenden Einfluß. Die Parlamentspartei will einen unabhängigen, gemäßigten Volkskatholizismus. Die Römlinge, die bald unter jesuitischer Führung stehen, fordern die papistische Gegenreformation im Geiste des Tridentiner Konzils. Die Regentin Maria schwankt anfänglich, um sich dann doch aus Furcht vor der göttlichen

Strafe der entschiedensten altkirchlichen Richtung zuzuneigen. Loyolas Nachfolger, der Jesuitengeneral Lainez, einst als Pariser Student zu den Mitbegründern der Truppe gehörig, erschreckt durch listige Reden die Mediceerin. Die Nationen hätten das Recht, so grollt er ihr zu, die Königshäuser zu entthronen, die der Ketzerei Vorschub leisten. Das ist ein neuer, bedrohlicher Ton, den der Sorgeninstinkt der Königinmutter sogleich versteht. Frankreich gärt in revolutionärer Unruhe. Rottet das Königtum nicht die Ketzer aus, so könnten vielleicht gerade die entschlossensten Katholiken das Haus Valois stürzen.

In den Religionskriegen, die jetzt entbrennen, wird das ganze Land zum Schauplatz blutiger Greuel. Jahrzehntelang toben mörderische Leidenschaften der Glaubensgesinnung, wie sie Frankreich nie kannte. Trügerische Friedensschlüsse gewähren nur kurze Kampfpausen. Zuweilen gewinnen die kalvinischen Hugenotten die Oberhand, aber dann sammeln sich wieder die uneinigen katholischen Gruppen. Verrat und Meuchelmord werden allmählich zur politischen Gewohnheit. Die Königsfamilie, durch Ränkesucht und Laster zerrüttet, büßt ihre Autorität immer mehr ein. Die katholischen Ultras werden von der intriganten Sippe der Herzöge von Guise geführt, die sich der Jesuiten bedienen, um die Pariser bestialisch aufzuputschen. Es kommt zu jener berüchtigten Bartholomäusnacht, die sechzigtausend Reformierten das Leben kostet. König Karl IX. und nach ihm sein jüngerer Bruder Heinrich III. häufen Frevel auf Frevel. In den Bechern lauert das Gift, hinter den Bettvorhängen der Dolch.

Heinrich III., ein intriganter Lüstling, der schon eine kurze, lächerliche Gastrolle als Polenkönig gab, ist ohne jeden religiösen Ernst. Er schleppt sich mit verdorbenen jungen Gecken herum und läßt seine „Mignons" nach ihren wüsten Launen schalten. Ein Verschwöreraufruhr löst den

andern ab. Die Katholiken beginnen sich gegen den König zu wenden, weil er durch seinen Leichtsinn das Land zum Ruin führt. Da nähert er sich seinen bisherigen hugenottischen Gegnern, und der Bürgerkrieg nimmt neue, womöglich noch scheußlichere Gesichter an. Die katholischen Gruppen schließen sich zu einer „Ligue“ zusammen, die mit finstersten Geheimmitteln arbeitet und vor nichts zurückschreckt. Die Jesuiten erhitzen die Gemüter bis zum Wahnsinn, die moralische Verlumpung auf allen Seiten schreit zum Himmel. Heinrich III. hat sich nun offen mit dem protestantischen Gatten seiner Schwester, dem kühnen und verschlagenen König Heinrich von Navarra, verbündet, sie ziehen jetzt gemeinsam gegen die Ligue zu Felde. Der Franzosenkönig, nun als Anführer der Ketzer von den Parisern wild gehaßt, muß seine eigene Hauptstadt belagern.

Da dringt ein junger fanatischer Mönch unter einem Vorwand in das Königszelt und stößt dem Monarchen sein in der Kutte verborgenes Dolchmesser in den Leib. Der Mörder hat von den Jesuiten gelernt, daß ketzerische Könige vogelfrei seien, und vorher von seinem Beichtiger Absolution bekommen. So geht die Prophezeiung des Ordensgenerals in Erfüllung. Als Thronerben betrachtet sich Heinrich von Navarra, der nach weiteren schweren Kämpfen den Bürgerkrieg siegreich beendet. Der Friedensbringer besteigt den Thron, und Henry quatre, dieser vorurteilslose Herrschergeist, nimmt den katholischen Kultus an, denn Paris ist ihm „eine Messe wert“. Die Tage des jesuitischen Machtrausches hören jetzt auf, man duldet ihre Hetze nicht länger. Der spanische Jesuitenprofessor Mariana hat in einem Buche über das Wesen des Fürstentums soeben den Meuchelmord an dem französischen König verherrlicht. Abtrünnige Despoten müssen, so schrieb er, mit Mordgewalt beseitigt werden, und der Mönch, der den Dolch gegen Heinrich III. gezückt habe, sei „eine ewige Zierde Frankreichs“.

Nun versucht auch noch der französische Jesuitenzögling Chatel ein Attentat auf Heinrich IV., den er mit seinem Dolche verwundet. Jetzt holt das Parlament zum Gegenstoß aus. Der Henker verbrennt Marianas spanisches Lehrbuch des Terrors, das wieder einen Mordstahl in Bewegung setzte. Die Patres, von denen Chatel unterwiesen wurde, enden am Galgen, alle übrigen Mitglieder des Ordens werden aus dem Lande gejagt. Das Wohnhaus des Attentäters läßt das Parlament niederreißen und an seine Stelle einen Denkmalbau errichten, die „Schandsäule", deren Inschriften die Verbrechen der falschen Jesuspriester durch „ewige Verfluchung" anprangern.

*

Aber diese Ewigkeit dauert nur ein Jahrzehnt. über dem Haupte Heinrichs IV. schwebt noch immer der päpstliche Bann, und der Papst will den alten Gegner Roms, der um der Krone willen die Kultformen, aber wohl kaum die Gesinnung wechselte, noch immer nicht lossprechen. Doch die Jesuiten setzen es durch, gerade sie bemühen sich jetzt, die Macht des Königs zu stärken, der sie mit Schimpf und Schande vertrieben hatte und dessen Todfeinde sie gewesen waren. Ihr Frontwechsel dient dem höheren geistlichen Zweck: Heinrich soll nicht wieder vom Katholizismus abfallen. Er könnte sich ja, wenn Rom ihm Schwierigkeiten machte, an das englische Beispiel halten. So kommt nun auch die Aussöhnung mit den Jesuiten zustande. Sie dürfen nach Frankreich zurückkehren und die Schandsäule feierlich zerstören. Dem Könige hatten sie einen Pater als Geisel stellen müssen, der im Gewahrsam des Hofes lebt. Bald macht sich aber dieser Pater Cotton beim Könige so beliebt, daß er vom Zwangsbürgen zum Ratgeber aufrückt. Nun beeinflussen die Jesuiten die Staatspolitik als Freunde und Helfer des Herrschers. Heinrich will seine Ehe lösen, um sich

mit Maria von Medici zu vermählen; in diesem Falle befürwortet der Orden die Scheidung, denn die neue Erwählte ist streng päpstlich erzogen, da kann man schon einmal das Ehesakrament außer Kraft setzen.

Heinrich ist freilich ein zu eigenwilliger politischer Kopf, um sich den Kutten immer zu fügen. Schon will er im Bunde mit protestantischen Fürsten gegen das österreichisch-spanische Habsburg das Schwert ziehen, da blitzt wieder ein Dolch, dessen Stichen der König diesmal erliegt. Und was stellt sich heraus? Der Mörder, schwärmerischer Römling, ist vorher bei den Jesuiten im Beichtstuhl gewesen. Der Pater erklärt im Verhör, Gott habe ihn alles vergessen lassen, was bei der Beichte gesprochen sei. Anfangs sieht es so aus, als würde man nun die Schandsäule wieder aufrichten; Parlament und Hochschule wollen jetzt endgültig mit der Jesuitenwirtschaft Schluß machen. Aber die Zeiten haben sich gewandelt, die Königsmacht ist zu festgefügt und der Einfluß des Ordens am Hofe schon zu stark. Pater Cotton beherrscht die Königinmutter, der er zur Krone verholfen, als sein gehorsames Beichtkind, und durch sie, die Regentin, das Land. Die Rüstungen gegen Spanien werden eingestellt, man plant jetzt sogleich das Gegenteil, den Krieg gegen die protestantischen Staaten. Da aber Habsburg der natürliche europäische Gegner Frankreichs bleibt, wird daraus nichts, die nationalen Interessen Frankreichs bleiben zum Leidwesen der Jesuiten stärker als die religiösen.

Die Regentin verleiht den Patres volle akademische Lehrfreiheit, um der Universität ihre traditionelle Schlüsselstellung bei der Schlichtung kultureller Streitfragen zu nehmen. Tatsächlich verliert die Sorbonne dadurch ihr geistiges Übergewicht als Zentrale der französischen Wissenschaft; die Jesuitenkollegs werden die Träger neuklerikaler Bildungsgedanken, und allmählich löst sich das Kollegwesen in einen intriganten Wettbewerb politischer und literarischer Cliquen

auf. Ihren kleinen Sohn, den Thronerben Ludwig XIII., hat die bigotte Königin Maria zu einem Musterexemplar jesuitischer Grundsätze erziehen lassen, aber der Heranwachsende verabscheut die Ordensleute, die ihn zu ihrem Werkzeug stutzen wollen, und sieht in der Mutter, die dahinter steckt, seine Quälerin. Als Ludwig die Regierung selbst übernimmt, sucht er Marias Günstlinge abzuschütteln und die Nationalpolitik seines Vaters wieder aufzunehmen. Noch hemmt ihn der Hofbeichtiger Cotton, den er so schnell nicht loswerden kann, und das jesuitische Beichtmonopol scheint so gefestigt zu sein, daß er auch nach der Entfernung von Cotton und anderen immer wieder einen Pater vom Jesusorden nehmen muß. Ludwig ist eine schwächliche, von überlegenen Kräften leicht lenkbare Natur, und nur in seinem Haß auf die Mutter unerschütterlich. So schwankt das Staatsschiff in Ludwigs Frühzeit in allen Winden hin und her, bis er den zielsicheren Steuermann findet. Und der ist endgültig da, als der Prälat Richelieu die Führung ergreift, der Frankreichs klügster Staatsmann werden soll.

*

Nun werden die Umtriebe der Beichtväter immer wirkungsloser. Eben hatte noch Pater Suffren das Land an der Seite der beiden Habsburgermächte in die großen mitteleuropäischen Religionswirren hineinziehen wollen. Das kommt unter Richelieus Leitung als unvorteilhaft für das Land überhaupt nicht mehr in Betracht. Suffren muß mit der Königinmutter in die Verbannung. Richelieu handelt auch im Purpur des Kardinals nur als französischer Patriot; wo sich römischer Papismus dem nationalen Staatsmann entgegenwirft, da kennt der Minister keinerlei Glaubensrücksichten. Der Beichtvater Coussin, den Richelieu wegen seines Rufes als zuverlässiger Franzose dem König bestellt hat, läßt sich noch einmal vom Ordensgeneral zum Miß-

brauch des Beichtamtes bestimmen. Er verspricht den Brüdern, dafür zu wirken, daß der König von einer Unterstützung der deutschen Protestanten ablasse. Die Sünden der Könige, die sich mit politischer Notwendigkeit entschuldigten, seien nicht milder zu beurteilen als die rein menschlichen der Privatleute, meint Coussin zu seiner Rechtfertigung. Was nützten dem Lande die irdischen Erfolge, wenn Fürst und Untertanen der ewigen Verdammnis anheimfielen! Aber die Entschuldigung des allseits beflissenen Beichtvaters nimmt der Minister nicht an, er läßt den Jesuiten, der Politik und Seligkeit vermengen will, als Staatsfeind in die Festung sperren.

Der allmächtige Minister wird mehr und mehr zum Sinnbild des absoluten Staatsgedankens, er ist darüber hinaus wohl der erste bewußte Nationalist der neueren Geschichte. Mit Recht kann Richelieu vor seinem Tode sagen, er habe niemals Feinde gehabt, die nicht zugleich die Feinde Frankreichs waren. Von den Gegnern wegen seiner unerbittlichen Strenge gehaßt und gefürchtet, vom Volke bestaunt und verehrt, führt der Minister-Kardinal mit nie erlahmender Willenskraft die Zügel. Als die Gicht seine Glieder lähmt, läßt er sich in der Sänfte von Schloß zu Schloß, von Stadt zu Stadt tragen, und nichts entgeht seinem Falkenblick. Er bleibt ein frommer, katholischer Christ aber er liefert vor aller Welt den Beweis, daß man wahrhaft gläubig sein kann, ohne das Vaterland einem pfäffischen Machtwahn zu opfern. Seine Anschauungen sind also denen der völkisch wurzellosen Jesuiten schroff entgegengesetzt. Sobald die Patres sich davon überzeugt haben, daß sie gegen diesen Mann und sein System rein gar nichts ausrichten können, ändern sie ihre Haltung und bieten sich geradezu als Verbündete an, um sich im Lande zu behaupten. In ihren Schulen preisen sie jetzt die französische Staatsautorität und wagen nicht zu widersprechen, wenn die Regierung die mo-

derne Auffassung, daß die Kultform ausländischer Staaten Frankreich nichts angehe, scharf unterstreicht.

Die Jesuiten hoffen auf ein neues Interregnum, in dem sich alles nach ihren heimlichen Wünschen wenden könnte; denn nach dem Tode Ludwigs XIII. ist der Thronfolger wieder unmündig. Doch die ungeklärte Zwischenherrschaft frömmelnder Weiber will Richelieu nicht wieder zulassen, er hat sich in Mazarin einen Nachfolger als major domus erzogen, der die große Linie des Ministers fortsetzt. So müssen die Patres warten, wie sich die Wesensart Ludwigs XIV. entfaltet, dessen jugendlichen Werdegang sie nicht beeinflussen dürfen.

*

Es zeigt sich bald, daß der junge König bis zur Selbstvergötterung von seiner Königswürde durchdrungen ist. Richelieu und Mazarin haben ihm die Machtvoraussetzungen geschaffen, so daß sein majestätischer Dünkel keine leere Geste bleibt. Ludwig frönt mit vollen Genießerzügen seiner Sinnlichkeit, er liebt die rauschenden Vergnügungen, die den Glanz seiner Krone phantastisch erhöhen sollen. Doch er vergißt darüber durchaus nicht die Staatsaufgaben, die dem blühenden Lande durch seine reichen Mittel gestellt sind. In seinen politischen und militärischen Unternehmungen ist er nicht weniger unersättlich als in seinen erotischen und theatralischen Gelüsten. Der „Sonnenkönig" denkt nicht entfernt daran, dem Papst in Ehrfurcht zu huldigen. Er will auch in geistlichen Dingen der Herr über Frankreich sein, und Rom bleibt nur die Wahl, zu billigen oder zu brechen. Die Kurie, durch viele schlimme Erfahrungen klug geworden, drückt ein Auge und manchmal beide zu. Die Jesuiten, als des Papstes „leichte Reiterei", werden schon die Seele des Königs attackieren, sobald er innerlich arm und entblößt ihren Trost suchen wird. Noch fehlt ihm alle Demut vor Gott;

in der Kirche hat die Gemeinde den Blick nicht dem Altar, sondern der königlichen Loge zuzukehren.

Das höfische Treiben wahrt nicht einmal mehr den Schein der christlichen Sitte. Hatten sich früher die Fürsten mit heimlichen Liebschaften begnügt, so verleiht Ludwig XIV. den gefälligen Damen einen hohen Hofrang an seiner Seite. Der Ehebruch wird adliges Gesellschaftsspiel, eine vornehme Vergnügung wie Jagd und Theater. Wenn der König seine Mätressen wechselt, so ist das geradezu ein öffentliches Staatsereignis, und man wartet stundenlang auf die Kutsche, in der die angetraute Königin mit den Geliebten ihres Gemahls zusammensitzt. Die Höflinge ahmen das königliche Vorbild nach, und mancher von ihnen wünscht in seinem Ehrgeiz sehnlichst, seine Frau oder Tochter möchte die Mätresse eines vielvermögenden Mannes werden, der ihm zum Aufstieg verhelfen kann. Als der König die ebenso kluge wie reizende Frau von Montespan zu seiner intimen Vertrauten wählt, weiß sie den Hof so geschickt unter ihren Einfluß zu bringen, daß ihre Gunstlaunen über die Machtverteilung bestimmen.

Die jesuitischen Beichtväter sehen sich in einer peinlichen Lage. Sie müssen, wie sich einer von ihnen ausdrückt, „mit der fleischlichen Sünde als dem stärksten Geschütz im Lande" rechnen. Ihre Ermahnungen fruchten nichts, der König betrachtet die Beichte nur als eine Zeremonie, nicht anders als das Lever und das Händewaschen, wobei die höchsten Staatschargen ihre vorgeschriebenen Handreichungen haben. Verweigert ein gestrenger Pater dem Monarchen die Absolution, so sieht dieser darin auch nur eine amüsante Ziererei. Einmal poltert der Pater Bourdaloue im öffentlichen Gottesdienst gegen den königlichen Ehebruch los; alles erbleicht, der König zürnt und vergißt. Darum bequemt sich der lächelnde Beichtvater La Chaise zur Duldsamkeit, er meint, Gott werde noch mit sich reden lassen, wenn sich der

König nur im Alter bessere. Die menschliche Natur sei ja so eingerichtet, daß die sinnlichen Begierden mit der Zeit still würden, und dann wäre es zur Bekehrung auch noch nicht zu spät.

Vorerst bitten die Patres im Beichtstuhl nur um Gehör, wenn wichtige kirchliche Ämter zu besetzen sind. Der großmütige König erfüllt gern ihre Wünsche, wenn sie seine Kreise nicht stören und dafür sorgen, daß nicht wieder solch ein grober geistlicher Zelot von der Kanzel her die Gewissen erschreckt. Die verständnisvollen Patres bleiben bei Hofe beliebt, zumal sie das langweilige Salbadern auf ein Mindestmaß einschränken und im übrigen um viele ergötzliche Dinge wissen. Zu den Hofmoden gehört jetzt das Wettsammeln von Schaumünzen, und die Jesuiten können immer die seltensten Stücke beschaffen. Auch ihre verschönernden Einfälle bei den Gartenfesten sind sehr geschätzt, sie verstehen sich ja längst auf überraschende Szenerien und Festbeleuchtungen. Bei den chinesischen Himmelssöhnen machte ihnen die höfische Unterhaltung mehr Kopfzerbrechen; jetzt fällt es ihnen leicht, den Hof des Sonnenkönigs mit den Wundern der chinesischen Welt zu belustigen, und die „Chinoiserie" wird bald in ganz Europa ein modischer Bestandteil fürstlichen Aufwands.

*

Paris erlebt in diesen Jahrzehnten einen überaus merkwürdigen Kulturkampf, der in den Aristokratien der Geburt und der Bildung groteske Blüten treibt und doch hinter den wirren Sensationseffekten eine tiefe philosophische Bedeutung birgt. In einer Waldniederung bei Paris liegt die vornehme Nonnenabtei Port Royal, deren Schwestern unter der Führung der jungen Äbtissin Angelika Arnould der bisher dort herrschenden Lebenslust abgesagt haben, um als bußfertige, schwärmerische Gottesstreiterinnen sich ganz der Heiligung und der Bekehrung zu widmen. Auf die

Pariser Gesellschaft, der die Nonnen familiär verbunden sind, macht diese ekstatische Wandlung der früher so weltfrohen Klosterdamen einen gewaltigen Eindruck, und viele Angehörige der kultiviertesten Kreise eifern den frommen Erbauungsübungen nach. Sie schlafen auf Stroh und kleiden sich in grobe Büßerkittel, sie sprechen von nichts anderem als von dem ewigen Heil und der göttlichen Gnade.

Um ihren frommen Freunden in der Hauptstadt näher zu sein, verlassen die Nonnen ihr Landkloster und gründen nun in Paris eine neue Abtei Port Royal, die zum Mittelpunkte der Bewegung wird. Zwischen dem Kloster und den Pariser Salons entwickelt sich ein Verkehr, der die verstiegensten Formen annimmt. Man liegt sich in den Armen, um schluchzend einander die Sünden zu gestehen, man liest gemeinsam theologische Streitschriften, bejubelt und verdammt die Lehrmeinungen, es finden sich auch die interessanten Abbés, die in diesen geschwätzig-sentimentalen Zirkeln elegante und anregende Deutungen vortragen.

Die Strömung erfaßt auch die Männerwelt; Kavaliere, Advokaten und Professoren verlassen ihre hohen Stellungen und ihre gewohnte Arbeit, um sich ganz der geistlichen Beschauung hinzugeben. Sie ziehen sich nach dem alten Port Royal des champs, in die von den Nonnen verlassene Einöde zurück, errichten sich Hütten in der Umgebung der verfallenden Klostergebäude und entsumpfen in freiwilliger Mühsal das romantische Gelände. In den alten Hallen soll ein geistliches Kolleg entstehen, dort will man in frommer Bruderschaft den „wahren Kern des heiligen Glaubens" ergründen. Die verwöhnten, nach seltsamen Reizen begierigen Damen der Hofgesellschaft kommen hinausgefahren, sie finden, daß dieses nebelfeuchte Tal besonders geeignet sei, um das Seelenheil zu erringen. Man sitzt auf rohen Holzklötzen, man trinkt das reine Quellwasser, das auch gegen Leibesverstopfung gut sein soll, man ruht auf harten Bret-

tern und löffelt den Gerstenbrei, den die früheren Parlamentsräte gerührt haben. Aber man lauscht auch den Weisheiten der altchristlichen Kirchenväter und ihrer modernen Kommentatoren. Dann kehren die Herzoginnen und Marquisen befriedigt in ihre Pariser Boudoirs zurück.

*

Allmählich prägt sich das religiöse Schweifen und Trachten des frommen Bundes zu festerer Gestalt. Die Bewegung empfängt ihr Programm aus der nachgelassenen Schrift des flandrischen Bischofs Cornelius Jansen, der niemals gewünscht oder geahnt hatte, daß seine gelehrten, schwer lesbaren Betrachtungen über den heiligen Augustinus zu einer weithin tönenden, Frankreich und die Welt erregenden Kampfparole werden sollten.

Die augustinische Lehre geht von der Erbsünde aus, die den Menschen der Fähigkeit beraubt habe, aus eigener Kraft ein geheiligtes Leben zu führen und das Heil zu erlangen. Der irdische Wille könne von sich aus nichts Gutes bewirken, er bleibe in Schuld und Ohnmacht gefangen. Nur durch göttliche Gnade werde den Sterblichen die Befreiung von den Fesseln, die Erlösung von der Verworfenheit gewährt, und es stehe einzig bei Gott, ob er die sündige Kreatur errettet oder in der Verdammnis läßt. Seit einem Jahrtausend hat nun die römische Kirche schon mit diesem schroffen Dogma von Sünde und Gnade gerungen, ohne sich eindeutig für oder gegen Augustin zu entscheiden. Die Bedenken, die gerade das spätere Papsttum gegen diese fatalistische Auffassung hegen mußte, sind einleuchtend: wenn nämlich der Mensch völlig außerstande ist, die Sündenschuld durch sein gutes Streben zu überwinden oder wenigstens zu verringern, dann nützen auch die „guten Werke" nichts. Und auf den guten Werken beruht ja gerade die kultische Macht des Katholizismus.

Ohne theologische Einkleidung läuft die Frage darauf hinaus, ob der menschliche Wille sich frei entfalten kann, oder ob überpersönliche Mächte, gemeinhin „das Schicksal" genannt, das Erleben und Vollbringen im Einzeldasein bestimmen. Die normale Verstandespraxis pflegt einer eindeutigen Antwort auszuweichen, denn offenbar ist der wollende Mensch in manchen Dingen frei, in andern aber gebunden. Hingegen suchen die Glaubensschwärmer ebenso wie die Systemdenker sich nach einer Seite entschieden festzulegen. Die theologischen Meinungen innerhalb der großen Weltreligionen neigen von vornherein zu der Annahme, daß der Mensch unfrei sei, denn die Allmacht Gottes würde ja ihren Sinn verlieren, wenn der Mensch nach eignen Ansichten und Taten sein Los gestalten könnte. Nicht nur in religiöser, sondern auch in profaner Hinsicht ist die Vorstellung von der menschlichen Gebundenheit die tiefere, sie erfordert eine stärkere, innigere Versenkung in die Geheimnisse des Daseins. Wer Erfolge und Mißerfolge oberflächlicher wertet, wem es vor allem auf die Psychologie der Menschenbehandlung und die Technik des Machtgewinns ankommt, wird der Willensfreiheit einen recht großen Spielraum zuerkennen.

Die Jesuiten waren schon bald nach der Ordensgründung mit den Theologen der Kurie in einen Streit über die Grenzen menschlicher Freiheit und Unfreiheit geraten. Sie versuchten dabei den Aktionsradius des freien Willens möglichst weit auszudehnen. Ihr ganzes Wirken ist doch auf Zweckleistung, auf glatte Bewältigung schwierigster Verhältnisse eingestellt. Sie glauben an den Sieg der Energie, sie unterwerfen sich einer einzigartigen Willensschulung, das Reich Christi ist für sie von der Machthoheit des Papstes nicht zu trennen. Sie können erstaunliche Leistungen vorweisen, die mehr ihrer List und Ausdauer zu entspringen scheinen als dem Wunder aus der Höhe. Sie sagen, wenn wir auf die göttliche Gnade warten wollten, so würde auf Erden

derweilen der sündige Abfall von Gott und seinem Stellvertreter bei Fürsten und Untertanen immer schlimmer werden. Denn die Menschen besäßen ja nicht nur die Freiheit zum Guten, sondern auch die Freiheit zum Bösen, zur Sünde. Sie wollen also den Willen zum Guten wenden, indem sie den Menschen dahin bringen, daß er durch Beichte und gute Werke der Papstmacht und damit dem Plane Gottes in freier Bereitschaft dient.

*

Als die alte augustinische Erbsündenlehre durch die Bewegung von Port Royal wieder lebendig wird, sehen die Jesuiten darin einen gefährlichen Angriff auf ihre Weltanschauung. Sie fürchten für ihre Stellung als Hofbeichtiger, für ihren geistigen Einfluß in der gebildeten Welt. Der Papst hat ihre Thesen von der freien Willenskraft niemals ausdrücklich gebilligt, sondern nur verlegen geduldet. Solange die Auseinandersetzung über Sünde und Gnade nur ein Mönchsgezänk war, konnten die Jesuiten beruhigt sein, denn die Kontroversen gelehrter Forscher laufen sich bald tot. So waren auch die augustinischen Thesen des Professors und Bischofs Jansen ohne breitere Wirkung auf das Laienvolk geblieben, bis sich die vornehmen, hochgebildeten Kreise um Port Royal als „Jansenisten" zu fühlen begannen. Wie tief der Gegensatz zwischen Jesuiten und Jansenisten das französische Kulturleben durchdringt, wird in den Dramen der beiden größten Tragödiendichter des Zeitalters offenbar. Corneille ist Jesuitenschüler, Racine in der Gedankenwelt von Port Royal gebildet, beide spiegeln in ihren Stücken den philosophischen Geist, in dem sie erzogen wurden.

Corneilles Figuren handeln, als ob sie freie Menschen wären, sie fühlen sich bei ihren Schritten von keinem höheren Muß gezogen, sie glauben, daß ihre Willensentschlüsse stärker als die Widerwärtigkeiten sind. Ihr Geschick nehmen

sie als das Ergebnis ihres gewollten Tuns und Unterlassens hin. Die Gestalten Racines spüren über sich das gottgewollte Schicksal, das Verhängnis und die Gnade. Der Mensch ist ganz dem Walten der himmlischen Fügung unterworfen, im tragischen Zusammenbruch hat er den Trost, daß ihm dieses Unheil durch den Erbfluch auferlegt wurde. Racines „Phädra" ist das Vorbild für die „Schicksalsstücke" geworden, deren spätere Verflachung durch platte Nachahmer natürlich nichts gegen die Tiefe der Schicksalsidee beweist, wie sie heidnisch bei Sophokles, christlich bei Augustinus ihren gewaltigen Ausdruck findet.

Seit die Damen des Hochadels und die jungen, weltgewandten Doktoren dem Jansenismus gesellschaftlich und literarisch zur Vorherrschaft verholfen haben, nimmt der Abwehrkampf der Jesuiten europäische Ausmaße an. Der Orden hat den Inhalt des Augustinusbuches von Jansen in fünf überspitzte Sätze gefaßt und verlangt nun vom Papst, er solle diese Thesen als ketzerisch verdammen. Die erste besagt, daß die Menschen, denen Gott keine Gnade schenke, von vorneherein zum Laster bestimmt seien; die letzte folgert daraus, daß Christus sich nur für die von Gott Erkorenen am Kreuze geopfert habe. Der Papst befragt die Inquisition und die Bischöfe, wie es seine Vorgänger schon öfters in ähnlichen Streitfällen getan haben. Die Thesen werden verworfen, man dürfe das christliche Erlösungswerk nicht zu einer Willkürlaune des Schöpfers machen.

*

Auch die Jansenisten fügen sich dem Spruch, sie erklären nämlich, daß diese Sätze in dem Werk von Jansen gar nicht enthalten seien, daß es sich hier um eine jesuitische Verzerrung und Entstellung handle; man könne mit dem Verbot dieses Manövers nur einverstanden sein. Die Patres geraten in wilde Wut, sie wollen unter allen Umständen die

ächtung der jansenistischen Lehren erzwingen. Die Unfehlbarkeit des Papstes soll nicht nur über Lehrmeinungen richten können, sondern auch Annahmen als Tatsachen festlegen. Es stellt sich nämlich heraus, daß man in Rom die dickleibigen Folianten des Cornelius Jansen gar nicht gelesen hat. Kann der Papst die ihm vorgelegten Thesen auch dann zum Gedankeninhalt des Jansenschen Werkes stempeln, wenn sie von dem Verfasser gar nicht vertreten sind? Er kann es, versichern die Jesuiten, und sie bewegen die Kurie, diesen unbegreiflichen Standpunkt ernstlich einzunehmen. Anstatt nun endlich nachzuprüfen, was Jansen schwarz auf weiß behauptet hat, schickt der Papst einen Erlaß, der allen Personen geistlichen Standes befiehlt, ein Formular zu unterzeichnen, in dem es heißt: „Ich verurteile mit Herz und Mund diese fünf Sätze, die in dem Augustinuskommentar von Cornelius Jansen stehen."

Der König empfindet diesen Parteienzwist, der bis in seine fröhlichen Gemächer flutet, als lästig und störend. So gleichgültig ihm die Sache auch ist, so albern ihm der Handel erscheint, er will Frieden haben und verordnet daher die strikte Durchführung des römischen Mandats. Wer sich weigert, soll unter dem Druck der Schikanen mürbe werden. Schließlich unterschreiben die einen mit philosophischem Vorbehalt, die andern wandern in den Kerker der Bastille. Gegen das rebellische Nonnenkloster von Port Royal läßt der Präfekt Truppen aufbieten, die Abtei wird geräumt, die Nonnen, die sich aufs heftigste sträuben, werden auf Karren gebunden und in Klöster verschleppt, die unter jesuitischer Obhut stehen. Voltaire, der später eine ironische Geschichte von Port Royal geschrieben hat, meint dazu: „Was war hier närrischer? Die Zumutung, die Klosterschwestern sollten durch ihre Unterschrift beeiden, in einem ledernen Lateinbuche seien fünf dunkle Sätze aufgestellt, — oder der tolle Widerstand dieser Jungfrauen?"

Die Jesuiten sind nur die scheinbaren Sieger, sie haben sich zu viele Blößen gegeben, die von ihren Gegnern höhnisch belichtet werden. Auf jansenistischer Seite kämpft Blaise Pascal, der feinste und schärfste Geist jener Zeit, den seine augustinische Frömmigkeit nicht hindert, den jesuitischen Feind mit ätzender Witzlauge zu übergießen. „Hatte man die Jesuiten", urteilt Voltaire, „bisher nur verhaßt gemacht, so tat Pascal viel mehr, indem er sie lächerlich machte." In erdichteten Gesprächen zwischen einem Jesuiten und einem Jansenisten, die als „Provinzialbriefe" anonym erscheinen und bald das ganze Land aufregen, legt Pascal dem Ordensmann das zynische Bekenntnis doppelter Auffassung in den Mund. Die Willensfreiheit sei die Freiheit zu sündigen und auch die Sünden zu vertuschen. Der Beichtvater müsse alle die Werke für gut erklären, die der Partei der Patres einen Vorteil bei Hofe eintrügen. Der Ehebruch sei entschuldbar und nützlich, wenn die Frau dem kirchentreuen Geliebten eine ketzerische Verirrung ihres Gatten enthülle, der nun überwacht werden könne. Durch solche pointierte Übertreibung der jesuitischen Lehren werden die spottlustigen Franzosen leicht in geistige Wallung gebracht. Nun hat sogar ein echter Jesuit in einer unvorsichtigen Schrift wirklich gesagt, man brauche nur häufig zur Kommunion zu gehen, wenn man häufig sündigen wolle, dann sei die fromme Ordnung wiederhergestellt. Pascal scheint also noch nicht einmal allzu stark aufgetragen zu haben.

Auch die Wunderheilungen, die im Kloster Port Royal zur plötzlichen Genesung kranker Mädchen geführt hatten, wirken in der Volksseele noch immer nach. Voltaire berichtet, die Jesuiten hätten sogleich versucht, auch in ihren Anstalten Wunder zu tun, „doch sie konnten ihre Wunder nicht durchsetzen, denn damals waren nur die Wunder der Jansenisten in Mode".

Als die Tore des Klosterhofes behördlich versiegelt wer-

den, heftet jemand die Inschrift an: „Im Namen des Königs! Es wird dem Herrgott untersagt, hier Wunder zu tun." Die jansenistische Strömung war durch die Gewaltakte nur in unterirdische Kanäle abgelenkt worden, sie kommt wieder zum Vorschein, sobald die Angelegenheit bei Papst und König in Vergessenheit gerät. Langsam bevölkert sich wieder die Abtei von Port Royal. Nach zwei Jahrzehnten bricht die Fehde um die berüchtigten fünf Sätze von neuem los. In dem gelehrten Oratorianermönch Quesnel ist den Jansenisten ein überlegener Führer erstanden und den Jesuiten ein bissiger Feind. Durch seine Evangelienübersetzung führt er seiner Sache viele neue Anhänger zu. Zwar vermögen die Jesuiten den König dahin zu bringen, daß er Quesnels Werke für staatsgefährlich erklärt und den Schriftsteller ins Gefängnis wirft, aber bei den akademischen Kontroversen zieht die Partei der Hofbeichtiger den kürzeren. Wieder greift auf ihr Betreiben der Papst ein, und Port Royal wird in einer Bulle als „Ketzerhölle" beschimpft. Die Schergen verwüsten das Kloster und reißen sogar die Gräber des Kirchhofs auf, um die toten Jansenisten in ungeweihter Erde auf einen Haufen zu werfen. Der Volkshaß gegen die Jesuiten schwillt durch die schändliche Tat so bedrohlich an, daß sie sich ohne bewaffneten Büttel nicht auf die Straßen trauen.

*

König Ludwig zeigt sich inzwischen den jesuitischen Einflüsterungen immer offenkundiger ergeben; der alternde Herrscher verliert allmählich in religiösen Dingen sein autokratisches Bewußtsein mehr und mehr. Die Beichtväter hatten seine Natur ganz richtig eingeschätzt, wenn sie annahmen, er werde in vorgerückten Jahren seine Weltlust durch ängstlichen Bußeifer sühnen. Sie selber suchen ihm jetzt eine Mätresse aus, die ihn in seiner christlichen Reue bestärken

soll. Daß sich galante Damen häufig in alte Betschwestern verwandeln, ist ihnen nicht unbekannt; in der Frau von Maintenon haben sie die verblühende Schöne gefunden, die den entnervten Mann durch häusliche Gemütlichkeit und durch fromme Betgemeinschaft fesseln soll. Ohne Puder und Perücke, ohne Prunkrock und sonstige Glanzstaffage wirkt der Sonnenkönig nur noch wie eine Ruine, er leidet an Gicht, an Geschwüren und Atemnot, nächtliche Zwangsvorstellungen rauben ihm den Schlaf. Sein majestätischer Nimbus wird nur durch mühselige Maskierung aufrechterhalten.

Frau von Maintenon gibt sich als züchtige Frömmlerin, sie sitzt dem müden König im Sessel gegenüber und liest ihm aus den Gebetbüchern vor, bis er entschlummert. Kommen die Minister und Hofpriester mit ihren Geschäftsanliegen, so bleibt sie dabei, den Blick auf ihre Stickarbeit gerichtet. Aber es entgeht ihr kein Wort, und wenn der Alte sich nicht zu entschließen vermag, wird sie schon hinterher die Sache ins reine bringen. Der Beichtvater La Chaise muß sie sogar oft genug zur Mäßigung mahnen, sie würde am liebsten den ganzen Hof in ein Kloster verwandeln. Die rauschenden Schaustellungen gehören aber auch zum staatspolitischen Stil, und die Jesuiten finden es zweckmäßiger, wenn die Geheimsphäre ihrer Macht tief hinter der phantastischen Leuchtkraft der Repräsentationskulissen verborgen bleibt.

Die Wendung des Königs zur klerikalen Unduldsamkeit bekundet sich in der Aufhebung jenes Ediktes von Nantes, in dem einst der klügere Heinrich IV. den Protestanten Religionsfreiheit verliehen hatte. Unter dem Vorwande, zweierlei Religion sei für die französische Einheit nicht tragbar, setzt nun eine neue Welle von Glaubensverfolgungen ein, deren Brutalität sogar noch die früheren Ausschreitungen übertrifft. Seit hundert Jahren hatte

Frankreich konfessionellen Frieden gehabt und in dieser Zeit einen riesigen politischen und kulturellen Aufstieg erlebt. Es gab also für den neuen Religionskrieg nur einen Grund, den jesuitischen Fanatismus, dessen mörderische Hetze sogleich wieder losbrach, als die Umgarnung des erschlaffenden Königs gelungen war.

Die „Dragonaden", die Streifzüge der königlichen Dragoner unter Teilnahme der Patres, stürzen das Land in die blutigsten Wirren. Der Weihwedel weist der Mordwaffe die Richtung. Durch die Zwangsbekehrung mit Feuer und Schwert werden Tausende stiller, glücklicher Ortschaften in Trümmer gelegt, fleißige Gewerbetreibende ins Exil gejagt, die Familien zerstört, die kleinen Kinder den Müttern entrissen, Massenerschießungen der Unglücklichen in ihren Waldverstecken sind keine Seltenheit. Marschall Vauban, der kluge Organisator der französischen Staatskraft, macht in grollender Kritik die Verlustrechnung auf: Frankreich ist um vierhunderttausend Einwohner und sechzig Millionen Franken ärmer geworden, die Flotten der Feinde sind um neuntausend gute Matrosen, die gegenerischen Heere um zwölftausend vorzügliche Soldaten vermehrt. Denn das Ausland, vor allem die Holländer, Engländer und Deutschen, nimmt die handwerklich und kriegerisch besonders tüchtigen Hugenotten mit Freuden auf. In der südfranzösischen Cevennenlandschaft tobt ein jahrelanger Guerillakrieg zwischen dem Militär und den „Camisarden", den hugenottischen Selbstschutzverbänden; Tiecks Novelle „Der Aufruhr in den Cevennen" gibt ein schaurig anschauliches Bild von den Leidenschaften und Greueln, die diese idyllischen Gebirgstäler in Stätten des Schreckens verwandeln. Die Jesuiten verstehen sich gut genug auf schlaue Heuchelei, um die grausamen Ausbrüche öffentlich zu beklagen und sogar für die Opfer ihrer Aufreizungen zu beten. Sie schieben jetzt die Schuld auf ihr Werkzeug, die Frau von Maintenon, sie habe den König

zu den grimmigen Maßnahmen bewogen, während die Patres angeblich zum „Weg der Güte“ geraten hätten.

*

Ludwigs letzter Beichtvater ist der finstere Le Tellier, der sich die endgültige Ausrottung der jansenistischen Ketzerei zum Ziele gesetzt hat. Der König, jetzt ganz im Banne bigotten Wahns, bittet den Papst um eine feierliche Verfluchung jener Erbauungsliteratur, die durch Quesnels schriftstellerische Tätigkeit in Paris zur begehrtesten Lektüre geworden ist. Doch den päpstlichen Eiferern passiert dabei ein böses Mißgeschick; in der langen Reihe der Sätze, gegen die das Anathema geschleudert wird, sind einige wörtlich der Bibel entlehnt, was den römischen Schriftgelehrten entgangen war. Als die Jansenisten die Tatsache ans Licht bringen, empören sich auch die bisher außerhalb des Streites stehenden französischen Geistlichen. Es kommt zu Sturmszenen auf einem Landeskonzil. Da aber Papst und König jetzt in dieser Sache verbündet sind, wird es den Jesuitenanhängern möglich, dem offensichtlichen Unsinn der Bulle Geltung zu verschaffen. Auf die Häupter der Widerspenstigen regnet es lettres de cachet, jene Haftbefehle aus königlicher Willkür; mehr als zehntausend katholische Jesuitengegner füllen die Staatskerker Frankreichs. Die bedrängten Jansenisten greifen wieder zur Wunderpropaganda, sie ziehen mit ihrer Monstranz durch die Straßen, und die Kranken melden sich sogleich gesund. Bußprediger und Geißler treten vor den Kirchen auf und verkünden ihre Gesichte, die Berührung ihrer Marterwunden soll das letzte Gnadenheil bringen.

*

Mit einem Schlage ist das alles aus und wie weggeblasen; den alten Ludwig hat nun endlich der ungeduldige Satan

geholt, wie die Jansenisten sagen. Der Regent Philipp von Orleans, der für den kleinen Urenkel die Herrschaft führt, beschränkt sich auf die Rolle eines zynischen Lebemannes, der nach seinen eignen Worten den Bordellen vor den Kapellen den Vorzug gibt. Jesuiten, Jansenisten und Hugenotten mögen anbeten, was sie wollen. Nur bei Hofe sind alle Pfaffen durchaus unerwünscht. Tatsächlich erreicht dieser gottlose Schwelger und Spötter, was keinem geistlichen Zeloten gelungen war; der Religionsfriede ist plötzlich da, denn es lohnt sich jetzt nicht mehr, den Andersgläubigen niederzuschreien oder beim Staat zu verklagen, die religiösen Streitereien hören einfach auf, gesellschaftliche Mode zu sein. Der böse Beichtvater Tellier wird vom Hofe verwiesen, und der Kardinal-Erzbischof Noailles entzieht, vom Regenten dabei mit höhnischer Freude unterstützt, den ihm längst unbequemen Jesuiten überhaupt die Erlaubnis zum Beichtehören.

Unter Ludwig XV. erhält der Versailler Hof wieder einen festlichen Schimmer wie in des Sonnenkönigs hellsten Tagen. Das Mätressenwesen ist höfische Sitte oder Unsitte geblieben, und der König gibt sich dieser angenehmen Tradition mit Begeisterung hin. Auch die jesuitischen Beichtväter bieten sich wieder als hilfreiche Wegweiser in den Himmel an. Auch sie möchte der König nicht entbehren, er leidet häufig an Katzenjammer und macht sich dann düstere Sorgen um sein Seelenheil. Da er langsamen Geistes ist, flüchtet er um so lieber in die jesuitische Tröstung, wo sich dem frommen Gemüte alles so einfach klärt. Doch die Patres sind nicht mehr so großzügig bei der Vergebung der Ehebrüche, man hat ihnen in der katholischen Welt deswegen überall Laxheit vorgeworfen. Das freie Liebesleben am französischen Hofe ist ja längst schon bei den kleinsten europäischen Potentaten das bewunderte Vorbild einer vornehmen Lebensführung geworden; und die römische Kirche

sieht mit Sorge das christliche Sittengesetz in den feurigen amourösen Launen der Fürsten dahinschmelzen. Darum sollen und wollen die Jesuiten in Frankreich jetzt wieder die „sexuelle Ordnung im Sinne des heiligen Sakramentes" erneuern.

Die Stimmungswünsche des Königs schwanken zwischen Sinnengelüst und gläubiger Zerknirschung durch die Jahrzehnte. Fühlt er sich frisch und munter, so stehen die Geliebten seinem Herzen am nächsten. Befällt ihn aber ein Unwohlsein, und das kommt bei diesem Leben voller Vergnügungsstrapazen häufig vor, dann lechzt er nach beichtväterlichem Zuspruch, nach frommer Entsühnung. Die Patres haben ihm die Höllenqualen im Jenseits mit ganz fürchterlichen Schreckbildern ausgemalt, und er glaubt an die Nöte in der Verdammnis wie an ein schlimmstes körperliches Übel. Seine Jesuiten stellen ihm vor, es lohne sich doch nicht, das bißchen Sinnenkitzel mit der ewigen Marter zu bezahlen. Als er auf einer Reise mit schwerem Fieber daniederliegt und Todesgedanken ihn beschleichen, will ihm der Beichtvater das letzte Sakrament nicht reichen, solange die ihn begleitende Mätresse bei ihm weilt. Der König schickt sie sofort nach Paris zurück und empfängt nun die Absolution. Aber kaum ist er wieder genesen, da läßt er schon einen Boten hinter ihr hereilen, der sie wieder ins Hoflager rufen soll.

Zu seinem Minister Choiseul äußert der Herrscher einmal allen Ernstes, Gott werde es wohl nicht gleich bemerken, wenn er sich noch ein weiteres Liebchen anschaffen würde, denn es gäbe ja bei Hofe so viele wechselnde Liaisons, daß man im Himmel nicht jede einzelne Affäre genau unterscheiden könne. Aber dem jesuitischen Aufpasser entgehe nichts, entgegnet der Minister ironisch belustigt. Vor der nächsten Osterkommunion könne er ja der Dame wieder den Abschied geben, dann sei die Sünde nicht mehr so schwer-

wiegend, grübelt der König weiter. Man bedenke: dieser Ludwig XV. ist ein Zeitgenosse Voltaires, er steht an der Spitze der Nation, die in diesen Jahrzehnten dem Geiste der Aufklärung die Kulturwelt erobert. Aber die Jesuiten suchen den König von Frankreich in einen Vorstellungskreis zu ketten, der auch in einer weit rückwärtigen, altkirchlich bestimmten Epoche naiver Unfug wäre. Wenn der kritische Voltaire voraussagt, die französischen Könige gefährdeten sich durch ihre geistige Ahnungslosigkeit mehr als durch ihre Verschwendung, so ist das den jesuitischen Seligmachern und Heilswaltern ins Stammbuch geschrieben.

*

Der moralische Zorn der Patres richtet sich immer heftiger gegen die Marquise von Pompadour, die es meisterlich verstanden hat, ihre Mätressenstellung zu einer großen diplomatischen Weltrolle zu erweitern. Die lebenskluge Pompadour will den Jesuiten gar nicht im Wege sein, sie buhlt sogar um deren Gunst, doch die Beichtväter tun, als sei sie geradezu die Inkarnation der Sünde. Um diese geschickte Frau vom Hof zu entfernen, die sie wegen ihres politischen Verstandes hassen, wenden sie alle Druckmittel an, die ihnen das Beichtamt bietet. Die Marquise soll für einen Monat ins Kloster gehen, damit der König derweilen in Ruhe zur Beichte vorbereitet oder mit andern Worten zu ihrem Sturze gedrängt werden könne. Als dieser Anschlag fehlgeht, verlangen sie ihre Rückkehr zu ihrem früheren Gatten; doch der Kavalier verzichtet, und die gedemütigte Madame de Pompadour erhält deshalb auch nicht die erbetene Absolution, deren sie schon aus gesellschaftlichen Gründen bedürftig ist, weil die Beichte ja mit zum Zeremoniell eines katholischen Hofes gehört.

Zuletzt spielen ihr die Patres einen Streich, der sie durch eine pikante Lächerlichkeit unmöglich machen soll. Sie stellen

ihr die Sündenvergebung in Aussicht, wenn sie die Treppe umbauen läßt, die ihre Wohngemächer im Schlosse mit denen des Königs verbindet. Sie geht wohl oder übel darauf ein, und nun mündet die Treppe nicht mehr in ihr Schlafzimmer, sondern in ihren Salon. Die Hofleute amüsieren sich wirklich königlich, besonders als sie erfahren, daß die Pompadour auch damit genasführt ist, weil ihr der Hofbeichtiger nach wie vor die Kommunion verweigert. Da entschließt sich Madame, die Hofetikette einfach zu durchbrechen, sie fährt in die Stadt zu einem ganz gewöhnlichen Weltpriester, der sie ohne Umstände absolviert. Und das war gewissermaßen das Ei des Kolumbus. Man sagt jetzt bei Hofe: Wozu brauchen wir eigentlich diese eingebildeten, heuchlerischen Jesuiten! Die Notwehr der Pompadour hat den Beichtnimbus der Truppe Jesu, die wichtigste und fast schon letzte Quelle ihrer höfischen Macht zerstört. Noch ahnen die Patres freilich nichts davon, daß die französische Regierung bereits heimlich die Bestrebungen anderer großer Höfe unterstützt, die auf die völlige Vernichtung des Jesuitenordens hinzielen.

Hundert Jahre deutscher Glaubenskrieg

Der erste Jesuit, der über die Alpen nach Deutschland kommt, ist Peter Faber, der savoyardische Hirtenknabe und älteste Pariser Gefolgsmann des Ordensstifters. Loyola hat ihn wegen seiner bäuerlichen Derbheit und seiner trockenen wissenschaftlichen Tiefgründigkeit gen Norden geschickt, denn diese Eigenschaften scheinen ihm auch die hervorstechenden Züge der Deutschen zu sein. Von dem innern Reichtum der deutschen Seele ahnen die romanischen Ordensleute noch nichts, sie halten die deutsche Reformation nur für eine grobe Aufsässigkeit von eigensinnigen Mönchsgelehrten und habgierigem Hochadel. Faber wohnt den Religionsgesprächen zu Worms und Regensburg bei. Mit Entsetzen gewahrt er, daß die Evangelischen nicht eine kleine Ketzersekte, sondern die beherrschende Reichspartei bilden, während sich die Papstkirche in matter Abwehr auf dem Rückzug befindet. Der hohe Klerus sucht durch Verhandlungen zu retten, was sich noch äußerlich retten läßt, aber die innere Glaubenskraft des römischen Kultes scheint hier völlig gebrochen zu sein.

Deutschland für die alte Kirche zurückzugewinnen, sollte die heiligste und dringendste Aufgabe des jungen Ordens werden, so berichtet Faber in Rom, und Loyola stimmt zu, ohne freilich das Wesen der deutschen Kulturrevolution zu begreifen. Und die Jesuiten wurden für ein volles Jahr-

hundert das deutsche Verhängnis. In keinem andern Lande haben sie die Schicksalsentwicklung so tiefgehend beeinflußt, obwohl der jesuitische Geist dem Deutschtum immer in der Artung zuinnerst entgegenwirkte. Der Orden wurde für Deutschland zum gefährlichen Fieberherd, er brachte der Nation Erkrankungen auf Tod und Leben und hinterließ den späteren deutschen Geschlechtern die schmerzlichsten Stacheln geschichtlicher Erinnerung. Mit beißender Richtigkeit sagt ein deutscher Historiker des 19. Jahrhunderts: „Der bleierne Vogel, der während Pamplonas Belagerung durch die Franzosen im Jahre 1521 den spanischen Edelmann Don Iñigo nur verwundete, war einer der verhängnisvollsten, der je von eines Schützen Hand entsendet wurde. Hätte er ihn diesem irdischen Jammertale entrückt oder ihn gänzlich verschont, beides wäre eine Wohltat für die Menschheit und für Deutschland gewesen. Im letzteren Falle würde er höchstens als tapferer spanischer Hauptmann glänzen ... Unglücklicherweise wurden ihm, während den Kriegsuntauglichen seine Wunden ans Krankenlager fesselten, Heiligengeschichten zur Unterhaltung gegeben."

Die Jesuiten haben in der Tat in deutschen Landen wie ein böser Zufall von außen gewirkt, nicht wie eine unumgängliche innere Vorsehung. Auch ihre bleibenden Teilerfolge bieten ein ganz willkürliches Bild, denn es ist auf keine Weise einzusehen, warum etwa die Düsseldorfer ein anderes Gottbekenntnis als die Kölner haben müßten. Die Geschichte der Jesuiten in Deutschland beschreibt wohl diese wirren kirchenpolitischen und kulturkämpferischen Wege, aber sie erweist dieses Geschehen keineswegs als innere Zwangsläufigkeit.

*

Die jesuitischen Intrigen auf deutschem Boden setzen mit dem Augsburger Interim im Jahre 1548 ein. Kaiser Karl V

hat die protestantischen Fürsten vorläufig besiegt, und ein halbrömisches Glaubensgemisch soll einstweilen in Deutschland von Amts wegen als Religion gelten. Die Unklarheit der Situation ermuntert die Truppe Jesu zu ihren ersten deutschen Unternehmungen. Obwohl sie sämtlich Landfremde sind und noch kaum die deutsche Sprache beherrschen, wollen sie sogleich die Ausbildung der katholischen Geistlichen in ihre Hand bringen.

Die beiden großen deutschen Territorialfürsten, die sich noch zum römischen Kultus bekennen, sind der Habsburger Ferdinand in den österreichisch-böhmischen Kronländern und der Bayernherzog Wilhelm IV. Sie sind auch fast schon die einzigen noch katholisch gerichteten Potentaten; auch in den geistlichen Kurfürstentümern am Rhein sind die Stimmungen und Machtverhältnisse schon schwankend geworden. Loyola erkennt strategisch ganz richtig, daß Köln, München und Wien die Zentren der Jesuitenarbeit in Deutschland werden müßten, und diese Städte blieben ja auch bis in die Gegenwart hinein die Mittelpunkte katholischen Lebens.

Peter Faber geht an den Rhein, wo die Nähe der spanischen Niederlande einen katholischen Rückhalt bietet. Der protestantisch gesinnte Kölner Erzbischof ist von den kaiserlichen Truppen vertrieben; die leichtherzige, weltfrohe Bevölkerung fürchtet die Spanier und ist in Glaubensdingen lässiger als anderswo. Hier setzt Faber mit seiner Bekehrung ein. Als Exerzitienmeister erschreckt er die unsichern Herzen mit der furchtbaren Ausmalung der Höllenstrafen und bildet wieder leidenschaftlich entflammte Gemeinden der alten Kirche. Er sammelt die verstreuten Priesterzöglinge zu einem römischen Studentenbund, in dem der Geist der jesuitischen Ordensanfänge nun auch hier lebendig wird. Schon vorher hat Faber einen jungen Gelehrten aus dem holländischen Nymwegen gewonnen, der zu den besten Hoff-

nungen berechtigt, Peter Canis, genannt Canisius, einen Mann von geschmeidiger Kraft, phantasievoll und propagandistisch geschickt, den sie später den deutschen „Antiluther“ nennen.

In Bayern macht der verträgliche Herzog gleich mit den ersten Patres schlechte Erfahrungen, sie hetzen gegen das Interim, das den Reichsfrieden anbahnen soll, und das geplante Jesuitenkolleg kommt vorerst nicht zustande. Aber inzwischen öffnet sich in Wien ein pädagogisches Arbeitsfeld, denn es gibt in Österreich keinen Klerikernachwuchs mehr. Der französische Loyolajünger Lejay begründet eine Unterrichtsanstalt für angehende Theologen und schmeichelt sich in das Vertrauen König Ferdinands ein, der ihn zum Bischof von Wien zu machen wünscht. Der Pater schützt, von Loyola gezwungen, seine Demut als Grund für die Ablehnung vor. Der Ordensgeneral hat nämlich eben verfügt, daß die Mitglieder seiner Truppe niemals ein hohes Kirchenamt annehmen dürfen, denn das vertrüge sich nicht mit dem Gehorsam, den sie in erster Linie dem Haupte des Ordens schuldet. So entziehen sich die Jesuiten von vornherein aller Verantwortung für die Diözesen, sie wollen immer nur ein unsichtbares kirchliches Nebenregiment ausüben, niemals aber die bodenständigen Interessen des Sprengels behüten.

*

Inzwischen kommt 1555 der Augsburger Religionsfriede zustande, in dem der Kaiser, der wieder vor der Protestantenmacht zurückweichen mußte, die Freiheit des lutherischen Bekenntnisses verbrieft. Das ist natürlich nicht nach dem Herzen der Jesuiten, sie erheben in Süddeutschland lärmenden Widerspruch. Kaiser Karl läßt den heftigen Pater Bobadilla, der in Bayern gegen den Frieden hetzt, verhaften und nach Italien zurückschaffen. Die andern fangen es schlauer und heimlicher an; sie verbreiten, der neue Bayern-

Herzog Albrecht V., der seinem Vater Wilhelm gefolgt ist, habe zu dem schimpflichen Kirchenfrieden geraten. Als Vermittler tritt jetzt der junge, wendige Canisius in Erscheinung, er bestimmt den Herzog, durch Übergabe der Ingolstädter Hochschule an den Orden den Verdacht seiner katholischen Lässigkeit abzutun. Das Manöver gelingt, und der Orden hat nun im Süden des Reiches festen Fuß gefaßt, er richtet im bayrischen Herzogsgebiet seine Bollwerke auf, um von dort nach Schwaben und Franken weiterzustoßen. Der dankbare Loyola ernennt noch kurz vor seinem Tode Canisius zum deutschen Provinzial; das Vorspiel zur Rückeroberung Deutschlands ist damit beendet.

*

Canisius hat richtig erkannt, daß die evangelischen Kirchen ihre Lehrerfolge in der Volksbreite vor allem dem Katechismus verdanken, den Luthers plastische Wortkraft geschaffen hat. Das wichtigste technische Werbemittel der Reformationsbewegung war die Druckerpresse gewesen; die Wittenberger Flugschriften hatten das neue Bekenntnis durch die Lande gewirbelt. Der jesuitische Gegenreformator macht sich nun ebenfalls an die publizistische Arbeit, die bisher in der katholischen Seelsorge noch keine volkstümliche Rolle gespielt hatte. „Inbegriff der christlichen Lehre" nennt Canisius seinen katholischen Katechismus, in dem er den Segen der „guten Werke" besonders hervorhebt; von solchen Werken will ja der römische Kampforden zu allermeist profitieren. Der Kaiser selber schreibt dem „Inbegriff" ein empfehlendes Vorwort, das Buch wird von allen deutschkatholischen Fürsten als Leitfaden eingeführt, es soll die „heilige Milch für die Jugend" sein. Bald wird es in alle Weltsprachen übersetzt und wandert im jesuitischen Missionsgepäck bis ins ferne Asien und Amerika.

Für die Schulpropaganda des Ordens, der die huma-

nistisch-weltlichen Lateingymnasien überall zu verdrängen sucht, ist Canisius' lateinische Grammatik bezeichnend. In die Lehrtexte der alten Sprache werden katholische Gebete auf deutsch eingeflochten, und zwar so, daß die deutschen Formulierungen eine Art Eselsbrücke zu den lateinischen Wendungen darstellen. Der Schüler wird also gerade, wenn er sich's bequem machen will, in den religiösen Bann gezogen. Auch ein „Mahn- und Erbauungsbuch für Fürsten" arbeitet Canisius mit listiger Geschicklichkeit aus. Die Herrscher sollen bei allen ihren Morgen- und Abendgebeten Gott darum bitten, daß er auch ihre abtrünnigen Standesgenossen zum wahren Glauben zurückbringe. Dieser Fürstenspiegel hat auf die junge Prinzengeneration in Österreich und Bayern recht unheilvoll eingewirkt, er wurde das tägliche Brevier der beiden Herrscher, die den großen Krieg in Deutschland entfesselten. Auf Betreiben des organisatorisch unermüdlichen Canisius wird in Rom das jesuitische Collegium Germanicum gegründet, eine Ausbildungsanstalt für begabte deutsche Jünglinge von fünfzehn bis zwanzig Jahren, die für die Ketzerbekämpfung in Deutschland besonders dressiert und der Seele ihres Volkes planmäßig entfremdet werden. Aus diesem scheinbar nationalen, in Wahrheit den deutschen Bürgerkrieg vorbereitenden Institut ist der berüchtigte Fürstbischof von Würzburg, Echter von Mespelsbrunn, hervorgegangen, der das kulturell so reich blühende Franken in eine scholastische Exerzitienanstalt und einen Gespensterwald des Aberglaubens umwandelte.

Die süddeutschen Bischöfe stehen zunächst den jesuitischen „Reformen" innerlich ablehnend gegenüber, ebenso wie auch die Magistrate und das Kirchenvolk. Der gesunde Instinkt der gebildeten und der handwerkerlichen Schichten wehrt sich gegen die Schleichereien der „spanischen Priester", die schon in Trient gegen alle deutschen Erneuerungswünsche mit reaktionärer Entschiedenheit aufgetreten sind. Ihre Stütze

sind anfangs nur der bayrische Hof und als bischöfliche Ausnahme der ehrgeizige Otto Truchseß von Augsburg, der den fremden Patres seine neue Universität Dillingen zur Verfügung stellt, die bald zur Musteranstalt für unduldsame Lehrscholastik wird. Im herzoglichen Bayern suchen die Patres die Verwaltung unter ihren Einfluß zu bringen, um sich reichen Landbesitz, geräumige Häuser und Gelder für Kirchenbauten zu sichern. Es gäbe hier, klagen sie, viel mehr Wirtshäuser als Gotteshäuser, und auf den Pfarren träfe man mehr uneheliche Pfarrkinder als Erbauungsschriften an. Gewiß, die Jesuiten prägen dem gemütlichen Bajuwarenlande manche strengeren Formen auf, das Leben bekommt eine krampfhaft starre Decke, und der Hof bemäntelt jetzt die Freude am Spieltrubel und am „vollen Zapfen" mit bigotter Frömmelei.

Als Wilhelm V. 1579 seinem Vater Albrecht folgt, gelingt es den Jesuiten, als herzogliche Hofbeichtiger die heimliche Leitung des Landes an sich zu reißen. Wilhelms Beichtvater, der hoffärtige Mengin, hat die Herzogin zu seinem willenlosen Werkzeug gemacht, er verfügt jetzt über alle kulturellen Aufwendungen und Gnadenbeweise. Aber die Kassen sind leer, das Herrscherhaus ist den Untertanen schwer verschuldet, die „Reformen" der Jesuiten, ihr maßloser Aufwand für kirchliche Repräsentationszwecke haben alles verschlungen. Da stellen sich die Patres, um die Hofschatulle zu entlasten, auf die Kanzeln und verkünden heuchlerisch, alles Zinsennehmen sei sündhafter Wucher und schon von den Kirchenvätern verdammt. Damit niemand Schaden an seiner Seele leide, werde der Herzog für die Anleihen keine Zinsen mehr bezahlen. Doch damit ist die Bevölkerung keineswegs einverstanden, der Unwille macht sich stürmisch Luft, zumal der Orden sich gerade jetzt in München eine Prunkkirche baut, die mit den großartigsten spanischen und römischen Vorbildern wetteifern soll. Diese Art von „guten

Werken" wird offen als die schlimmste Auswucherung bezeichnet. Und die geschäftstüchtige Kanzelpfäfferei versagt, die Zinsen müssen weiterbezahlt werden. Die Kirchenbauten werden freilich weitergeführt, die Güter und Studienhäuser des Ordens mehren sich von Jahr zu Jahr; die Patres überziehen das Land mit immer dichterem Netz, die „spanischen Burgen" nennt das Volk ihre Niederlassungen.

*

Der geschäftige Canisius und seine Trabanten haben unterdessen auch den deutschen Nordwesten mit ihrer Reformarbeit heimgesucht. In Westfalen hatte sich das blutkräftige Bürgertum von seinem verderbten bischöflichen Landesherrn abgewandt und evangelische Pastoren eingesetzt. Seit ein blindergebener Freund der Jesuiten den Bischofssitz von Paderborn erklommen hat, suchen die Patres hier die Macht des Krummstabes wieder zu festigen. Als „Jesuwider" werden sie vor den Kirchentüren begrüßt, das übermütige Volk spielt den Schwarzkutten allerhand Narrenspossen.

Sie tragen das mit ingrimmiger Geduld und streuen, als sie mit den örtlichen Zuständen vertraut sind, aufregende Gerüchte aus. Dort hat eine Protestantin ein mißgestaltetes Kind zur Welt gebracht, und einem ketzerischen Ratsherrn ist das Vieh an der Seuche krepiert. Sollten das nicht göttliche Strafen sein? Aber ein anderer, der zum alleinseligmachenden Glauben zurückkehrte, hat Gnade gefunden, sein Hausstand gedeiht, seine Tochter wurde gesund. An den katholischen Festtagen veranstalten die Jesuiten prunkvolle Aufzüge; auf der Schauwiese stellen sie lebende Bilder, für ihre Musikchöre suchen sie Trompeter und Sänger, sie verteilen Brezeln und Blutwürste, und ganz allmählich schlägt die Volksstimmung um. Der Bischof hilft ein bißchen mit Gewaltakten gegen die protestantischen Prediger nach, sie

werden eingekerkert oder des Landes verwiesen. Hier und da gibt es zwar noch eine kleine Revolte, aber die ehrsam spießbürgerliche Protestpolitik ist der pfäffischen List nicht gewachsen. Die Bistümer Paderborn, Hildesheim, Osnabrück und Münster gehen dem Luthertum wieder verloren.

*

Aber die Jesuiten bleiben sich darüber klar, daß ihre norddeutschen Erfolge nicht den Ausschlag geben. Der deutsche Schwerpunkt liegt noch in den Habsburger Landen, auf die kaiserliche Herrscherfamilie kommt es vor allem an. Habsburg und Wittelsbach müssen in der Ketzerbekämpfung eng zusammengehen. Wilhelm V. von Bayern handelt schon streng nach dem Grundsatz, den ihn die Patres gelehrt haben: „Gottes Ehre und das Seelenheil gehen allen weltlichen Rücksichten vor." So denken aber die Habsburger vorläufig durchaus nicht. Sie wollen ihre Erblande keineswegs wie Bayern durch Massenausweisung von Protestanten entvölkern. Auf den katholisch gemäßigten Kaiser Ferdinand I. ist mit Maximilian II. ein verständiger, gerecht denkender Machthaber gefolgt, der die freie Religionsübung des Augsburger Friedens ehrlich gelten läßt und die guten Seiten des protestantischen Kulturlebens anerkennt. Der Orden schickt seine klügsten Diplomaten nach Wien, sie umgarnen die Kaiserin, doch der Kaiser selbst bleibt standhaft; die Jesuiten müssen in Wien, wo sie viele altklösterliche Liegenschaften an sich gerafft hatten, den erschlichenen Raub größtenteils wieder herausgeben.

Als Maximilian leider viel zu früh für die Beruhigung des Donaulandes die Augen schließt, überwiegt in Österreich und Böhmen das evangelische Bekenntnis bei weitem, besonders der Landadel und das Bauerntum halten sich zum neuen Glauben. Nach des Kaisers Tode steigt die Verwirrung in den Kronländern an, wo jetzt mehrere Habsburger-

fürsten mit wechselnder Religionstaktik nebeneinander regieren. Kaiser Rudolf II. auf seinem Prager Hradschin ist ein verschlossener, unberechenbarer Sonderling, den die düstere Erziehung in Spanien verdorben hat. Er will in seinem phantastischen Zeitvertreib nicht gestört sein, man kann bei ihm alles erreichen, wenn man seine Hofkreaturen zu nehmen weiß. Die Jesuiten sind selbstverständlich nicht schüchtern, sie gewinnen Rudolfs zahlreiche Buhldirnen durch üppige Geschenke, die sich zehnmal bezahlt machen, denn sie heimsen dafür eine Besitzverschreibung nach der andern ein. Daß Rudolf als Führer einer großen katholischen Kampfbewegung ebensowenig wie sein abenteuernder Bruder Matthias zu brauchen ist, haben sie gleich erkannt, und so suchen sie nach einem Habsburgerzweig, den sie in Zukunft an die Spitze des geplanten Gewaltunternehmens stellen könnten.

Die steirische Linie scheint ihnen am meisten geeignet zu sein, sie haben den in Graz residierenden Erzherzog Karl mit der bayrischen Prinzessin Maria verheiratet, die man nicht zu Unrecht „die Mutter des Dreißigjährigen Krieges" genannt hat. Diese Schwester des Münchener Wilhelm ist nicht nur eine bis zur Hysterie verstiegene Betschwester, sondern auch eine fanatisch ehrgeizige Herrin und Mutter. Ihr Gatte hat mit den schlimmsten Geldnöten zu ringen, seine fast ganz protestantischen Landstände bewilligen ihm die Mittel immer spärlicher, seit die Jesuiten in Graz agitieren. Notgedrungen muß der Erzherzog seinem Generallandtag eine weitgehende Religionsfreiheit verbriefen, sehr zum Ärger der Gattin, ihrer geliebten Jesuiten und des ganzen Hofes.

Doch die Patres schaffen Rat und Hilfe, sie holen Subsidiengelder aus Rom herbei, der Orden und die Kirche wollen sich die Befreiung des Fürsten aus den Fängen der Ketzer etwas kosten lassen. Der Erzherzog soll nicht ver-

pflichtet sein, den Feinden des heiligen Glaubens das Wort zu halten. Nun werden die evangelischen Pfarrer durch jesuitisch geschulte Priester ersetzt, das Grazer Jesuitenkolleg wird zur Landesuniversität erhoben. Von den Städtern verlangt man einen katholischen Bürgereid. Die Bevölkerung murrt, aber sie leistet keinen bewaffneten Widerstand, obwohl sie an Machtmitteln der Hofclique unendlich überlegen ist. Sie behält die evangelische Achtung vor der Obrigkeit bei, obwohl das Regiment zu jedem Treuverrat fähig ist. Karls Gewissensskrupel beendet ein früher Tod, er hinterläßt einen Erbsohn Ferdinand, der vom Vater den hinterhältigen Wankelmut, von der Mutter die bigotte, eitle Leidenschaft überkommen hat. Sein geringer geistiger Horizont und seine bald scheue, bald aufglühende, aber meist heuchlerisch gut verhüllte Wesensart machen ihn zur idealen Monarchenfigur der jesuitischen Drahtzieher. Sie sorgen dafür, daß er endlich ihr Kriegskaiser wird.

*

Die Patres bringen ihren Erwählten zur sorgfältigen Ausbildung nach ihrer bayrischen Studienhochburg Ingolstadt. Dort sitzt in den Vorlesungen neben ihm sein Vetter Maximilian von Bayern, der Erbe des Herzogtums. Der Bayer neidet dem Erzherzog seinen höheren Rang, sie fühlen sich als Rivalen und werden miteinander nicht warm. Maximilian ist klüger, tatkräftiger, von hohen Herrscherzielen durchdrungen; der junge habsburgische Vetter wirkt neben ihm nur als Duckmäuser. Aber in ihrer heißen Hingabe für die katholische Sache sind sie sich gleich. Die Jesuiten pfropfen die beiden jungen Leute, die einmal als die Hauptträger der römischen Macht in Deutschland zusammenwirken sollen, mit ihrer Staatsweisheit voll, deren doppelte Moral ganz auf den beabsichtigten klerikalen Mißbrauch der beiden deutschen Prinzen zugeschnitten ist. Solange sie der

Kirche gehorsam sein würden, könnten sie mit ihren Völkern nach Gutdünken schalten; als abtrünnige oder im Glauben lässige Fürsten hätten sie hingegen die Treupflicht der Untertanen verwirkt. Darf ein gut katholischer Fürst auch die Ketzer des Nachbarstaates unter seine rechtgläubige Fürsorge bringen?, so fragt der lebhafte, von kühnen Träumen bewegte Maximilian. Ein Kaiser, dem das Seelenheil über alles geht, sollte es ihm mit Freuden gestatten, lächelt der Jesuit.

Bei seiner Heimkehr nach Graz findet Ferdinand die Protestanten wieder im Machtvorteil. „Ich will lieber ein verwüstetes als ein verdammtes Land", ruft der gelehrige Jesuitenschüler. Jetzt werden die letzten evangelischen Lehr- und Kultstätten geschlossen, die Führer der Ketzerbewegung kurzerhand verjagt, die übrigen Lutheraner erhalten eine Gnadenfrist. Schwören sie inzwischen nicht ab, so müssen sie auswandern, und ein Teil ihres Besitzes verfällt dem Staat. Aus diesen beschlagnahmten Werten lassen sich die Jesuiten kräftig dotieren, und die flüssigen Mittel stecken sie in das nächste Bekehrungsunternehmen, das jetzt von Wien aus das österreichische Kernland ins Unglück stürzt. Ihr Wiener Vertrauensmann ist der Bischof Klesl, ein protestantischer Bäckerssohn, dessen robuste Seele die Patres noch rechtzeitig retten konnten, um sich jetzt seiner bei allen üblen Geschäften um so sicherer zu bedienen. Klesl ist ein bis zur Komik ehrsüchtiger Mann, der, auf volkstümliche Biederkeit getarnt, bei den Umtrieben innerhalb des Erzhauses eine dunkle Rolle spielt. Ein unglücklicher Aufstand protestantischer Bauern in Oberösterreich liefert den Vorwand zu einer gewalttätigen Gegenreformation an der Donau. Nur in Böhmen behaupten sich die protestantischen Stände als geschlossene Machtgruppe.

*

Erzherzog Matthias lebt mit seinem kaiserlichen Bruder Rudolf seit langem in Unfrieden; des Kaisers Schrullen sind in der Tat für die andern Familienglieder unerträglich geworden. Dieser Zwist im Hause Habsburg ist die letzte Hoffnung der Protestanten. Auf jesuitisches Betreiben einigt sich die ganze Verwandtschaft auf eine Akte; darin wird der Kaiser wegen „Gemütsblödheit" als Oberhaupt der Familie abgesetzt, und Matthias tritt an seine Stelle. Der leichtsinnige, bedenkenlose Matthias benutzt die Vollmacht, um mit seinen Freunden, den protestantischen Ungarn, Verträge zu schließen, die ihnen volle Religionsfreiheit zusichern. Seither ist Matthias im ganzen evangelischen Lager beliebt und demgemäß den Jesuiten, die ihn vorerst für das kleinere Übel gehalten hatten, zum schwersten Ärgernis geworden. Sie nähern sich wieder dem verwahrlosten Kaiser und hetzen jetzt bei Rudolf in Prag gegen den verhaßten Bruder.

Rudolf will Matthias um die Nachfolge auf dem Kaiserthron bringen und begünstigt auf Vorschlag der Patres den jungen Grazer Ferdinand; und damit scheint der Orden schon einen beträchtlichen Schritt weitergekommen zu sein. Nicht Matthias, sondern der bisher im Reiche noch wenig anerkannte Ferdinand wird als offizieller Vertreter des Kaisers auf den Regensburger Reichstag entsandt. Aber der erzürnte Matthias verfügt über die tatsächliche Macht. Mit einem ungarischen Heere, dem sich die österreichischen Protestanten anschließen, zieht er nach Prag und zwingt den hilflosen Rudolf zum Verzicht auf Ungarn, Österreich und Mähren. Die Jesuiten haben diesen Bruderkampf im Hause Habsburg vorerst verloren, sie müssen warten, bis sie hinter Matthias ihren Ferdinand durchsetzen können, und dazu werden noch viele intrigante Anstrengungen nötig sein.

*

Daß Ferdinand als fürstlicher Glaubenskämpfer bereits auf verdienstliche Leistungen pocht, spornt seinen Vetter

Maximilian zur Nacheiferung an. Aber wo soll er beginnen? Sein eignes Land ist ja längst der Jesuitenfuchtel untertan. Er hat ein stark gerüstetes Kriegsvolk zusammengebracht, das er zum Kummer seiner bedrückten Stände dauernd unter Waffen hält; angeblich ist es gegen die Türken gerichtet, die immer vorgeschützt werden, wenn ein deutscher Landesfürst kriegerische Anschläge auf seinen Nachbarn plant.

Da sich ihm noch keine blutige Kampfmöglichkeit bietet, will er erst einmal ein friedliches Bekehrungsmanöver versuchen. Der Herzog hat sich dazu seinen Stammesvetter, den lutherischen Pfalzgrafen Philipp Ludwig von Neuburg, als Opfer ausersehen. Sie kommen überein, in Regensburg ein Religionsgespräch abzuhalten, jeder hofft die andere Seite überzeugen zu können. Maximilian hat seine Hofjesuiten, der Pfalz-Neuburger seine lutherischen Prediger mitgebracht.

Schon am zweiten Tage hat sich der Glaubensstreit festgefahren, doch beileibe nicht einer christlichen Grundlehre wegen. Theologengezänk hat immer den Trieb, zu nebensächlichen Dingen abzuschweifen und dort steckenzubleiben. Der Regensburger Disput überbietet freilich alle andern trüben Erfahrungen. Bei der Auslegung der Heiligen Schrift behauptet der Jesuit Gretser, daß der Hund, der dem Tobias nachgelaufen sei, mit dem Schwanze gewedelt habe. Die Lutheraner bestreiten das heftig, sie meinen, ein Christ könne auch zur Seligkeit eingehen, wenn der Hund des Tobias den Schwanz beim Laufen ruhig gehalten habe. Darüber erhitzen sich die Köpfe derart, daß die Sitzung vertagt werden muß. Bei einer neuen Session verrennen sie sich in der Frage, ob ein guter Christ überzeugt sein müsse, daß den Jüdinnen des Alten Testaments die Seligkeit versagt bleibe, weil man an ihnen nicht das Sakrament der Beschneidung vollziehen könne. Wie dürfen sie ohne diese Glaubensweihe im Himmel anlangen? Der Jesuit Adam Tanner meint dazu, man hätte den Juden empfehlen sollen, ihre

Mädchen vielleicht an einer andren Stelle, etwa an der Nase, zu beschneiden. Aber auch darüber ist keine Einigung zu erzielen.

So müssen also die Disputanten über Hundewedeln und Mädchenbeschneidung ohne Bekehrungserfolge nach Hause gehen. Man nahm aber ein solches „Religionsgespräch" damals vollkommen ernst; schon die Tatsache, daß darüber im Jahre 1602 mehr als zwanzig gelehrte Schriften erscheinen konnten, beweist es. Der Kampf zwischen den Konfessionen ist theologisch auf lächerliche Abwege geraten, die geistliche Auseinandersetzung zum Unfug entartet. Man tüftelt über Einfälle, die mit den religiösen Kernfragen überhaupt nichts zu tun haben. Auch die tiefgläubige, drastische Schimpfpolemik der Lutherzeit ist verlorengegangen. Wo jetzt die Jesuiten mit Schmähschriften eingreifen, handelt es sich nicht um religiöse Glaubenssätze, sondern um rein politische Agitation. So beschimpfen die Patres die protestantischen Fürsten auf kräftig irdische Weise; in ihren Erbauungsbriefen nennen sie den Kurfürsten von Sachsen die „durchlauchtige Sau zu Dresden", den Kurfürsten von der Pfalz die „Bestie von Heidelberg", den Landgrafen von Hessen das „hochgelahrte Schwein", den Herzog von Württemberg den „reichen Tempelräuber zu Stuttgart". Wirklich lebendig sind von dem großen Bekenntnisstreit nur die Gefühlskräfte der Kulturpolitik geblieben, die man nicht in Programme fassen kann. Die gegnerischen Gesinnungen sind echt, die im Kampfe angewandten Mittel aber bestimmt nicht mehr das rein religiöse Herzensbedürfnis.

*

Auf eine politische Eroberung zielt auch Maximilian ab, nachdem sein Theologengespräch so kläglich gescheitert ist. Die Patres lenken seine begehrlichen Blicke auf die freie Reichsstadt Donauwörth, die vor Jahrhunderten einmal den

Wittelsbachern gehörte und dann die reichsunmittelbaren Rechte erhalten hatte. Donauwörth bekennt sich zum Luthertum, die Äbte des katholischen Klosters haben sich still verhalten, bis jetzt die Jesuiten den neuen, von ihnen berufenen Abt Leonhard zu Demonstrationen bestimmen. Der Magistrat und die Bürger wollen die aufreizenden Prunkprozessionen des Klosters nicht dulden und entreißen den Anhängern des Abtes die Heiligenfahnen. Das Kloster beschwert sich beim kaiserlichen Reichshofrat in Prag, der nach längerem Prozeßstreit und neuen Zwischenfällen den Bayernherzog mit dem „Schutz" der Donauwörther Katholiken beauftragt. Die Städter weisen Maximilians Abgesandte trotzig und höhnisch zurück, der Herzog verlangt zur Sühne die Zulassung der Jesuiten in der Reichsstadt, die selbstverständlich verweigert wird. Die Patres setzen es durch, daß die freie Stadt der Reichsacht verfällt, und daß Maximilian mit der Vollstreckung beauftragt wird.

Dieses scharfe Vorgehen widerspricht in allen Punkten den Reichsgesetzen. Das Beschwerderecht des städtischen Reichsstandes beim Reichstag wird grob mißachtet, Donauwörth liegt außerdem im schwäbischen Reichskreis, wo der Bayer nichts zu suchen hat. Aber Maximilian rückt sogleich mit großer Truppenmacht vor die Mauern der Stadt, die nach kurzer Belagerung die Tore öffnet, da man ihre Religionsfreiheit angeblich nicht verletzen will. Aber was gilt ein Jesuitenwort, das Ketzern gegeben ist! Die Patres rauben mit bayrischer Waffenhilfe die Kirchen und Schulen, und Maximilian entzieht dem Rat sogar die Regierungsgewalt. Donauwörth wird bayrische Landstadt; mitten im Reichsfrieden hat sich der Herzog ein freies Gemeinwesen unterjocht.

Durch die protestantischen Lande gellt der Schrei der Entrüstung. Wo bleibt der Reichstag? Der verweigert dem Kaiser die Steuern, aber was nützt das! Die Freiheit der

evangelischen Reichsstände ist in Gefahr! Der römische Antichrist steht mit stählerner Rüstung gewappnet, um das fremde Pfaffentum zu einer allgemeinen deutschen Landplage zu machen! Unter kurpfälzischer Führung schließen sich evangelische Fürsten und Reichsstädte zur „Union" zusammen, um im Notfall ein Bundesheer aufzustellen. Die Jesuiten betreiben sogleich eine Gegengründung unter Maximilians militärischer Leitung. Sein Name, der seit Donauwörth in Deutschland gefürchtet ist, und seine schlagfertige Kriegsmacht bilden die bedrohliche Vormacht dieser „heiligen Liga". Die vielen übrigen Mitglieder zählen nicht recht, es sind die Priesterfürsten der geistlichen Herrschaften. Diese regierenden Bischöfe und Prälaten mögen ihren Säckel nicht auftun, sie betrachten ihre Stellung als Pfründe, nicht als Verpflichtung.

Wenn ein kirchlich Geweihter aus adligem Hause das Glück gehabt hat, geistlicher Reichsfürst zu werden, so beutet er das Ländchen für seine Familie aus; denn die günstige Gelegenheit, seiner Sippe zu einem großen Vermögen zu verhelfen, kommt wohl so bald nicht wieder. Und nun sollen diese Bischöfe sogar für die jesuitischen Kriegsdiplomaten ihre Schätze herausrücken. Der Erzbischof Wolf Dietrich von Salzburg macht seinen Unwillen über dies neue Manöver des habgierigen, machtlüsternen Ordens in Briefen und Reden Luft, er wagt es sogar, den Patres sein Land zu verbieten. Da bestimmen die Jesuiten ihren Kriegshauptmann Maximilian zu einem Überfall auf das Salzburger Hochstift. Die Bergfeste wird im Sturm genommen, der Erzbischof entflieht, man greift ihn auf fremdem Gebiet und kerkert ihn als Gefangenen der Liga ein; er bleibt bis an sein Lebensende Gefangener des Jesuitenherzogs.

So haben sich die Soldknechte der heiligen Liga zuerst gegen einen Glaubensgenossen gerichtet. Nicht nur der Ketzer ist der Feind, sondern jeder der den Jesuiten im

Wege steht. Die Truppe Jesu besitzt jetzt eine stets bereite und zuverlässige Kriegsmacht, der Orden ist nun nicht mehr allein auf seine Intrigen gestellt, sondern kann seinem Willen mit den Waffen Nachdruck verleihen. In den Krummstabländern zittert man vor einem ähnlichen Schicksal, wie es Salzburg erlitt; die Patres können jetzt auch in Bamberg, Passau, Eichstädt und Konstanz nach Willkür schalten und walten.

*

Einen neuen, überaus listig angelegten Erfolg erringen sie durch die Bekehrung des Herzogs Wolfgang Wilhelm von Neuburg und Cleve. Dieser streng lutherisch erzogene Sohn jenes Neuburger Pfalzgrafen, der sich einige Jahre zuvor auf das Hundeschwanz-Kolloquium einließ, hat zusammen mit Kurbrandenburg das reiche Jülich-Clevesche Rheinland geerbt. Am Kaiserhof hat man diese Mehrung der protestantischen Macht höchst ärgerlich aufgenommen, am liebsten hätte man das Reichslehen für erledigt erklärt und einen Habsburger dort eingesetzt. Wenn aber schon ein Fürst aus anderm Hause, dann doch wenigstens ein katholischer! Wolfgang Wilhelm, ein ehrgeiziger und unruhiger Geist, möchte die Alleinherschaft an Rhein und Ruhr gewinnen, wozu bei der Stärke des Brandenburgers vorerst keine rechte Aussicht besteht. Als sich Wolfgang Wilhelm darüber mit seinem Mitregenten bei der Weintafel auseinandersetzt, schlägt ihm der berauschte Berliner Kurfürst eine saftige Ohrfeige. Eine höchst verhängnisvolle Maulschelle; sie leitet das Vorspiel zu dem westdeutschen Glaubenskriege ein.

Der schwer gekränkte Neuburger brütet Rache und sieht sich nach Hilfe um. Die Jesuiten haben von der Ohrfeige Wind bekommen und bieten ihm die Unterstützung der Liga an, wenn er zum alten Glauben zurückkehren wolle. Das ist für den Neuburger ein fürchterlicher Entschluß, man hat

ihn daheim zu einem besonders strammen Protestanten gedrillt, er mußte bereits fünfundzwanzigmal die Bibel von vorn bis hinten aufs genaueste durchlesen, und alle zur Widerlegung des Gegners dienlichen Stellen je nach ihrer Wichtigkeit mit roter, blauer oder grüner Tinte bezeichnen. Vielleicht genügt es, wenn er Maximilians Schwester zur Ehe nimmt? Der Bayer würde doch wohl dem Schwager seine Heeresmacht ausleihen. Aber in München muß er erfahren, daß die Hand der Prinzessin Magdalena nur für einen katholischen Fürsten zu haben sei. Wolfgang Wilhelm fühlt einen Stich im Gewissen, er möchte weder auf sein Bekenntnis noch auf die politische Hilfe verzichten.

Während seines Gastaufenthaltes am Münchener Hofe, wo der innerlich Zerrissene eine höchst unglückliche Figur macht, werden die Patres seine seelenkundigen Berater und Lehrmeister. Er schwankt und windet sich, doch endlich haben sie ihn überwunden; heimlich schwört er seinem Glauben unter der Bedingung ab, daß bei Lebzeiten seines alten Vaters sein Übertritt nicht bekannt werden dürfe. Der Neuburger Pfalzgraf soll sich sogar der Hoffnung hingeben, daß seine künftige Schwiegertochter Magdalena lutherisch würde. Aber bald nach der Hochzeit sorgen die Jesuiten dafür, daß der Abfall Wolfgang Wilhelms in allen katholischen Kirchen mit feierlichem Jubel begangen wird. Der Vater in Neuburg ist so schmerzlich erschüttert, daß er sich schon nach wenigen Wochen aufs Sterbebett legt. Um sein Gewissen zu betäuben, lebt sich der Konvertit in eine wilde römische Bekennerwut hinein; er schreibt an den Papst, daß er entschossen sei, „das Ketzertum auszureuten, der Römischen Kirche Säule zu sein, die Freistellung des Glaubens abzuschaffen, das Äußerste gegen die Protestanten zu tendieren und für sie Verderben und Untergang zu suchen".

Daran läßt es der Neubekehrte nicht fehlen. Schon am Abend seiner Ankunft in Neuburg übergibt er die Schloß-

kirche dem Pater Reihing, der in München sein Exerzitienmeister war und ihn jetzt als Beichtvater begleitet. Ehe der Jesuit den katholischen Kultus eröffnet, läßt er Altar und Kanzel mit Ruten peitschen, damit der böse lutherische Aftergeist gründlich vertrieben werde. Den widerspenstigen Untertanen werden bayrische Truppen so lange ins Quartier gelegt, bis sie allmählich mürbe werden. In Düsseldorf setzen sich die Patres freilich viel weniger durch. „Behüt uns, Herrgott, vor Calvinern und Jesuitern", beten dort sogar die Altgläubigen. Vergebens bemüht sich der Hofjesuit Reihing, die Bevölkerung zu unbedingter Papsttreue zu bringen. Er studiert die ältesten Kirchenschriften, um die Zweifelnden zu überzeugen; doch er erreicht sein geistliches Ziel ebensowenig wie sein Fürst das politische. Maximilian und seine Ratgeber halten ihre Versprechungen nicht, der Brandenburger weicht nicht von seinem rheinischen Erbbesitz, Liga und Union stehen sich abwartend gegenüber, und der enttäuschte Wolfgang Wilhelm reist vergeblich von Hof zu Hof. Aber er tröstet sich wenigstens mit dem Seelenheil, das ihm die römische Messe eingebracht hat. Indessen, auch wenn es im Westen losgehen wird, soll gerade sein Opfer unbelohnt bleiben.

Der Mann, der den Fürsten zum Abfall bewog, der Hofpater Reihing, ist eines Tages verschwunden. Er hat so lange im Schrifttum der katholischen Kirche geforscht, bis er selbst vom Gegenteil dessen, was er den Ketzern beweisen wollte, zuinnerst überzeugt ist. Ohne Aufsehen zu machen, geht er davon. Nach einiger Zeit taucht der Exjesuit als Professor der lutherischen Theologie in Tübingen auf. Eine Chronik erzählt, der Herzog habe von der Verwandlung seines Bekehrers keine Kenntnis erhalten und sei ihm dann plötzlich begegnet. Wolfgang Wilhelm habe seinen geistlichen Vater gerührt in die Arme schließen wollen, der aber sei entsetzt zurückgewichen und habe sich wegen seiner jesui-

tischen Sünden verflucht. Sie hätten sich nun beide gegenseitig mit leidenschaftlichen Beteuerungen angefleht, zum früheren Bekenntnis zurückzukehren. Ricarda Huch hat in ihrer dichterischen Gestaltung des großen Krieges aus dieser Geschichte eine packende Szene geschaffen. Historisch verbürgt ist die fieberhafte Mühe des Ordens, den abtrünnigen Reihing zurückzugewinnen, der Ordensgeneral Vitelleschi bot ihm sogar Erfüllung aller seiner Wünsche an. Man fürchtete, der Abtrünnige könne aus der Jesuitenschule plaudern. Doch der ehemalige Pater hat weder das eine noch das andere getan, er lebte fortan zurückgezogen in der Welt seiner Bücher.

*

Die großen, entscheidenden Krisen der Religionspolitik breiten sich in den Stammlanden des Kaisers aus. Der halb entmachtete, hinfällige Rudolf sieht sich immer tiefer in die Intrigen seiner Verwandten und ihrer jesuitischen Kulissenschieber verfangen. Zu den Gegenzügen der Kreaturen des Kaisers gehört neuerdings eine überraschende Großzügigkeit in Glaubensfragen. Die Böhmen erhalten in dem denkwürdigen Majestätsbrief von 1609 die vollen religiösen Freiheitsrechte. Ein protestantisches Konsistorium übernimmt die kulturelle Verwaltung des Landes, und die Patres büßen in Prag fast allen ihren Einfluß ein. Doch eine politische Beruhigung schafft dieser bespöttelte „Mausebrief" nicht. Rudolf hat Söldner geworben und bedroht bald die böhmischen Stände, bald seinen Bruder Matthias, der die Umtriebe der Prager Hofburg mit einem neuen Feldzug gegen seinen kaiserlichen Bruder beantwortet. Kaiser Rudolf verliert nun auch noch die böhmische Krone und stirbt, von allen verlassen, im Elend, ein Opfer der doppelzüngigen Politik, die durch die Patres in den Habsburgerlanden allmählich zur Modekrankheit geworden ist.

Auch Matthias, jetzt als Böhmenkönig und Kaiser auf der Höhe des Glücks, wird dieser Wirren nicht Herr. Den Böhmen muß er den Majestätsbrief bestätigen, und in Wien betreibt Klesl, den die Jesuiten jetzt zum ersten Hofminister und Kardinal gemacht haben, seine grotesken Durchstechereien.

Wieder geht es um die Nachfolge in der kaiserlichen und habsburgischen Macht. Der einst so ungestüme Matthias ist im Genuß des Erreichten bald erschlafft, er fürchtet von Ferdinand als festerkorenem Thronfolger das gleiche Schicksal, das er früher seinem Bruder Rudolf gesponnen hat. Auch im Reiche besteht keine Neigung, den bigotten Ferdinand zum römischen König zu wählen. Dann schon lieber Maximilian von Bayern, der wenigstens tüchtig ist und außerhalb des Familienchaos der Habsburger steht! Jetzt leisten die Jesuiten ihr Meisterstück. Sie setzen die Krönung ihres Ferdinand in Böhmen und Ungarn durch, sie wissen ihm auch im Reiche die Kurfürstenmehrheit zu sichern. Wie sie das durch ihre fürstlichen und bischöflichen Mittelsmänner zuwege bringen, wie sie von Ungarn bis Spanien ihre Hebel ansetzen, zeigt ein beispielloses Falschspielergeschick. Den Spaniern versprechen sie die Reichslande Elsaß und Breisgau, den Ungarn und Böhmen alles, was protestantische Herzen begehren, und die katholischen Kurfürsten sollen alle Gebiete einstecken dürfen, die sie den Ketzern abgewinnen.

Als Böhmenkönig hat Ferdinand den Majestätsbrief beschwören müssen, und zwar mit der Formel, er wolle lieber sein Leben lassen, als sein Wort brechen. Aber seine Patres haben ihn sogleich in verschwiegener Kapelle von diesem Eide entbunden. Matthias muß Böhmen räumen, und Ferdinand beginnt seine Regierung mit Schikanen gegen die protestantischen Stände. Burggraf wird an Stelle des protestantischen Grafen Thurn der von den Jesuiten bekehrte Martinitz. Der weltgeschichtliche Kampf bricht im Mai 1618 bei einem unbeträchtlichen Anlaß, dem Streit um einen

kleinen Kirchenbau, los. Als Martinitz und sein Amtsgenosse Slawata in der Prager Burg zum Fenster hinausfliegen, ist das Signal zum Aufstand gegeben. Der böhmische Adel bemächtigt sich schnell des ganzen Landes, die Losung heißt Verteidigung „gegen den Sklaven Spaniens und der Jesuiten". Die Parole zündet auch in Mähren und Niederösterreich. Der Aufruhr lodert von den Sudeten bis zur Donau. Ferdinand und seine Ratgeber vertrauen auf fremde Waffengewalt. Klesl, der zum Frieden mahnt, wird jetzt auf Jesuitenbefehl gefangengesetzt und nach Tirol verschleppt, er erntet den schlimmen Dank der Patres, die ihn nicht mehr als Mittler brauchen.

*

Die neuen Herren von Böhmen setzen Ferdinand ab und werfen die spanischen Truppen zurück, das Land macht sich selbständig und wählt den protestantischen Kurfürsten von der Pfalz zum König. Die Hauptschuldigen sehen die böhmischen Stände mit Recht in den Jesuiten, die das Volk bei Ferdinands Wahl so schändlich betrogen haben. Das Dokument, in dem die Verbannung des Ordens verfügt wird, redet eine deutliche Sprache: „Wir Abgesandten wissen insgesamt, in welchen großen Gefahren dies Königreich Böhmen die Jahre her, seit die scheinandächtige Jesuitensekte allhier eingeführt worden, immerhin gestanden. Wir haben auch in Wahrheit befunden, daß die Urheber all dieses Unheils obgedachte Jesuiten seien, die sich ganz dahin verwenden, wie sie den Römischen Stuhl befestigen und alle Königreiche und Länder unter ihre Macht und Gewalt bringen mögen; die sich zu solchem Zwecke der unerlaubtesten Mittel bedienen; die Regenten gegeneinander verhetzen; unter den Ständen eines jeden Landes, sonderlich in solchen, deren Religion verschieden ist, Aufruhr und Empörung anspinnen; Obrigkeiten gegen Untertanen, Untertanen gegen

Obrigkeiten aufhetzen. Da sie nun solchergestalt die Urheber des Übelstandes sind, unter welchem das Königreich erliegt, so haben sie von Rechts wegen verdient, nicht mehr in besagtem Königreiche geduldet zu werden."

Ferdinand, eben jetzt nach Matthias Tode legitimer Alleinherrscher geworden, befindet sich in der schwierigsten Lage. Soll er Verständigung suchen? Er bittet den Papst um sein Gutachten, und in Rom hat der Orden die Scharfmacher in Bewegung gesetzt. Ferdinand als der angestammte Monarch würde sich noch immer mit seinen Untertanen versöhnen können. Aber die Jesuiten haben von den Landständen keine freiwillige Duldung mehr zu erwarten, darum sind sie gegen jedes Zugeständnis. Sie haben ja im Habsburgerreiche jetzt nichts mehr zu verlieren, aber alles zurückzugewinnen. Der neue Kaiser hat sich seinem Beichtvater Becanus verpflichtet, keinerlei politische Schritte ohne das Einverständnis des Ordens zu tun. Wenn das Schwert entscheiden soll, kann nur Maximilian von Bayern wirkliche Hilfe bringen. Zwischen ihm und Ferdinand herrscht Eifersucht und Verstimmung, keiner will den andern zu groß werden lassen. Die Patres gleichen das aus, Becanus überredet den Kaiser zur Annahme des hohen Preises, den der Bayer für die Waffenhilfe verlangt: Maximilian will die Kurwürde und Teile der Rheinpfalz.

Im Frühjahr 1620 treffen die feindlichen Heere zusammen, die protestantischen Truppen des pfälzischen „Winterkönigs" werden am Weißen Berge bei Prag vernichtend geschlagen. Maximilian und sein Feldherr Tilly haben die Entscheidung herbeigeführt und versprechen bei ihrem Einzug in Prag den Besiegten christliche Schonung, denn sie wollen Habsburg nicht zu mächtig machen. Den Jesuiten paßt solche politische Milde nicht, sie verbreiten, daß nicht das bayrische Heer, sondern ein wundertätiger Bußapostel den Sieg herbeigeführt habe, der dem Kaiser gebühre.

Ferdinands Heldentum soll in der katholischen Welt erstrahlen; Gott habe kundgetan, so flüstern sie den frömmelnden Gemütern am Kaiserhof ein, daß die Ketzer mit den abschreckendsten Strafen gerichtet würden. Ferdinand zögert, er möchte lieber der Gnadenkaiser als der Bluthund genannt werden. Doch die beiden Hofjesuiten Becanus und Lamormain setzen ihm so lange zu, bis er die Todesurteile gegen die böhmischen Häupter und die Enteignungsedikte gegen alle landgesessenen Empörer bestätigt.

*

Nun wütet der Terror durch Böhmen, Mähren und Schlesien. Die adligen Führer verbluten auf dem altstädtischen Ring zu Prag unter den Streichen des Henkers, Tausende fliehen und verlieren ihr Gut. Auch einer der vornehmsten und reichsten katholischen Edlen, Czernin von Chudenitz, muß ohne Schuld aufs Schafott, die Jesuiten haben es nämlich auf seine Schloßherrschaften abgesehen, die sich besonders gut zu Kollegs inmitten entketzerter Gegenden eignen. Es sei nur zu wünschen, berichtet der böhmische Delegat des Ordens nach Wien, daß auch ein katholischer Edelmann falle, damit das Blutgericht nicht der Kirche zur Last gelegt werde, sondern einen weltlich-politischen Anschein behalte. Die kaiserlichen Reiter durchziehen plündernd, mordend und brennend das geschlagene Land, das Volk wird mit Hetzpeitschen und Bullenbeißern zur Messe getrieben.

Wer zur Partei der Jesuiten gehört, kann jetzt die schönsten Besitztümer beinahe umsonst erhalten, eine neue Nutznießerschicht steigt über dem Elend empor. Hunderte von Herrensitzen und achtzigtausend Bauernstellen werden beschlagnahmt und an Anhänger des alten Klerus verteilt. Die „Seligmacher", wie die Patres jetzt allgemein heißen, richten sich in Böhmen über dreißig Kollegien ein; natürlich bringen sie auch die altberühmte Prager Hochschule in ihre

Gewalt. Johann Hus, der böhmische Nationalheilige, wird feierlich von den Jesuiten entthront, die Husdenkmäler verwandeln sich in Statuen Nepomuks, dessen kirchliche Heiligsprechung jetzt in Rom mit Eile betrieben wird, damit die verführten Böhmen doch immer einen rechten Glaubenströster vor Augen hätten. Und wie in Böhmen, geht es nun, wenn auch weniger blutig, in den übrigen Habsburgerländern. Die kulturpolitische Absonderung Österreichs vom übrigen Deutschland beginnt, sie ist ein durch und durch jesuitisches Werk. Mit Recht hat Bismarck die Schlacht am Weißen Berge die Schicksalsstunde Großdeutschlands genannt.

*

Durch die Niederlage des pfälzischen Böhmenkönigs ist bald der deutsche Norden und Westen in die Kriegshändel verwickelt, die im Namen des Glaubens geführt werden. Es geht nicht nur um die Zukunft der Pfalz, der Rheinlande und der mitteldeutschen geistlichen Stifte, sondern um die Zukunft der gesamten Reichsordnung. Maximilian und sein tapferer Haudegen Tilly streiten für die Vormacht des bayrischen Hauses, die norddeutschen Reichsstände für das alte deutsche Verfassungsleben, der Kaiser will sich auch in den protestantischen Regionen zum diktatorischen Gebieter machen. Die Glaubensfrage wird mehr und mehr zum Vorwand für weltliche Machtpolitik. Auch in den jesuitischen Hofzirkeln kommt das zum Ausdruck; die Beichtväter des Kaisers und des neuen bayrischen Kurfürsten betreiben ihre Geschäfte jetzt wie Landesminister.

Der Wiener Pater Lamormain fühlt sich als Habsburger Diplomat, der Münchener Pater Contzen als Beauftragter Bayerns. Sie geraten wegen der gegensätzlichen Fürsteninteressen sogar heftig aneinander; der Ordensgeneral muß sie zum Gehorsam rufen, sie sollen den römischen Willen vollziehen und sich nicht als Diener der Souveräne be-

trachten. Lamormain will doch nicht etwa der österreichische Richelieu werden? Wenn er das wollte und könnte, wäre er freilich kein echter Jünger Loyolas. Was Lamormain aber einzig im Sinne hat, ist Herrschmacht, ist die nackte Macht, die über den wechselnden Vorgängen schwebt. Da der Beichtvater aber zugleich im geheimen den Reichsminister des Auswärtigen spielt, reißen ihn die Kriegsaffären immer wieder in die Staatsinteressen Österreichs hinab.

Lamormains Briefwechsel mit den Höfen, Standespersonen und politischen Agenten in allen Landen häuft sich bald ins Ungemessene. In seinem Arbeitsraum türmen sich die diplomatischen Aktenstücke bis zur Decke hinauf, jedes Land und jedes Ressort hat gesonderte Fächer. Man spricht in Wien, in Deutschland, in ganz Europa von dieser großen politischen Registratur eines Paters und nimmt daran Anstoß. Echt jesuitisch schreibt ihm sein römischer Ordenschef: „Man tadelt Ihren großen Briefverkehr, und es scheint mir doch angebracht, dieses Briefarchiv entweder ganz zu entfernen oder doch wenigstens durch einen Vorhang den Augen der Besucher zu entziehen."

Die katholischen Waffen sind auch in Niederdeutschland siegreich, das kaiserliche Banner weht an der Ostsee und in Westfalen. Der Stern des Wallensteiners ist aufgegangen; auch er verdankt seinen Aufstieg der böhmischen Raubpolitik der Jesuiten, die ihm zu ungeheuren Besitztümern verholfen haben. Der Kaiser kann das „Restitutionsedikt" wagen, das den Protestanten alle eingezogenen vorreformatorischen Kirchengüter wieder abnehmen will. Bei der Verteilung dieser gewaltigen Machtwerte zeigt sich der Zwiespalt zwischen geistlichen Wünschen und weltlichen Ansprüchen, zwischen Rom und Wien, zwischen dem Kaiser und den Patres auf der einen und dem Bayernfürsten mitsamt den andern katholischen Ständen auf der andern Seite zum ersten Male

unverhüllt. Die Kurie will kein zu mächtiges Habsburg, das dem Papste selbstherrlich gegenüberträte, der Kaiser aber möchte die Stände entmachten, die sich dagegen unter bayrischer Führung zur Wehr setzen.

*

Dieser Sorge werden sie alle miteinander enthoben, als sich mit dem Erscheinen des Schwedenkönigs die ganze Sachlage völlig verschiebt. Wahrscheinlich wäre der deutsche Frieden vor der Landung Gustav Adolfs zustande gekommen, wenn die Patres den Kaiser nicht auf der Höhe seines Triumphs verblendet hätten. Sie wissen aber, daß die Protestanten nicht Frieden schließen wollen, solange nicht ein Reichsgesetz die Jesuiten als die Urheber des Krieges aus Deutschland verbannt. Da sie sich nicht selber preisgeben können, müssen sie die Fortsetzung des Kampfes bis zum endgültigen Siege erstreben. Und die protestantischen Gegner müssen bis zur Erschöpfung der äußersten Kampfmittel durchhalten, denn jeder Friedenschluß bliebe Scheinfriede, solange der jesuitische Grundsatz gilt: Ein Wort, das man den Ketzern gibt, ist null und nichtig.

Als der Kaiser durch den schwedischen Sieg über Tilly in neue, schwere Bedrängnis gerät, soll Wallenstein ihn retten. Die einzigartigen Vollmachten, die der Friedländer fordert, sind den Patres ein Dorn im Auge. Der gelehrige Schüler der Jesuiten und die römischen Machthaber in Wien durchschauen sich gegenseitig genau. Während Wallensteins Absichten den weltlichen Hofleuten des Reichskriegsrates immer rätselhafter werden, kennen sich die Jesuiten in den ganzen Hintergründen aus. Der Generalissimus kämpft wie sie selbst um eine absolute Herrschaft, er will nicht dem Kaiser, nicht der Kirche, nicht Deutschland, auch nicht den Protestanten dienen, sondern die Macht an und für sich allein behaupten und mehren. Die Patres erraten

Wallensteins geheimste Gedanken wie er die ihren. Sie bestaunen gegenseitig die Größe ihrer Prinzipien. Solange sie einander nicht die Bahn versperren, sondern am gleichen politischen Strange ziehen, behandeln sie sich als Verbündete. Aber einmal müssen sie Feinde werden; die Jesuiten wittern Wallensteins Abfall, ehe er ihn plant. Sie übersehen eine längere politische Wegstrecke als dieser Augenblicksmensch, der sich fälschlich für den Mann der Zukunft hält und in hemmendes Grübeln darüber versinkt.

So fällt den Jesuiten der Sturz des Feldherrn nicht schwer, sie sind längst darauf eingerichtet. Als Wallenstein die Überlegenheit ihrer Intrigen zu spüren beginnt, kann sich seine dämonisch getriebene Natur dagegen nicht praktisch wehren. Er äußert seinen Unmut über die Patres in grämlichen Worten, aber er nimmt ihre Treibereien als dunkles Verhängnis hin. Ihre Rolle bei seiner Absetzung liegt offen zutage. Daß sie an seiner Ermordung beteiligt waren, ist nur zu vermuten. Das Blutbad von Eger, in dem Wallenstein und seine Getreuen gemeuchelt werden, wurde zwar im Prager Jesuitenkollegium beratschlagt, doch haben die Patres sorgsam alles beseitigt, was ihre Mordschuld erhärten könnte. Der Orden gab nach Wallensteins traurigem Ende die Weisung, nur Rühmenswertes über ihn zu verbreiten. Die frommen Heucheleien nach blutiger Tat gehörten ja stets zur jesuitischen Praxis; hatten sie doch dem Kaiser während der böhmischen Hinrichtungen die schwersten Buß- und Betübungen auferlegt.

*

Die Friedenssehnsucht der deutschen Fürsten und Stämme wächst nun von Jahr zu Jahr. Die kaiserliche Kampfkraft erlahmt, keine Partei kann einen vollständigen Sieg erzwingen. Die Schweden kämpfen nach Gustav Adolfs Tode mit französischer Hilfe ohne festen Plan. Sachsen schließt

einen Sonderfrieden, Hessen will folgen. Nur die Jesuiten wollen den Kampf verewigen. Konnten sie die Verständigung mit Sachsen nicht hindern, so bringen sie doch den Vertrag mit der verständigen Kasseler Landgräfin noch in letzter Stunde zum Scheitern. Denn Hessen ist reformiert, und die Calviner sind doch noch schlimmere Teufel als die Lutheraner! Der Widerstand der Kaiserlichen verhindert 1640 auf dem Regensburger Reichstag eine allgemeine Reichsamnestie; das hieße, reden die Patres dem Kaiser ein, die Sünden der Ketzer auf gut katholische Schultern laden und damit vor Gott so straffällig wie die Verfluchten selber werden.

Den dritten Ferdinand, den Sohn ihres erwählten Kriegskaisers, haben sie in den angeblich geistlichen Dingen noch ebenso fest in der Hand wie den Vater. Nur sind die Zeiten für die deutschrömische Einheitsidee jetzt viel ungünstiger als damals vor zehn Jahren, als Deutschland dem Kaiser zu Füßen lag. Nun möchte Wien der katholischen Kurfürstenmehrheit einen Ausgleich anheimgeben, doch die Jesuiten haben, als man sich dazu in Frankfurt vereint, wieder jede Möglichkeit vereitelt. Den protestantischen Ständen wird es immer klarer, daß man leider ohne die Mithilfe der ausländischen Mächte nie zum deutschen Frieden kommen würde. Franzosen und Schweden müssen beim Friedensschluß mitwirken, weil nur der Druck der fremden Staaten die jesuitischen Kriegsverlängerer beiseiteschieben kann. Lieber wollen die Habsburger unter deutschen Landverlusten den Franzosen weichen, als sich freiwillig zu einer Versöhnung mit den deutschen Ketzerständen bequemen.

Maximilian, der alte bayrische Kämpfer, dessen Land die Hauptlast des Krieges getragen hat und nun ausgeblutet daniederliegt, schließt endlich mit Franzosen und Schweden den Waffenstillstand. Da spielen die Jesuiten dem Fürsten, der seit fast fünfzig Jahren ihr Gönner und ihre Schwert-

hand war, noch einen Schurkenstreich. Sie überreden den bayrischen Befehlshaber Johann von Werth, einen emporgekommenen Draufgänger, zum Landesverrat; er versucht, die bayrischen Truppen den Habsburgern zuzuführen. Mit dieser Heeresmacht hoffen die Patres, noch einmal den Krieg für die römische Kaiserdiktatur in großem Stile aufnehmen zu können. Doch das schnöde Beginnen bringt neues Unglück für Wien wie für München. Die Waffen haben gegen die alten katholischen Vorstreiter und ihre „Seligmacher" entschieden.

Seit 1643, dem fünfundzwanzigsten Jahre des deutschen Unheils, tagen in Münster und Osnabrück die verschiedenen Ausschüsse, die den Frieden vorbereiten sollen. In beiden Städten besitzen die Jesuiten Kollegienhäuser und damit die besten Vorbedingungen für eine großzügige Wühlagitation und Spionage. Da fast alle katholischen Kabinette Europas in dieser Zeit jesuitisch beeinflußt sind, können die Patres als diplomatische Zwischenträger jahrelang alle Vorschläge und Pläne immer wieder durchkreuzen. Der spanische Gesandte baut sich neben dem Garten der Jesuiten in Münster ein Haus, um jederzeit ungesehen mit ihnen verkehren zu können. Den allerschwersten Stand hat der friedenswillige österreichische Vertreter Graf Trautmannsdorff, gegen den die Patres die übelsten Quertreibereien in Gang setzen.

Den Schweden fällt ein Brief des münsterischen Jesuitenrektors an den kaiserlichen Beichtvater in Wien in die Hände; da heißt es, alle Bemühungen, Trautmannsdorff mit Androhung der höllischen Strafen das Gewissen zu rühren, wären fruchtlos geblieben. Die den Ketzern bereits gewährten Zugeständnisse seien so ruchlos, daß keine Notwendigkeit sie zu entschuldigen vermöchte. Der Beichtvater müsse den Kaiser sofort zur Abberufung des Grafen bewegen und ihm die weitere Fortsetzung des Krieges als den Willen Gottes bekunden. Trautmannsdorff wird in der Tat

zum Rücktritt gezwungen, aber Gott hilft dem Kaiser deshalb nicht weiter. Noch einmal ergießen sich die französischen und schwedischen Truppen über Süddeutschland, und jetzt zwingt der erschöpfte Maximilian den Kaiser zur Abschüttelung der jesuitischen Hetzer, die ja selbst nicht die Lasten und Leiden zu tragen haben. Der Bayer hat auf seine alten Tage endlich ihre Selbstsucht erkannt.

Ein protestantischer Antrag beim Friedenskongreß, die jesuitische Kampftruppe für immer aus Deutschland zu verbannen, findet nicht die Unterstützung der Schweden. Sie wollen nach Hause, und ihnen als ausländischer Macht ist auch an der wirklichen Befriedung Deutschlands nichts gelegen. Als im Oktober 1648 die Friedensglocken läuten, bietet Deutschland ein trostloses Bild der Verwüstung. Nur in den Habsburgerländern hat die katholische Sache die Anfangserfolge behauptet, das übrige Reich ist zerrissener denn je zuvor. Aber die Gewissensfreiheit und damit der Weg in die Zukunft blieb den Stämmen erhalten, die fortan die Weiterbildung der nationalen Geschichte besorgen sollten. Der große römische Anschlag auf Deutschland ist zunichte geworden, aber mit welchen Opfern und Verlusten! Und manche der schlimmen kulturpolitischen Folgen ließen sich auch in Jahrhunderten nicht wieder gutmachen.

*

Die Jesuiten haben den Ausgang des Dreißigjährigen Krieges stets als ihre schwerste Niederlage im Glaubenskampf betrachtet, und sie war das auch, wenn man ihren ungeheuren Einsatz, ihre Hoffnungen und weltgeschichtlichen Ziele in Deutschland bedenkt. Ihre späteren Anstrengungen auf deutschem Boden trugen zwar noch immer ihren alten gefährlichen Intrigencharakter, aber sie konnten nur noch am Rande der großen Ereignisse wirksam werden. Mit

einem äußerlich eindrucksvollen Triumph kann sich der Orden bald nach dem Kriege noch einmal vor aller Welt brüsten. Die Tochter des großen protestantischen Retters, die Thronerbin Gustav Adolfs, Königin Christine von Schweden, tritt bald nach dem Abschluß des Westfälischen Friedens zur alleinseligmachenden Kirche über. Die Majestät, in deren Namen das Vertragswerk zustande kam, das den Mißerfolg des Ordens in Deutschland besiegelt, wird ein Opfer der jesuitischen Rache. Zwei Patres, als reisende italienische Edelleute verkleidet, erscheinen an ihrem Stockholmer Hof und umgarnen die exzentrische Frau. Sie muß der Krone entsagen und folgt den Verführern nach Rom.

*

In Deutschland gibt der Orden nach der vergeblichen Gewaltaktion eines Menschenalters die Taktik der Massenbekehrung allmählich auf. Die Proselytenmacherei im einzelnen Falle, auf die man sich jetzt zumeist beschränkt, hat keine breiteren kulturpolitischen Folgen, auch wenn es sich dabei um regierende Fürsten handelt. Der Friede von Münster hatte den Religionsstand der ersten Kriegszeit bestätigt. Der Grundsatz „cuius regio, eius religio" gilt weiter, die Landesherrschaft bestimmt das kultische Gepräge in ihrem Gebiet. Wenn aber ein Potentat sein Bekenntnis wechselt, darf er seine Untertanen nicht mehr, wie das einst Wolfgang Wilhelm von Neuburg tat, zum Übertritt zwingen. Ganz ohne Bedeutung bleibt eine fürstliche Konversion freilich nie, denn wenigstens die höfischen Kreise pflegen mit ihrem Herrscher gemeinsame Sache zu machen. In den konfessionell gemischten Territorien kommt es noch hie und da zu Ketzerverfolgungen, wenn es den Jesuiten gelingt, einen katholischen Machthaber besonders zu fanatisieren.

Vom Hause Habsburg erwarten die Patres nichts Großes

mehr, sie lohnen dem Kaiser mit schnödem Undank und wenden ihre hoffenden Blicke nach Frankreich, wo der alternde Ludwig XIV. sich doch noch der klerikalen Kampfpolitik verschrieben hat. Am Kaiserhof nehmen sie daher vorwiegend die Interessen der gegnerischen Mächte wahr. Da Wien die absolute Herrschgewalt in Mitteleuropa nicht erringen konnte, wünschen die Patres jetzt ein schwaches Österreich, das sich leicht zu Kompromissen versteht. Sie wollen mit ihrem diplomatischen Intrigennetz bald hier bald dort im katholischen Europa im trüben fischen, und dazu brauchen sie Unklarheiten in den Beziehungen zwischen Österreich, Bayern, Oberitalien, Spanien und Frankreich. Das Zeitalter der Kabinettskriege mit seinen Erbfolgestreitigkeiten und seinem territorialen Schacher entwickelt sich in der diplomatischen Jesuitenschule zu voller Blüte.

Der tapfere, aufrechte Prinz Eugen von Savoyen hat die jesuitischen Umtriebe in den Habsburgerlanden oft genug zu spüren bekommen, wenn er das Reich gegen die beutelustigen Nachbarn im Westen und im Südosten, also gegen Franzosen und Türken, verteidigte. Das für Mitteleuropa so gefährliche Zusammenspiel zwischen Paris und Konstantinopel wird von den Patres immer wieder in Schwung gebracht, wenn es zu erlahmen scheint. Schicken die Gegner Wiens diplomatische Sendboten nach dem Bosporus, so reisen Patres in Bedientenkleidern mit, um dann hinter verriegelter Tür die geistige Führung zu übernehmen. Sie wollen Frankreich um jeden Preis gefällig sein, auch wenn sie dazu mit den mohammedanischen Feinden der Christenheit paktieren müssen, die Loyola einst bis hinter Jerusalem zurückdrängen wollte.

*

Die Gesundheit Kaiser Leopolds I., einer phlegmatischen, nervenkräftigen und zu Abenteuern nicht geneigten Mittel-

mäßigkeit, verspricht eine den Jesuiten allzu beständige Regierung. Da verfällt der Kaiser im Jahre 1670 in eine unerklärliche Krankheit; er ist abgezehrt und bis zum Niedersinken erschlafft, Schwindelanfälle und unlöschbares Durstgefühl plagen ihn. Schließlich beruft man den Mailänder Borro, einen berühmten, wegen seiner naturwissenschaftlichen Schriften von der Inquisition verfolgten Arzt. Borro entdeckt, daß die beiden brennenden Wachskerzen auf dem Schreibtisch des Kaisers eine gelblich flackernde Flamme haben, aus der ein feiner Dunst zur Decke aufsteigt, wo sich davon eine graue Ablagerungsschicht gebildet hat. In den andern Räumen brennen die Kerzen röter und ruhiger, auch fehlt der giftgeschwängerte Dunst.

Die Untersuchung, die der chemisch erfahrene Borro mit den kaiserlichen Leibärzten anstellt, hat ein überraschendes Ergebnis. Der Docht der Kerzen, die in Leopolds Arbeitszimmer Verwendung finden, ist mit einer Arseniklösung getränkt, ehe er mit Wachs umzogen wurde. Ein Hund, dem man kleine Stückchen des zerschnittenen Dochts in das Fressen mengt, stirbt in wenigen Stunden unter Qualen. Für den Kaiser war ein besonderer Vorrat an Lichtern besorgt worden; diese Kerzen sollten angeblich von besserer Beschaffenheit sein als die andern. Bei der Aufschmelzung des Kerzenstapels fördert man über zwei Pfund Arsenik zutage. Und wer ist der Lieferant gewesen? Der Pater Prokurator der Wiener Jesuitenniederlassung!

Der Kaiser, der nun rasch wieder gesundet, läßt den Schuldigen verhaften; doch der Beichtvater beschwört ihn, einen öffentlichen Skandal zu vermeiden, denn der Attentäter sei für sein Verbrechen allein verantwortlich, und der Orden habe damit nichts zu tun. So wird die niederträchtige Affäre vertuscht, aber kein Geringerer als der ehrenhafte Prinz Eugen hat sie der Nachwelt überliefert. Der ruchlose Pater verschwindet aus Wien, der Orden verwischt seine

Spur in Europa und schickt ihn nach Südamerika in seinen Missionsstaat Paraguay. Doktor Borro, der Retter des Kaisers, aber wird ein Opfer der jesuitischen Rache; sie locken ihn, der sich mit dem kaiserlichen Schutzbrief sicher fühlt, unter falschen Vorspiegelungen nach Rom, wo sie ihn bis an sein Lebensende in den Kerkern der Engelsburg gefangenhalten.

Was hatte der Orden mit dem zweifellos abgekarteten Mordanschlag bewirken wollen? Kaiser Leopold besaß damals noch keinen männlichen Erben, mit ihm wäre das Haus Habsburg im Mannesstamme erloschen, und die Thronansprüche der weiblichen Glieder des Hauses waren umstritten. So hätte also damals beim Tode Leopolds ein Erbfolgekrieg ausbrechen können, wie er dreißig Jahre später um die spanische Krone entbrannte. Die Jesuiten planten, die römisch-deutsche Kaiserwürde beim Aussterben der Habsburger Ludwig XIV. zu verschaffen, dem sie einen neuen imperialistischen Krieg um die Zukunft Europas unter dem Vorwand der Rechtgläubigkeit aufdringen wollten.

*

In den protestantischen deutschen Ländern besitzen die Patres natürlich keinen unmittelbaren Einfluß auf die Staatsgeschäfte; sie müssen sich hier, wo sie auch keine eignen Anstalten haben, mit viel bescheideneren Rollen begnügen. Der Orden verfügt, daß sich an jeder evangelischen Universität ein paar Brüder als Studenten der juristischen und medizinischen Fakultäten einschreiben lassen, um die Professoren zu beobachten und unter den Hörern unauffällig katholische Saatkörner auszustreuen. Sie treten auch als Sprachlehrer und junge weitgereiste Magister auf, die das Loblied fremder kultureller Einrichtungen singen und die Anschauungen der hiesigen Kreise in Zweifel ziehen. Bei theologischen Unterhaltungen geben sie sich als Synkretisten,

als Freunde der konfessionellen Verständigung aus. Eine solche Bewegung war gegen Ende des großen Krieges von der braunschweigischen Universität in Helmstedt ausgegangen. Professor Georg Calixt, ihr Begründer, hatte sich mit dem Idealismus eines Stubengelehrten für einen solchen Ausgleich eingesetzt; er wies zwar mit Recht darauf hin, daß auch das Luthertum schon wieder verknöchert und reformbedürftig geworden sei, aber er und seine Anhänger täuschen sich bei ihren Vorschlägen völlig über das wahre Wesen der katholischen Kirche.

Diese Strömung machen sich die Patres zunutze. In den akademischen und höfischen Zirkeln der protestantischen Städte werben sie eifrig für ein angeblich überkonfessionelles Christentum. Haben sie ihre Opfer dafür gewonnen, so lüften sie die Maske ein wenig und schlagen vor, man wolle gemeinsam Anschluß an katholische Geistliche suchen, denn von der alten Mutterkirche aus ließen sich die edlen Ziele besser verwirklichen. Die calixtinischen Gedankengänge begünstigen also diese individuellen Bekehrungsversuche der Jesuiten. Der Konvertit findet ideale und scheinbar überlegene Rechtfertigungsgründe für seinen Schritt. Doch ist der Erfolg bei den kulturtragenden Schichten recht dürftig geblieben. Aufsehen erregen nur wenige Fälle, so der Übertritt des schlesischen Dichters Johann Scheffler, der als Angelus Silesius zur Blütenlese der deutschen Lyrik gehört, und der Abfall des Helmstedter Kirchengeschichtlers Christian Blume, der mit einigen seiner Schüler in die Jesuitenfalle gerät.

Das verwerflichste Mittel zum Seelenfang bilden die sogenannten „Konvertitenkassen" und „Konversionscomptoire" des Ordens, die nach dem Religionskriege in den süddeutschen Landen mit gemischtem Bekenntnis gegründet wurden und bis weit in das 18. Jahrhundert hinein bestanden. In diesen Comptoiren kann man gegen klingende

Münze den Glaubenswechsel vollziehen; natürlich wissen die Patres um die Nichtswürdigkeit und den religiösen Unfug dieser Übertritte Bescheid, aber sie brauchen steigende Statistiken, um ihre kulturellen Ansprüche, etwa in Schulfragen, erweitern zu können.

Überall, wo sich die Bevölkerung auf beide Konfessionen verteilt, wacht man argwöhnisch über die Parität. In einer schwäbischen Reichsstadt hat nun ein Pater herausgefunden, daß die beiden Stockknechte des paritätisch besetzten Magistrats Protestanten sind. Er entfesselt einen Proteststurm, und die Sache kommt bis vors Reichskammergericht. Wie kann man es wagen, katholische Rücken, auch wenn sie Missetätern gehören, nur von Ketzern prügeln zu lassen! Endlich wird eine paritätische Stockprügelordnung erlassen, die Schläge müssen in gerader Zahl verordnet werden, die eine Hälfte verabfolgt ein protestantischer, die andere ein katholischer Stockbüttel.

Oft geht es freilich um sehr viel ernstere Dinge, und jede Änderung des prozentualen Verhältnisses der Glaubensrichtungen gibt den Jesuiten Anlaß, öffentliche Unruhe zu erzeugen. In Zeiten der Not und Teuerung kommen die Besitzlosen scharenweise zum Konversionscomptoir gelaufen, um gegen einen blanken Silberling ihr ewiges Heil der römischen Kirche anzuvertrauen und dafür wenigstens das irdische Heil garantiert zu erhalten. Haben die Überläufer aber für längere Zeit den katholischen Kultus brav mitgemacht, so erhalten sie als Bedürftige aus der Konvertitenkasse regelmäßige Unterstützung oder auch Kredite zur Existenzgründung.

*

Am meisten ist den Jesuiten natürlich an der Bekehrung fürstlicher Standespersonen gelegen; auch wenn diese nicht regieren, so beeinflussen sie doch die Haltung ihrer

Häuser und die allgemeinen Machtverhältnisse. Nun sind die an sich schon so zahlreichen deutschen Fürstenfamilien meist noch mit überreichlichem Nachwuchs gesegnet, mit legitimem und in dieser liebesfrohen Zeit erst recht mit illegitimem. In der katholischen Weltordnung stehen den armen, beschäftigungslosen Prinzchen und Gräflein annehmliche Pfründen vom Domherrn bis zum Kardinal zur Verfügung. In protestantischen Ländern gibt es das nicht, und so fühlt sich mancher junge Feudale verlockt, den Glauben der Väter abzuschwören und mit jesuitischer Hilfe in der Laufbahn der Papsthierarchie sein Glück zu versuchen.

Charakteristisch für ein solches Konversionsunternehmen ist ein Fall, der sich im Herzogtum Sachsen-Zeitz ereignete, wo zeitweilig eine albertinische Nebenlinie selbständig regierte. Der zweitgeborene Sohn, Prinz Christian August, tritt, da ihm sein regierender älterer Bruder, Herzog Moritz Wilhelm, nur eine kümmerliche Apanage zahlt, in Paris zum Katholizismus über und wird Domherr in Lüttich, Domprobst in Köln, Bischof von Raab in Ungarn und schließlich dort Erzbischof von Gran, Reichsprimas und Kardinal mit einem jährlichen Einkommen von über hunderttausend Talern. Er schickt den gewandtesten Proselytenmacher jener Tage, den Jesuiten Franz Schmeltzer, als seinen Vertrauten nach Zeitz, wo sich dieser als ungarischer Legationssekretär vorstellt und den Herzog Moritz Wilhelm ebenfalls zur katholischen Kirche bekehren soll. Den Herzog reizen die materiellen Vorteile, die ihm der Verführer in leuchtenden Farben schildert. Hat nicht die katholische Kirche sogar seinem Bruder, dem Habenichts, unerhörte Schätze in den Schoß geworfen! Auch läßt sich der Übertritt mit der calixtinischen Verständigungslehre entschuldigen.

Als der Herzog unter den Fittichen des brüderlichen Kardinals den Glaubenswechsel vollzogen hat, wird er freilich von seinem Beichtvater Schmeltzer mit der Aussicht auf die

himmlischen Wonnen abgefunden. Er verliert sogar seine beste Einkommensquelle, das Stift Naumburg-Zeitz, denn nach den Bestimmungen des Westfälischen Friedens muß jeder Inhaber bei einem Religionswechsel auf die Verwaltung verzichten. Serenissimus wurmt das schlechte Geschäft, und allmählich fruchtet die evangelische Mahnung zur Rückkehr, er bekennt sich in Hoffnung auf Wiedergewinn seines Stiftes aufs neue zu Luther. Als er wenige Tage darauf ganz plötzlich die Augen schließt, halten die Katholiken das für ein Strafgericht Gottes; die Protestanten glauben, daß ihm Schmeltzer nach berüchtigten Mustern ein tödliches Gift gereicht habe.

*

Der bekannteste Bekehrungstriumph der katholischen Kirche ist die Schwenkung, die der Kurfürst August der Starke von Sachsen vollzog, um König von Polen zu werden. Die Jesuiten sind daran nur indirekt beteiligt, sie hatten die polnischen Reichsstände zu dem Gelöbnis gebracht, daß kein Ketzer die polnische Krone tragen dürfe. Der Heros der Saxe galante war eine viel zu sinnenberauschte, frivole Natur, um sich über den Glauben tiefere Gewissensgedanken zu machen. Sachsen, das Ursprungsland der lutherischen Reformation, läßt sich durch seinen Fürsten nicht irremachen, sondern bleibt bei der evangelischen Lehre. Der Kurfürst hat den sächsischen Ständen feierlich bekräftigt, daß er den Erbprinzen protestantisch erziehen lasse, aber zugleich verspricht er dem Papste ebenso feierlich das Gegenteil. Man schickt aus Rom den eleganten Salonjesuiten Salerno, der dem Hofstaat des Kurprinzen zugeteilt wird. Salerno geht mit seinem Zögling auf die Auslandsreise, sie besuchen die glänzendsten Kultstätten der alten Kirche, und bald hat er ihn so weit, daß er angeblich ganz freiwillig und ohne das Zutun des Vaters in Bologna seinem Seligmacher erliegt.

Das brandenburgisch-preußische Haus hat sich den katholischen Einflüsterungen stets geflissentlich ferngehalten, ohne deshalb in Glaubensdingen intolerant zu sein. Als Kurfürst Friedrich III. von Brandenburg für sein preußisches Erbland die Königswürde erwerben will, glauben die Jesuiten, jetzt sei hier ihre Stunde gekommen. Kaiser Leopolds Einwilligung erscheint jahrelang aussichtslos; es würde freilich etwas anderes sein, wenn das Herrscherhaus zur katholischen Kirche zurückkehren wollte. Man schickt den in Polen wirkenden Jesuiten Karl Moritz Vota, einen Mann von vielen Talenten, wiederholt an den kurfürstlichen Hof nach Königsberg und Berlin. Friedrich unterhält sich oft und gern mit dem weltkundigen Pater, der sich auch eifrig um die Besserung der Beziehungen zwischen Preußen und Polen bemüht, die sich sehr verschlechtert hatten, seit der Große Kurfürst die Unabhängigkeit Preußens von Polen erzwang.

Vota entwickelt dem Kurfürsten in mehreren Denkschriften seine Pläne; die Hohenzollern seien von der Vorsehung dazu bestimmt, vielleicht sogar den führenden Einfluß in Deutschland zu gewinnen, aber das vermöge nur ein katholischer Staat. Friedrich solle die Königskrone nicht vom Kaiser, sondern aus den Händen des Heiligen Vaters in Empfang nehmen. Der kluge Vota täuscht sich in seiner Prophezeiung, soweit sie sich auf den Glauben bezieht, und erst recht in der Beurteilung des Monarchen, dessen Sinn für repräsentative Prachtentfaltung er für die römische Sache ausbeuten will. Aber Friedrich, der Vota trotz seines unmöglichen Ansinnens gewogen blieb, ist im Grunde ein nüchterner Norddeutscher, der sich interessante Phantasien lächelnd anhört und dann doch in seiner Wirklichkeit lebt.

Viel derber ist sein Sohn, der Soldatenkönig, gegen die Patres aufgetreten. „Jesuwitter", schreibt er in seinem Testament, „müsset Ihr in eure Lender nicht dulden; sein Deuffels, die da kapable zu viellen Böhses, unter was

pretex sie sich auch wollten einnisteln in eure Länder.“ Und als die Jesuiten den Kaiser zu einem scharfen Beschwerdebrief wegen Benachteiligung preußischer Katholiken veranlassen, gibt er dem Gesandten zur Antwort: „Ich mache es wie Wallenstein. Wenn der vom Kaiser Ordre bekam, so küßte er das Siegel und warf dann das Schreiben ungelesen zum Fenster hinaus.“

*

Die letzte große Glaubensverfolgung auf deutschem Boden setzen die Jesuiten um das Jahr 1730 im Erzbistum Salzburg ins Werk. Die urwüchsigen Gebirgsbauern der Hochtäler hatten sich ihr reines Evangelium zweihundert Jahre der Krummstabregierung zum Trotz erhalten können. Die Errichtung protestantischer Kirchen ist ihnen verwehrt, die gottesdienstlichen Zusammenkünfte werden auch durch die abgeschiedene alpine Lage der Höfe behindert. So hat sich bei ihnen ein Laienpriestertum entwickelt, das in der Hauptsache aus täglicher Verlesung von Bibelstellen besteht. Das heilige Buch ist der Inbegriff ihres religiösen Erlebens; von Kerzen und Sträußen umgeben, ruht es auf der Familientruhe wie auf einem Altar, und wenn es der Hausvater ehrfürchtig aufschlägt, steht die Sippe und das Gesinde mit gefalteten Händen daneben aufgereiht.

Die Erzbischöfe haben diesen bodenständigen Kult bisher mit Stillschweigen geduldet, es genügte ihnen, friedliche und arbeitsame Untertanen zu haben. Da kommt im Jahre 1727 mit dem Freiherrn von Firmian ein katholischer Kirchenfürst von unersättlicher Genußsucht und Geldgier zur Herrschaft. Mit der Frau seines Oberstallmeisters, der schönen Gräfin von Arco, führt er ein verschwenderisches Leben im Versailler Hofstil. Seine Jesuiten sollen ihm die Mittel heranschaffen, und wenn sich damit ein gottgefälliges Kampfunternehmen gegen die Ketzer verbinden läßt, um so besser.

Als Bußprediger ziehen die Patres in die Bergwelt hinauf, an den Kreuzwegen bauen sie Gerüste mit bunten Heiligenbildern; das Volk wird unter Androhung von Geld- und Leibesstrafen vor die Bretterbühnen zitiert. Und die Pfaffen verkünden, wer auch nur „aus Neugier" einen einzigen Satz in der Hausbibel lese, begehe eine Todsünde. Als die Bauern widerstreben, beginnen die Patres mit ihren Schergen Jagd auf die Bibeln zu machen, die Höfe werden durchsucht, und alle Heiligen Schriften wandern ins Feuer. Wer unbekehrt stirbt, darf nicht auf dem Friedhof bestattet werden. Neugeborene, die man nicht zur katholischen Taufe bringt, gelten als Hurenkinder und als enterbt.

Aber die erzbischöflichen Behörden warten vergeblich auf eine Volksrebellion, die den Vorwand zu äußersten Maßnahmen liefern könnte. Da lassen die Jesuiten das Zeughaus in Werffen aufbrechen und die Waffen rauben, um erklären zu können, das hätten die ketzerischen Bauern getan. Der Anstifter der Schurkerei, der Pater Michael Zech, von seinem Orden als der „große Salzburgermissionar" gefeiert, bestimmt den Erzbischof zu einer Aktion beim Kaiser. Die Untertanen des Erzstifts hätten sich gegen den Reichsfrieden vergangen, ihre Vertreibung aus dem Lande sei daher gerechtfertigt, er erbitte kaiserliche Dragoner zur Vollziehung. Nun hebt ein wilder Raubterror an. Wer nicht binnen wenigen Tagen die biblischen Ketzereien abschwört, muß mit dem Bettelsack das Land verlassen. Über dreißigtausend Menschen werden ihrer Heimat beraubt und ins Elend gestoßen. Doch Firmian wird seiner Beute nicht froh; die katholischen Siedler, denen er die eingezogenen Höfe verpachten will, sind nichtsnutziges Volk, und das bisher so blühende Salzburger Land verarmt.

Die Flüchtlingskolonnen der vertriebenen Bauern finden in den protestantischen Gauen gastliche und begeisterte Aufnahme. Auch in vielen katholischen Kreisen mahnt der Miß-

erfolg des brutalen Manövers zur Besinnung. Die Reichsstände planen neue Garantiegesetze gegen die unzeitgemäße Wiederholung solcher bösen jesuitischen Streiche. Den Salzburger Emigranten bereitet der Hohenzollernstaat im dünn bevölkerten östlichen Preußen eine zweite Heimstatt, in der sie es zu Ansehen und Wohlstand bringen. Die Wellen der religiösen Verfolgung sind damit in Deutschland verebbt. Habsburg verliert in den heraufziehenden politischen Kriegswirren die Kraft und den Willen zur gewalttätigen Unterstützung konfessioneller Abenteuer.

Ein „Musikstaat“ im Urwald

Die spanischen Konquistadoren zertrümmerten bei ihrem Vormarsch durch die „Neue Welt“ die alten Inkakulturen mit einer Schnelligkeit, die ebenso grauenvoll wie unverständlich erscheint. Wie kam es, daß auch die hochentwickelten Eingeborenenvölker Amerikas bald nach der Ankunft der Europäer zu „Wilden“ herabsanken? Die Bewohner von Mexiko oder Peru etwa waren, den spärlichen Chroniken und Steindenkmälern nach zu urteilen, im Besitze einer vielfältig durchgebildeten Zivilisation. Während aber die ostasiatischen Völker ihre Eigenständigkeit gegenüber den Weißen behaupten konnten, vermochten die amerikanischen Indios nur noch in barbarischer Tiefe ihr Dasein zu fristen, sofern sie nicht überhaupt ausgerottet wurden. Es gibt für diesen Vorgang natürlich genug erklärende Einzelgründe, aber das Wesentliche bleibt die Tatsache selbst, die weltgeschichtliche Fügung, der Zug des Schicksals. Der neue Erdteil wurde das große Auswanderungsland für die arische Rasse. Die Europäer begannen schon frühzeitig ganz instinktiv diese ungeheuren Landstriche als ein ihnen verliehenes Eigentum zu betrachten und die ursprünglichen Inhaber als völlig rechtlos anzusehen.

Nur eine kleine Gruppe von weißen Amerikafahrern wollte sich diesem gewaltigsten Umwälzungsprozeß von vorn-

herein bewußt entgegenwerfen: es waren die Jesuiten. Was bewog sie dazu? Sie sind doch sonst nie als Träumer in die Ferne gegangen, sondern immer mit klaren Absichten und Plänen. Auch bei diesen Unternehmungen leitet sie ein zunächst ganz folgerichtiger Gedanke: sie sagen sich, daß ein zweites Europa auf amerikanischem Boden der Weltmacht der katholischen Kirche nur wenig botmäßig sein wird. Soll ihre geistliche Kolonisation in Amerika festen Fuß fassen, so dürfen die Glücksritter der Alten Welt drüben nicht unumschränkt gebieten, denn diese Leute werden eher alles andre als religiöse Vorkämpfer sein. Wenn man hingegen den Indios, diesen unverdorbenen Seelen, dieser besonders leicht zu lenkenden Rasse, eine christliche Staatsordnung brächte, so würde sich unter jesuitischer Führung ein ganzer Kontinent für Rom gewinnen lassen. Der Orden will daher die Sache der Urbevölkerung vertreten, um so Amerika für seinen papistischen Machtgedanken zu erobern. Dabei müssen die Patres bald mit ihren europäischen Rassegenossen in Konflikt geraten, die den harten Pionierkampf doch nur aufnehmen, um die unbeschränkte Herrenschicht zu werden.

Von den Küsten beider Ozeane aus sind die sehr unheiligen „weißen Heilande" in Ritterrüstung der Lockung des Goldes gefolgt, erst Staunen und dann Schrecken vor sich her verbreitend. Die Indios flüchten vor den furchtbaren Göttern zu Pferde, denen sie nicht standhalten können, in die Steppen und Berge. Von befestigten Plätzen aus unternehmen die Kolonisten ihre Raubzüge, um die fabelhaften Erdschätze, die edlen Metalle und Steine in ihre Hand zu bringen. Als nun die Jesuitenpatres auf friedlichen Pfaden diese riesigen Länderweiten durchstreifen, nehmen die Eingeborenen auch vor ihnen Reißaus, denn sie halten die fremden Männer in der Kutte natürlich für ebensolche Räuber wie die im Koller. Allmählich fassen sie aber Zutrauen zu den weißen Priestern, die bald mit ihnen in der heimischen

Sprache verkehren, die auch niemanden totschlagen und ausplündern. Die Missionare erforschen nun planmäßig die Binnengebiete von Texas bis Kalifornien, von Peru über Bolivien bis zur La-Plata-Mündung.

Es sind ungeheure Expeditionsleistungen, die sie in kleinen Trupps, ohne die Hilfsmittel staatlicher Großorganisation, vollbringen. In den Schlupfwinkeln der Stämme spricht es sich herum, wie freundlich und hilfreich diese Priester seien, und so können sie das Volkstum wirklich studieren, die Stammesunterschiede erkennen und genauere Landkarten zeichnen. Ihre geographische Arbeit kommt leider auch den Eroberern zugute, die sich nun überall nachdrängen. Die ethnographische Erkundung sollte einzig dem künftigen Missionsziel dienen, der Sammlung der zerstreuten Eingeborenenhaufen zu christlichen Gemeinden, zu größeren Siedlungskörpern und endlich zu bodenständiger Volksautonomie. Sogar die gefürchteten Kannibalen lassen sich von den milden, immer geduldigen „Schwarzröcken" zähmen, obwohl sie anfangs nicht selten in die Gefahr gerieten, von den Menschenfressern verspeist zu werden. Die Missionare können freilich den Nomaden, die sich von Jagd und Raub nähren, nicht immer in ihre Wüsteneien nachfolgen. Darum gestatten die Könige von Spanien und Portugal den Patres, die indianische Bevölkerung der einzelnen Landstriche in sogenannten „Reduktionen" zusammenzuschließen, damit das Bekehrungswerk leichter vonstatten gehe. Die Pläne der Jesuiten knüpfen bei den höherstehenden Stämmen an die Kulturbestrebungen der alten Inkahäuptlinge an, die schon versucht hatten, eine südamerikanische Einheitssprache zu schaffen. Jetzt verfassen die Patres Sprechtexte und Grammatiken zur Vereinheitlichung der Dialekte, sie verbreiten auf diese Weise nicht nur die christlichen Glaubensgeschichten, sondern auch die europäischen Fertigkeiten in Ackerbau und Hausgewerben. Sie wollen freilich gleich viel zuviel, denn

vielen Stämmen ist noch der Pflug und die Haustierzucht ganz unbekannt.

*

Die weißen Kolonisten beobachten das alles mit Scheelsucht und Unbehagen; hier werden die Indios zu Selbstbewußtsein und Eigenwirtschaft erzogen, während die Einwanderer billige und unterwürfige Arbeitskräfte brauchen, um zu Wohlstand zu gelangen. Die Gouverneure, die Siedler und die Händlergenossenschaften sehen in den Reduktionen eine künstliche Behinderung ihrer nicht nur gewinnsüchtigen, sondern auch patriotischen Absichten, denn Südamerika soll spanisch und portugiesisch, nicht aber indianisch sein. So gibt es ständige Reibereien zwischen den jesuitischen Indioterritorien und den europäischen Unternehmern. Diese können freilich offen nicht viel dagegen tun, denn die Missionare pochen auf die königlichen Privilegien. Mitunter vertreiben die Eingeborenen die kolonialen Machthaber, dann setzen die Jesuiten eine vorläufige Ordnung nach ihren Wünschen ein. Kommen die weißen Siedlungsbehörden zurück, so gibt es Zwist und Durcheinander, und manchmal werden die Patres von ihren erzürnten Landsleuten gefesselt und verschleppt. Durch diese jesuitische Schutzpolitik, die aus ihren Indios freie Leute machen will und sich so menschenfreundlich ausnimmt, entsteht ein empfindlicher Mangel an Arbeitsleuten für die Pflanzungen und Minen. Und nun kommen die portugiesischen Überseehändler auf den verhängnisvollen Gedanken, an der Westküste Afrikas Neger einzufangen, in die Schiffe zu pferchen und nach Südamerika als Sklaven zu verkaufen.

Jetzt erhebt sich die Streitfrage, ob dieses „schwarze Vieh in Menschengestalt" auch eine Seele besäße, die der christlichen Religion bedürftig sei. Zum Ärger der Händler und Kolonisten bejahen das die Jesuiten entschieden, nicht nur

aus theologischen Gründen, sondern auch der Kontrolle wegen, die ihnen damit zufällt. Die Einrichtung der Sklaverei, obwohl dem Geist nach durchaus unchristlich, wagen die Patres nicht direkt zu bekämpfen und entschuldigen sich mit einem recht dürftigen Pauluswort über die Knechtschaft. Aber sie wollen durch die Aufsicht über die Sklavenseelen die soziale Struktur regulieren und damit ihren Machteinfluß stärken. Sie schaffen sich selber zahlreiche Sklaven an, denen sie als Zeichen der geistlichen Hörigkeit ein Kreuz in die Stirn brennen lassen. Die Jesuitensklaven dürfen ein faules Leben führen und werden gut verpflegt, daher möchte bald jeder Schwarze die Patres zu Herren haben.

Trifft in den Häfen eine neue Ladung Sklavenware ein, so gehen sie auf die Schiffe, um die Neger sogleich zu „bekehren"; und sie haben ein Gesetz erzwungen, nach dem keiner weiterverkauft werden darf, ehe er nicht „mit Erfolg" am Taufunterricht teilgenommen hat. So können sie die Transporte nach Gutdünken zurückhalten oder freigeben, und sie haben damit die Marktregelung im Sinne ihrer Interessen ganz in der Hand. Die Altarbilder der Sklavenmission zeigen den weißen Himmelsherrn im trauten Bunde mit Negern, und die Schwarzen entnehmen daraus, daß sie sich mit den Weißen auf eine Stufe stellen dürfen. Das fördert die Rassenvermischung, die den europäischen Kolonialherren höchst unerwünscht ist, denn die mischblütigen Bastarde, weil nirgends zugehörig, entwickeln sich zu Banditen, machen das Land unsicher und setzen die Rassenverschlechterung fort.

Vom Papst und den Königen haben sich die Jesuiten gegen den Willen der Kolonialbehörden das Recht erwirkt, jederzeit an den Arbeitsstätten der Sklaven Katechetenkurse abzuhalten, die sie nach geistlichem Ermessen gestalten und ausdehnen können. Das untergräbt Arbeitsordnung und Disziplin, sofern sie es nur darauf anlegen, und sie tun es,

um unbußfertige Grundbesitzer zu strafen, und sogar ganz allgemein, um die kolonialen Wirtschaftspioniere nicht zu mächtig werden zu lassen. Doch die Unternehmer wissen sich mit Gegenmitteln zu helfen, sie veranstalten zur Rache Menschenjagden auf die besonderen Schützlinge der Jesuiten, auf die einheimischen Indios, die friedlich zurückgezogen in ihren Dorfdistrikten leben. Ursprünglich galt es den Europäern als selbstverständlich, daß sie für ihre Arbeitshöfe nach Belieben Indios einfangen können. Dann erhielten die Kolonisten aus Lissabon die einschränkende Befugnis, alle in „gerechten Kriegen" gefangenen Indianer zu knechten und als Sklaven zu verkaufen. Nun werden solche „gerechten" Raubjagden auf die Rothäute ins Werk gesetzt, und schließlich finden es die Sklavenhalter am bequemsten, sich ihr Menschenwild aus den dörflichen Umfriedungen der Jesuiten zu holen. Auf die Dauer wendet sich die schlimme, aber zwangsläufige Sozialentwicklung deutlich gegen die Patres. Ihr Prinzip: „Amerika den eingeborenen Amerikanern", läßt sich immer weniger durchführen, aber sie geben das Spiel nicht auf, sondern bereiten sich gerade auf eine besondere Leistungsprobe im Süden des Erdteils vor.

*

Inzwischen hatte auch die Kolonisierung Nordamerikas Fortschritte gemacht; sie begann später als die des Südens und stieß auf stärkere Widerstände der Eingeborenen, die hier im härteren Klima der offenen nördlichen Ebenen viel kriegerischer geartet waren. Es sind religiöse Emigranten aus England, die sich seit Anfang des 17. Jahrhunderts an der amerikanischen Ostküste niederlassen. Da sich die englische Staatskirche gegen zwei entgegengesetzte Bekenntnisgruppen, gegen Puritaner und Katholiken richtete, so wird die christliche Kirchenspaltung auch gleich in die Neue Welt übertragen. Daß die katholischen Auswanderer von Jesuiten

begleitet und teilweise geführt werden, versteht sich eigentlich schon von selbst. An der Mündung des Potomak gründen sie die Kolonie Maryland, und zunächst gilt es in schwerer Farmerarbeit die Versorgung zu sichern. Dann können sich die Patres endlich ihrer Missionspolitik widmen. Gegen die kampftüchtigen Rothäute können sich die Siedler noch nicht weit vorwagen, bei den Überfällen gibt es keine Schonung, eine Seite hat immer wieder an der andern Rache zu nehmen. Da begeben sich die Patres mit friedlichen Lockmitteln hinüber, sie angeln sich die Indianer, die noch keine Angelhaken kennen, buchstäblich, auch die süßen Honigkuchen der Jesuiten schmecken den Naturkindern vorzüglich, und ein Schluck „Feuerwasser" ist ein Vorgeschmack auf die Seligkeit. Schon werden die ersten Friedenspfeifen geraucht.

Der Oberhäuptling der umwohnenden Indianerstämme läßt sich von den weißen „Medizinmännern" unterweisen, entsagt der Vielweiberei und läßt sich schließlich taufen, er erhält sogar den Namen King Charles, den der englische König trägt, und seine Squaw wird zur Queen Mary erhoben. Die rote Fürstenfamilie schultert ein Holzkreuz, die Patres singen die Litanei, und statt auf dem Kriegspfad ziehen sie nun in der Prozession. Die dankbaren Indianer haben den Patres große Landstriche geschenkt, was den andern Siedlern immer weniger behagt, da die Priester es auch hier mehr mit den Eingeborenen als mit den Farmern halten. Die Kolonie, in der allmählich der puritanische Geist den klerikalen verdrängt, will den reichen Missionsbesitz gesetzlich einziehen, doch die Patres haben das Land schon ihren engeren Anhängern heimlich in die Hände gespielt. In allerlei Verkleidungen ziehen die Jesuiten aus Maryland fort, um bald hier, bald dort zwischen Rot und Weiß die verschiedensten Mittler- und Hetzerrollen zu spielen.

Da das Schulwesen noch völlig im argen liegt, suchen sie auch als Lehrer auf das heranwachsende Geschlecht Ein-

fluß zu gewinnen. Sie möchten europäische und indianische Kinder gemeinsam erziehen, denn damit würden sie beide in ihrer Volkstradition schwächen und zu willfährigen Werkzeugen jesuitischen Kultwillens umprägen. Das Beginnen scheitert aber an den gesunden Rasseinstinkten. Die Patres müssen überhaupt die trübe Erfahrung machen, daß auch die katholischen Einwanderer sich dem Papismus mehr und mehr entfremden. Das nordamerikanische Farmerland züchtet einen trotzigen Freiheitssinn, und die römischen Beichtängste fechten die stählernen Herzen nicht an. Das schlichte, praktische Christentum der Puritaner ist dieser jungen, werdenden Welt viel lebensnäher als das alte lateinische Regelwerk und das unverständliche Mysterium des Meßopfers. Wenn die Patres bei den Indianern Bekehrungserfolge in sechsstelligen Zahlen verzeichnen, so besagt das kulturell doch fast gar nichts. Man könnte den Roten ebenso jede beliebige andere Gottesoffenbarung predigen, sie würden die Gebräuche nachahmen, sobald sie überzeugt wären, daß der weiße Medizinmann einen stärkeren Zauber hat. Die fremden Eindringlinge scheinen übrigens, wie die Indianer beobachten, sich selber über ihren Glauben nicht im klaren zu sein, sonst würden doch nicht die einen so und die andern wieder ganz anders beten. Zweierlei Missionsbotschaft in demselben Kolonialkreis lockert und verflacht auf die Dauer das religiöse Bewußtsein.

*

Mißlingt auch den Patres ihr geistliches Heiligungswerk, so wissen sie sich doch in den Weltgeschäften unentbehrlich zu machen. Sie betätigen sich sozusagen als Landsknechte der kolonialen Diplomatie; heute schicken die Ansiedler die Jesuiten zu Verhandlungen mit den Rothäuten, morgen treten die Kutten anderswo als Abgesandte der Indianer auf, um den Bleichgesichtern Friedensbedingungen anzubieten. Der

Orden kennt in solchen Fällen keine grundsätzliche Parteinahme, er folgt dem ewig römischen Prinzip: divide et impera, spalte die Machtsphäre, und du wirst über die streitenden Teile herrschen. Die jeweilige Religionspolitik der europäischen Großmächte wirkt auch auf die jesuitischen Amerikaunternehmungen hinüber. In Kanada und am unteren Mississippi haben die Franzosen Fuß gefaßt; wenn nun die Patres am Pariser Hof in hoher Gunst stehen, erhalten sie auch mit Leichtigkeit koloniale Vollmachten und treten den Eingeborenen so gegenüber, als ob sie allein im Namen der Weißen zu bestimmen hätten. Dann reisen sie als „weiße Häuptlinge" mit großem Gefolge. Fallen die Patres an den europäischen Höfen in Ungnade, so schütteln die Gouverneure sie schleunigst ab, und die Missionare verdrücken sich als Medizinmänner und Parteigänger der Roten ins andere Lager hinüber.

In der britischen Kronkolonie Neuyork sind sie während der katholischen Herrschaft Jakobs II. obenauf, gründen Kollegs und spielen den englisch-amerikanischen Handel ihren Anhängern zu. Als aber England nach der glorreichen Revolution dem Papstglauben endgültig absagt, schlagen sich die Jesuiten ganz zur Partei der Franzosen. Nordamerika soll nun unter französische Oberhoheit kommen, und sie bekämpfen fortan die angelsächsische Expansion mit List und Gewalt. Von Kanada aus mobilisieren sie die Indianer zum Einfall in die englische Zone. Den menschenreichen, kriegswilden Stamm der Huronen haben sie zur Kampftruppe für ihre Franzosenpolitik ausersehen, sie wollen ein christlich zivilisiertes Huronenreich aufbauen, das als Vasallenstaat des Pariser Sonnenkönigs alle indianischen und weißen Parteigänger der britischen Interessen in Schach hält. Was die Patres bei der „Seelenjagd" auf die Huronen an Strapazen und Entbehrungen aushalten, ist wirklich eine außerordentliche Expeditionsleistung des kleinen römischen Vortrupps.

Diese felsige, von Sturzbächen und dornigem Buschwerk durchzogene Landschaft ist noch völlig ungebahnt. Die Kanus auf dem zerstochenen Rücken, müssen die Patres durch Geröll und Schlinggewächs, bis sie der nächste Stromlauf ein Stück weiterträgt. Der Aufenthalt in den rauchigen, von Schmutz und Ungeziefer starrenden Wigwams der Huronen ist für Europäer eine wahre Qual. Sie haben erst gegen die blutrünstigen Sitten, die wilden Hunde, gegen die Sommerglut, die Winterkälte, die Seuchen und das Mißtrauen den Kampf aufzunehmen, ehe die rohen huronischen Horden sich für die imperialistischen Zwecke der fremden Seligmacher gebrauchen lassen.

Tapfer tragen die Huronen dann ihre Haut für Frankreich zu Markte, und zur Belohnung richten die Patres ihnen glänzende Hochzeiten mit reichen Geschenken aus. Sie sollen nun aber auch die Einehe ernst nehmen und den katholischen Ritus erfüllen. Doch populärer als die Bibel wird der Schnaps und das Kartenspiel, überhaupt sinkt ihre Volkskraft unter den neuen europäischen Sitten und Unsitten schnell herab. Die englischen Kolonisten haben sich zur Abwehr der Huronen die noch völlig ungebändigten Irokesen geworben, die nun das Huronenvolk barbarisch siegreich bekriegen und allmählich nahezu vernichten. Vier jesuitische Führer oder richtiger Verführer der Huronen werden von den Irokesen skalpiert und am Marterpfahl verbrannt. Aber andern Patres gelingt es in irokesischer Gefangenschaft, die Wächter durch allerhand Taschenspielereien zu verblüffen, sie dürfen ihre Kunststücke vor versammelter Kriegsmannschaft wiederholen, werden dafür von den Roten „adoptiert" und richten sich nun als Brüder der Irokesen in deren Wigwams ein.

So werden nun die Irokesen zu Vorkämpfern für die heilige Sache Frankreichs. Die Patres wollen die bisherigen Fehler der Zerrüttung durch die Zivilisation vermeiden und

ihren neuen roten Freunden vor allem das Feuerwasser entziehen. Aber das ist durchaus nicht nach dem Geschmack der weißen kanadischen Händler, die für eine Flasche schlechten Rum einen ganzen Haufen Biberfelle eintauschen. Wenn die Jesuiten ihren Zöglingen einreden wollen, die Branntweintrinker kämen alle in die ewige Höllenqual, so schütteln die Indianer den störrischen Kopf, denn dann müßten ja auch alle die großen weißen Herren in der Hölle braten, die sich doch in keiner Weise vor dem Zaubertrank scheuen. Schließlich verordnet der französische Gouverneur, die Indianer dürften zwar Feuerwasser kaufen und genießen, aber sich nicht betrinken; wer berauscht angetroffen würde, müsse Fronarbeit leisten. Es gibt wüsten Aufruhr bei den Roten und wirre Verlegenheit bei den Weißen, die Patres schlichten oder intrigieren, den Schaden haben auf die Dauer immer die Präriesöhne, die durch das „Gnadengeschenk der göttlichen Lehre" nicht glücklich werden, und die darunter überhaupt nur die erschlaffenden Genüsse und die praktischen Errungenschaften verstehen, die ihnen die Weißen beibringen.

*

Die bedrängten und oft schon verzweifelten Rothäute suchen als französische „Kolonialtruppen" für ihre verlorenen Weideplätze auf englischem Siedlungsboden Ersatz zu finden. Das haben ihnen ihre jesuitischen Freunde geraten, die es allmählich immer besser verstehen, indianische Mietlinge zum Kampf gegen die angelsächsischen Ketzer aufzubieten. Eine Zeitlang sieht es so aus, als würde Amerika den Franzosen zufallen; von oben und unten treibt die französische Kolonialmacht ihre Keile tief in das gewaltige Landmassiv hinein, und die Organisation der einheimischen Hilfsvölker übernehmen die Patres, die sich am Mississippi, dessen Oberlauf sie entdecken, wie am Hudson und Ontariosee mit Land und Leuten gründlich auskennen. Da setzen die

englischen Gouverneure Kopfprämien auf die Jesuiten; für jeden Pater, der ihnen tot oder lebend abgeliefert wird, wollen sie den Indianern hundert Dollar zahlen. Aber die Ordensleute haben wohlweislich mit den befreundeten indianischen Häuptlingen Blutsbrüderschaft getrunken, und auf diesen heidnischen Treuschwur ist mehr Verlaß als auf die christliche Verbundenheit.

Wenn die Franzosen trotz der wertvollen Unterstützung durch die Papsttruppe und die getauften Rothäute sich zuletzt doch nicht in Amerika behaupten, so liegt das an dem lockeren Expeditionscharakter ihrer Unternehmungen. Sie entfernen sich allzu weit von ihrer Basis, schweifen durch ungeheure Räume, ohne durch Siedlung Wurzel zu fassen; mißglückt ein strategisches Manöver, so ist gleich allzuviel in Frage gestellt. Man spürt in dieser kolonialen Fehlleitung den allgemeinen Grundfehler jesuitischer Tätigkeit, die sich überall auf die abenteuerlichsten Manöver einläßt, ohne in irgendeiner gesicherten Begrenzung zu Hause zu sein. Die englischen Farmer und Kaufleute aber, die ohne religiöse und diplomatische Phantastereien von ihrem home and castle aus den Boden besetzen, sollen mit der Zeit die alleinigen Inhaber dieses ganzen Nordkontinents werden. Die französische Jesuitenmission bleibt in ihrer konfessionellen Befangenheit stecken. Der Nachschub aus Frankreich hört auf, weil dort nur die Hugenotten auswanderungslustig sind, und sie haben natürlich keine Lust, die jesuitischen Quälgeister in Paris mit denen in Kanada zu vertauschen.

*

Die kolonialen Wirren in Südamerika haben dagegen keinen christlichen Konfessionsstreit als Hintergrund, sie sind vorwiegend sozial bedingt, es handelt sich ja zumeist um die Beschaffung von Fronknechten für die Ausbeutung des Bodens im Großbetrieb. Spanien und Portugal, die beiden

hier im Wettbewerb stehenden europäischen Mächte, sind beide streng katholisch, auch sonst in vielem artverwandt, auch ihre politischen Rivalitäten in der Neuen Welt bestehen nur in gelegentlichen Reibereien und Plänkeleien. Das Interesse der Jesuiten wendet sich daher in Südamerika immer mehr der „Lösung der sozialen Frage" zu. Oder um ein neues Schlagwort aus jener soziologischen Ideenwelt zu gebrauchen, sie möchten einen „Zukunftsstaat" errichten, wollen ein Gemeinschaftsgebilde schaffen, das die bisherigen irdischen Unzulänglichkeiten, das Klassenwesen, die Habgier, die Existenznot, die Genußleidenschaften, beseitigt und in abgeschlossenem Bezirk eine ideale Lebensordnung verwirklicht.

Bisher hatten nur die Philosophen solche glückliche Eilande erdichtet; im Zeitalter der Renaissance sind verschiedene phantasievolle Schriften berühmt geworden, die solche edlen Träumereien zur romanhaften Darstellung brachten. Warum gerade damals solche sehnsuchtsvollen Vorstellungen die Geister bewegten, ist für den Kulturbeobachter leicht zu ersehen: das mittelalterliche Abendland trug gegenüber der neuzeitlichen Unrast idyllische Züge. Damals lebte die christliche Menschheit in seelischer Einheit, und die Erwerbsgier war durch feste ständische Bindungen eingedämmt. Dann aber zerriß ein tolles Glücksrittertum das alte, fromme Gefüge; Reichtum und Elend, Despotismus und Knechtschaft klafften schroff auseinander. Kein Wunder also, daß romantisch fromme Gemüter dem Traum von einer besseren Welt prophetisch nachhingen und das verlorene Paradies erneuern wollten. Diese schwärmenden Flüchtlinge aus einer ketzerisch gewordenen Gegenwart fühlten naturgemäß durch und durch katholisch, denn ihre Klage galt ja dem Zusammenbruch der kirchlich bevormundeten Eintracht der Anschauungen.

Der Dominikanermönch Campanella hatte einen „Sonnenstaat", eine Republik unter priesterlicher Führung, er-

funden. Hier sollte aller Besitz der Gemeinschaft gehören, die Verteilung der Arbeit und der erzeugten Verbrauchsgüter gottesdienstlich geregelt sein. Die „Solarier" betrachten ihr ganzes Dasein als Dankopfer, das Gesetzbuch besteht aus einer Sammlung geistlicher Lieder, die bei der Arbeit und bei den Festen gesungen werden. Ein anderer poetischer Denker, der papsttreue englische Kanzler Thomas More, ist der Vater der „Utopie", die von seiner Märcheninsel „Utopia" den Namen hat. Dort gibt es ein Netz von Städten, die sich in gleicher Größe und bestimmten Abständen über das Land hinziehen. Jede Stadt ist von einem Ackergebiet umgeben, das die Gemeinschaft stückweise an die Bürger verpachtet. Vom Felde beziehen sie ihre Nahrung und entrichten die Pacht durch gewerbliche Erzeugnisse, denn jeder muß noch ein städtisches Handwerk ausüben. Voraussetzung für diese Gemeinwesen ist ihre völlige Abgeschiedenheit von aller übrigen Welt; nur in der Anbetung Gottes sind sie mit dem ganzen diesseitigen und jenseitigen Kosmos verbunden.

*

Die Jesuiten wollen in Südamerika etwas Ähnliches verwirklichen; auch ihr geplantes Experiment zielt auf einen religiösen Kommunismus. Die geographischen und kolonialpolitischen Vorbedingungen scheinen gegeben zu sein. Man braucht nur eine jener großen Niederungsbreiten zwischen den beiden Ozeanen zu wählen, die durch Urwaldsümpfe, Bergmauern und Wasserfälle schwer zugänglich sind. Ihre Absicht entspringt freilich keiner reinen philosophischen Theorie, sondern mehr den praktischen Machtzielen, die sie mit ihrer Eingeborenenpolitik verfolgen. Sie hatten die Indios in Reduktionen gesammelt, um sie zu selbsttätigen Verwaltern ihres Heimaterbes so heranzubilden, daß sie sich gegenüber den Europäern behaupten könnten. Die Reduk-

tion soll die Zelle einer ganz neuartigen Staatsordnung werden. In den ersten losen Formen hat sich die Sache aber nicht bewährt. Die Sklavenjäger brechen immer wieder in die Schutzgebiete ein, fangen die Indios weg, verwischen ihre Herkunft und führen sie den Großgrundbesitzern zu, denen gesetzlich gestattet ist, eine gewisse Anzahl Eingeborener „zur praktischen Anleitung im christlichen Leben" als Leibeigene zu halten. Auch die Freiheit nützt ihnen dann später nichts mehr; sobald sie erst unter der Fuchtel der rohen europäischen Spekulanten gewesen sind, bleiben sie verdorbenes Lumpenpack.

Daher wollen die Patres jetzt die Reduktionen auf einem abgegrenzten Großterritorium zu einem politischen Eigengebilde ausgestalten. Das Zukunftsparadies, von dem Campanella und More fabuliert hatten, soll nicht mehr „Utopia" bleiben, sondern Tatsache sein. Die Missionare betreiben daher ihre „Seelenjagd", die berühmte „conquista de almas", nach großzügigem Verwaltungsplan. Die bedrohten Reduktionen werden aufgelöst, ihre Bewohner wandern unter Führung der Patres Tausende von Meilen den neuen, geschützteren Siedlungsgebieten entgegen. Nur noch Reste langen an, denn die Tücken der Natur und die Überfälle der weißen Raubbanden reiben die abenteuerlichen Wallfahrerzüge mit ihren Heiligenbildern an der Spitze und ihren kultischen Umständlichkeiten allmählich auf. Als die Führer sich am Ziele wähnen, haben sie die meisten ihrer Gefolgsleute verloren und müssen also erst neue „Seelen" für das Rettungswerk herbeischaffen. König Philipp IV. von Spanien bewilligt die Gesuche der Jesuiten um eigene Kolonialprivilegien, denn sie versprechen dem geldbedürftigen Herrscher, für jedes Mitglied des künftigen Gemeinwesens eine Kopfsteuer zu zahlen, während die Indios bisher keinen Tribut entrichteten. Der Orden erhält also die Befugnis, einen fast unabhängigen Staat zu gründen, der

nur durch die Abgabenpflicht im Vasallenverhältnis zur spanischen Krone steht. Man hat die Gebiete gewählt, die hinter den Katarakten des Parana und des Uruguayflusses beginnen, weite jungfräuliche Steppen und Urwaldlandschaften, die spanische Großschiffe nicht zu erreichen vermögen. Auch ist den Europäern das Betreten des neuen Staatsgeländes ohne jesuitische Erlaubnis streng verboten. Es sind das die Flußebenen und Bergtäler, die sich heute vom brasilianischen Südzipfel über einen argentinischen Streifen nach Paraguay und Bolivien hinüberziehen, ein Gebiet, so groß wie das halbe Europa.

*

Mit kleinen Booten durchfahren die Patres jene unendlichen Gaue, die sie sogleich mit ihren Meßinstrumenten topographisch bestimmen. Dabei singen und flöten sie milde, geistliche Weisen, um die Indios aus dem Dickicht hervorzulocken. Überall, wo sie über die verzweigten Wasserläufe gleiten, nahen sich ihnen die Naturkinder vertrauensselig, von der Macht der Töne bezwungen. Im Banne dieser schönen, fremden Melodien tun sie alles, was die Weißen von ihnen wünschen. Der klerikale französische Dichter Chateaubriand hat anderthalb Jahrhunderte später das Loblied des jesuitischen „Musikstaates" gesungen. „Die Indianer fielen", so sagt er, „in die süße Falle, viele stürzten sich ins Wasser und folgten schwimmend dem Zauberboot. Pfeil und Bogen entglitten den Händen der Wilden, und in ihre Seelen zog die Süße der Menschlichkeit ein." So beglücken sie hauptsächlich die Stämme der Guaranis und Chiquitos, zu denen sich bald noch andere gesellen, und alle sind noch von der europäischen Zivilisation unberührt, also „echte Wilde" mit sehr geringer Eigenkultur, so daß die Patres sie ganz nach ihren Erziehungsideen bilden kön-

nen. Sie sollen weder Spanisch noch Portugiesisch lernen, die Patres sprechen und singen mit ihnen indianisch und lateinisch. Sie tragen einen Schurz aus Wildfellen und schmücken die Ohren mit Federn, den Hals mit bunten Stein- und Knochenschnüren.

Die schweifenden Sippen werden in Dörfern seßhaft gemacht, die erste größere Ortschaft heißt nach dem Ordensgründer St. Ignacio; mit den Siedlungen Loretto und St. Anna werden sie zum Zentrum des jungen Staates, an den Ufern des breit dahinströmenden Parana gelegen. Es sind im Durchschnitt nicht mehr als zweihundert Patres, die eine tausendmal stärkere Bevölkerung von Grund auf umformen, und dazu noch in wüsten Regionen ohne alle Landwege, wo Entfernungen wie von Wien nach Madrid keine Seltenheit sind. Das einende Band, das sich immer wieder am besten bewährt, ist die Musik. Die Indios hören nicht nur mit wahrer Inbrunst die klanglichen Darbietungen der Missionare, sondern sie erweisen sich auch selbst als hochmusikalisch und lernbegierig.

Daher lassen die Ordensbrüder aus ihren europäischen Niederlassungen Musikinstrumente aller Art in großen Mengen kommen. Sie schaffen Gesangschöre, aus denen vielstimmig und rein die Jesuslieder, die Hymnen auf die Gottesmutter durch den stillen Urwald rauschen. Sie richten große Orchester ein, in denen Trompeten, Hörner, Harfen, Flöten, Klarinetten, Violinen, Bässe und Pauken ertönen. Die Musiklehrer und Kapellmeister sind zumeist deutsche Patres, die an den katholischen Fürstenhöfen ihre Ausbildung empfingen, sie üben nicht nur geistliche Choräle und Motetten, sondern auch schneidige Märsche und zierliche Tänze. Jedes Dorf erhält eine Kapelle aus Posaunenbläsern, Fagottisten, Violinspielern und Trommlern, die Solosänger schmettern ihre Arien, und nach getaner Arbeit wird zum Volkstanz aufgespielt. Am frühen Morgen rufen Trom-

petenklänge die Indios zur Messe, singend lernen sie Glaubenssätze und Heilandsgeschichte. „Nirgends erfüllt sich das Reich Gottes auf Erden so lieblich wie hier", berichten die Missionare stolz nach Rom.

Um ihre Erfolge vor aller Welt kundzutun, laden die Patres bisweilen Freunde aus Europa zu Gast, und die Reiseberichte erregen dann in der Alten Welt gewaltiges Aufsehen. So schildert beispielsweise der Tiroler Pater Sepp, wie sie die wehrhaften Übungen mit dem Kultus verbinden: „Am Ufer stand der Pater Superior mit zwei Schwadronen Kavallerie und zwei Kompagnien Fußvolk, alles Indianer, aber überaus reizend gekleidet. Ihre Waffen waren Säbel, Pfeile und Bogen, Schlingen und Keulen, sie führten einen Scheinkampf auf, sprangen auch in den Fluß und kämpften bald über, bald unter dem Wasser. Unterdessen schwangen die vier Fähnriche ihre Fahnen, vier Trompeter bliesen Alarm, die Hörner, Fagotte und Schalmeien spielten fröhliche Stücke. Wir traten aus den grünen Laubhütten, umarmten uns und zogen unter Glockengeläut, von etlichen tausend Indianern begleitet, zur Kirche. Der Weg ging durch Triumphbögen aus Blumen und Baumzweigen, an die man lebende Vögel gebunden hatte, und in steinernen Wasserbehältern schwammen schillernde Fische. Das alles sollte so aussehen, als ob die ganze Natur an der Huldigung für das Sakrament teilnähme." In den Quartieren der Eingeborenen wird dem Besucher aus Europa freilich des „unleidlichen Dampfes" wegen recht unwohl, weil es hier „von Kindern und Kindeskindern, von Hunden, Katzen, Mäusen und Ratten wimmelt, von Grillen und Schwaben in ganzen Schwärmen". Er hält sich lieber in dem „großen, schönen Kraut-, Blumen-, Baum- und Weingarten" der Brüder und am Friedhof auf, den Palmen und Zitronenbüsche umgeben.

*

Die Wirtschaftsverfassung des Staatswesens schaltet das Privateigentum nicht völlig aus, weist ihm aber nur eine untergeordnete Rolle zu. Es gibt den „Acker des Mannes", zu dem das Familienhaus gehört. Hier kann jeder frei schalten und anpflanzen, was ihm beliebt. Aber auch dieser Sonderbesitz vererbt sich nicht, jeder erhält einen solchen Wohnacker zugeteilt, wenn er mündig wird. Daneben hat jedes Dorf seinen Gemeindebesitz, den „Gottesacker", über dessen Bestellung die Missionare entscheiden. Hier gibt es Pflanzungen, die mit Mais, Tabak, Weizen, Bohnen und Erbsen bestellt sind, an günstigen Stellen baut man Zuckerrohr, Baumwolle und Tee. Der Ertrag kommt in das Vorratshaus, aus dem jeder den nötigen Zusatzbedarf erhält. Die Witwen und ihre unverheirateten Töchter wohnen in Witwenhäusern, wo sie die Baumwolle spinnen und weben. Alle Gemeindeglieder erhalten zweimal jährlich neue Kleider. Drei Tage in der Woche hat jeder leistungsfähige Erwachsene für den Gottesackter zu arbeiten, wer zu Hause faul ist und mehr aus den gemeinsamen Vorräten braucht, wird dann länger draußen für die Gesamtheit beschäftigt.

Der Begriff Geld bleibt den Indianern völlig fremd, sie bekommen nie eine Münze zu sehen, außer bei der Trauung, wo das Paar die silbernen Schaustücke mit den Bildern des Königs und der Königin von Spanien austauscht. Untereinander dürfen sie Tauschhandel treiben, doch nur für ihren Besitz und Verbrauch, nicht zu kaufmännischen Zwecken. Ein Stahlmesser kostet ein Pferd, ein Topf Honig einen Ledergürtel, ein Angelgerät ein Kalb. Der gemeinwirtschaftliche Warenüberschuß wird an bestimmten Stapelplätzen aufgespeichert, die unter der direkten Verwaltung der Patres stehen. Sie stellen auch die Geleitscheine für europäische Händler aus, die sich längstens drei Tage an ihrem Zielort in der Jesuitenrepublik aufhalten dürfen, und zwar nur in abgesonderten Fremdenhäusern und ohne mit den Einge-

borenen irgendwie zu verkehren. Sie werden auf Schritt und Tritt von Posten bewacht, bis sie mit den gekauften Gütern die Grenze wieder überschritten haben. Sie bezahlen die wegen ihrer Qualität sehr begehrten Landeserzeugnisse teils mit technischen Artikeln, die aus Europa stammen, teils auch mit barem Gelde, das sie in den Küstenstädten abliefern. Von diesen Summen werden auch die Kopfsteuern an den König von Spanien erlegt, ohne daß die Besteuerten irgend etwas davon merken.

*

Die Indios wissen auch nicht, daß sie in den alten Kulturerrungenschaften Europas geschult werden, sie sehen in den Patres die alleinigen Kenner aller dieser Künste und verehren sie als gottgesandte, allmächtige Wesen. Die Missionare haben natürlich bald erfaßt, wo die besonderen Talente ihrer Schüler liegen. Es gibt bei ihnen überhaupt keine unmusikalischen Menschen, und darüber hinaus zeigen fast alle eine ungewöhnliche Universalbegabung für alle nachahmende Kulturübung. Ihre zeichnerische Geschicklichkeit befähigt sie, die alten lateinischen Religionsbücher mitsamt den Initialen und Holzschnittbildern vollendet zu kopieren, sie bringen es auch zu ganz eigentümlichen Leistungen mit Stift und Pinsel. Als Goldschmiede und Töpfer entwickeln sie feinen plastischen Formensinn und dekorativen Geschmack. Ihre Gobelinwebereien, ihre Spitzen, Uhren und Spielinstrumente stehen bald nicht mehr hinter den Stücken zurück, die ihre Lehrmeister als Mustervorlagen aus Europa kommen ließen. Hingegen versagen sie völlig in ökonomischen Dingen, sie bleiben schlechte Rechner, die keine Zahlen im Kopf behalten und bei Abzählen auf die Finger angewiesen sind. Sie können auch nicht mit ihren Vorräten haushalten und ergeben sich, solange sie Überfluß haben, der Völlerei. Sie schlürfen den Tee aus großen Bottichen und legen sich dann aufgedunsen in die Sonne. Wenn sie

mit Pflugochsen hinausgeschickt werden, um den Acker zu bestellen, kommt es häufig vor, daß sie ohne die Zugtiere heimkommen, denn sie haben sie unterwegs geschlachtet und aufgefressen.

Diese guten und schlechten Anlagen werden durch das künstliche, von den Jesuiten erfundene Lebenssystem besonders bestärkt, und alle diese Erscheinungen erklären sich ziemlich einfach aus den Grundsätzen dieser Staatsutopie. Wirtschaftlichkeit und Mäßigkeit erlernt man nur im scharfen Daseinskampf, der ihnen hier völlig erspart bleibt. In solchen Naturkindern schlummern gewöhnlich reiche kunsthandwerkliche Fähigkeiten, die sich überraschend entfalten, wenn sie in ungestörter Pflege geweckt werden. Der Nachahmungstrieb naiver Seelen fördert Schöpfungen zutage, die für eine gewisse Zeit sogar den Eindruck einer eigenen Gestaltung machen. Aber mit allen solchen hübsch ersonnenen Experimenten wird keine Volkspersönlichkeit herangebildet, die sich in den Bewegungen und Spannungen der wirklichen Welt behaupten kann. Diesem Indianerstaat fehlt mit einem Wort die Politik, der Wille zur tätigen Verantwortung. Die jesuitischen Vormünder sind Götter ex machina, vom Himmel gefallene Zauberer. Die Priesterherrschaft hat nicht die Nation im Auge, sondern ein theologisch erklügeltes Reich Gottes auf Erden. Sie nehmen ihr Erleben nur als ein seltsames Mirakel hin. Die Indios werden zwar zur Selbstverwaltung angehalten, sie bekleiden in den Reduktionen die Würden von Korregidoren und Alkalden, von Amtmännern und Bürgermeistern, sie dürfen auch zu Gericht sitzen, aber das ist nur Spielerei und Zeitvertreib. Sie sollen alle Zwischenfälle in christlicher Milde schlichten, Beichte und Buße ersetzen den Realismus des irdischen Strafgesetzes. Es gibt keine Todesstrafe und keine Ausstoßung, daher auch kein durchgreifendes Mittel der Abschreckung.

*

Wer Menschenblut vergießt, soll die Qualen der ewigen Verdammnis erleiden. Doch wie reimt sich das wieder mit der Landesverteidigung zusammen? Der Staat wird seine Grenzen nicht schützen können, wenn er den Feind nicht mit der Waffe abwehrt, er liegt ja nicht in einem Märchenland, sondern inmitten raublustiger Nachbarn. Es wäre ein Wunder, wenn die „auswärtige Politik" des Jesuitenstaates, die ja eigentlich nur in der listigen und ängstlichen Isolierung besteht, auf längere Dauer von Erfolg sein könnte. Sollen die weißen Siedler der Randkolonien es sich gefallen lassen, daß sich quer über den Kontinent ein riesiges Territorium als Sperrblock hinlagert? Das Jesuitenreich hindert den Durchgangsverkehr, unterbietet, weil nicht auf Profit angewiesen, die Warenpreise, macht die sonst überall in Südamerika geknechtete „Arbeiterklasse" zu Nutznießern und weckt in den Sklaven der kolonialen Erwerbsbetriebe das begehrliche Streben, auch ein solches Paradies zu gewinnen.

Allmählich hat sich die Indiorepublik weit über die ursprünglichen Pläne der Jesuiten hinausgedehnt, immer mehr Indianerstämme schließen sich an, und das Hauptwerbemittel ist dabei nach wie vor die Musik. Mag diese Expansion auch noch so friedlich vor sich gehen, die herumwohnenden weißen Kolonialherren sehen darin einen für sie unerträglichen priesterlichen Imperialismus. Die Patres scheinen die Herrschaft über den Kontinent zu erstreben, was man ihnen auch als letztes Geheimziel mit gewissem Recht unterstellen kann. Die Kolonialregierungen der Küstenstriche können freilich den Jesuitenstaat nicht offen bekriegen, denn er steht unter der förmlichen Oberhoheit des spanischen Königs. Sie begünstigen daher die Banden der Sklavenjäger, die in den Grenzbezirken des indianischen Gemeinwesens das willkommene Beutefeld sehen. Es sind mestizische Mischlinge, von den Spaniern „Mameluken"

genannt, durch die jetzt die Weißen den sozialen und rassischen Vernichtungsfeldzug gegen den verhaßten „Musikstaat" eröffnen lassen. Die jesuitischen Führer treffen zunächst keine Abwehrmaßnahmen, sie lassen es zu, daß Tausende und aber Tausende ihrer Staatsbürger bei derartigen Einfällen in die Sklaverei verschleppt werden. Schließlich räumen sie die am meisten gefährdeten Gebiete und bringen die Bewohner im Innern in Sicherheit. Doch die Mameluken werden frecher und wagen sich immer tiefer ins Land hinein.

Endlich müssen die Patres ihre Theorie der Gewaltlosigkeit aufgeben und eine kampfkräftige Militärmacht organisieren. Bislang war das Soldatenspielen ein unschuldiges Sportvergnügen gewesen, ein malerischer, lustiger Schein, denn zu der Idee dieser geistlichen Staatsgemeinschaft gehörte auch die absolute Friedfertigkeit nach außen. Wenn die Patres jetzt den Pazifismus von ihrem Programm streichen müssen, so geben sie damit ihrem Staate die volle Realität, die erst durch den Verteidigungswillen geschaffen wird. Mit der Einsicht, daß kein Staat für sich allein besteht, daß er nur durch die kämpferische Auseinandersetzung mit den andern bestehen kann, ist auch der Gedanke des Gottesreiches auf Erden als Utopie entlarvt.

Sobald die Missionare erst mit dem Prinzip der reinen Friedfertigkeit gebrochen haben, betreiben sie die Aufrüstung mit gewohnter Tatkraft. Der König von Spanien gestattet ihnen, ein stehendes Heer zu halten, nachdem sich der Orden verpflichtet hat, der spanischen Krone auch gegen fremde Kolonialmächte Kriegshilfe zu leisten. Nun kommen große Schiffsladungen mit Gewehren an, die Patres errichten Pulvermühlen und Geschützgießereien, sie üben die Truppen im Gebrauch der modernsten Feuerwaffen, die Missionare verwandeln sich in Offiziere und Festungsingenieure. Die Mameluken werden besiegt und niedergemacht, denn die roten Christen lernen schnell um, nachdem ihnen die Patres

im Gegensatz zu der früheren Unterweisung beigebracht haben, daß Blutvergießen jetzt ein heiliges Gottesgebot sei. Damit geht freilich auch die einfältige Scheu, das beschauliche Kulturleben verloren, sie sind jetzt halbzivilisierte Wilde, die sich unter fremdem Kommando herumschlagen. Mit den ersten Erfolgen wächst die kriegerische Unternehmungslust. Und wie die Jesuiten immer, wenn sie eine neue Sache in die Hand genommen haben, durch ihre fanatische Einbildungskraft ins Extrem gerissen werden, so stürzen sie sich jetzt in militärische Abenteuer.

*

Die Portugiesen sind mit den Spaniern in einen Grenzkampf geraten; schon greifen die Patres mit einem Kavalleriekorps und einem Schützenbataillon in die Kriegshandlung ein. Bei einem kühnen Sturmangriff auf die portugiesischen Befestigungen läßt der jesuitische Führer mit sechshundert seiner Indios das Leben. Man rühmt zwar das Draufgängertum der „Pfaffentruppe", aber die beiden weißen Kolonialnationen haben nicht die Absicht, ihre Händel in einem langwierigen Feldzug auszutragen. Lissabon und Madrid verständigen sich bald; in dem Friedensvertrag tritt Spanien den östlichen Landstreifen der Jesuitenrepublik an das portugiesische Brasilien ab. Man könnte die Einigung auf Kosten des Verbündeten von Spanien undankbar finden, aber es handelt sich um ein unruhiges Gebiet, das schon lange der Zankapfel war. Die Patres hätten, da sie noch immer ein riesiges Territorium behalten sollten, um des Friedens willen nachgeben müssen.

Doch ihre Kriegsleidenschaft treibt sie zur Rebellion gegen den königlichen Oberherrn, sie tun, als hätten sie eine nationale Volksehre gegen einen fremden Tyrannen zu verteidigen. Ihre Heldenrolle entbehrt dabei durchaus der inneren Wahrhaftigkeit. Da ihre Staatskonstruktion einer fried-

lichen Gottesgemeinschaft zwangsläufig in die Brüche gegangen ist, haben sie auch keine heiligen Errungenschaften durch Auflehnung gegen das politische Diktat der übergeordneten Staatsraison zu schützen. Die Pfaffenarmee aber nimmt gegen Portugal und auch gegen Spanien in eigener Sache den Krieg auf. Es gibt Zusammenstöße, Aufstände, Verhandlungen und neue, ernstere Gefechte. Die Patres fordern schließlich alle südamerikanischen Indios zum Freiheitskampf gegen die Weißen auf. Sie haben sich damit selbst von Europa losgesagt, sie sind nur noch Freibeuter für ihre Fiktion.

Das Rebellenheer wird von den auch soldatisch tüchtigen Patres hervorragend geführt, die Spanier und Portugiesen erleiden, auch nachdem sie ihre Kräfte vereint haben, eine Niederlage nach der andern. Der jesuitischen Strategie gelingt es sogar, ein großes spanisches Reiterkorps gefangenzunehmen. Sie erfinden auch ein ganz neuartiges Kampfmittel, indem sie den ersten „Generalstreik" der Weltgeschichte organisieren. Kein Indianer darf den Weißen eine Handreichung leisten, in den Kampfgebieten vernichten die Roten auf Geheiß der Patres die Brotbäume und schütten die Brunnen zu. Auch den Beichtstuhl mobilisieren sie gegen die Katholiken im andern Lager, sie verbreiten als Kriegslist einen gefälschten Bischofserlaß, der angeblich allen Priestern verbietet, den Kämpfern gegen die Jesuitenrepublik Absolution zu erteilen.

Allmählich erlahmt freilich die militärische Schlagkraft der indianischen Mannschaften. Das sorgfältige Erziehungswerk der Patres hält dem Kriegschaos nicht mehr stand. Die Indios, die früher von der bösen Welt dort draußen nichts ahnten, erliegen der moralischen Zersetzung. Auch in den Kernreduktionen von Paraguay löst sich die fromme Ordnung. In den jetzt schlecht beaufsichtigten Heimstätten vertilgen die Zurückgebliebenen freßwütig den ganzen Pro-

viant. Die Truppe erhält keinen Nachschub, sie hängt in der Luft, übergelaufenes Gesindel verführt die Getreuen, und schließlich bleibt von der Armee so wenig übrig wie von dem Gefüge des ganzen Musikstaates. In wenigen Jahren, man schreibt jetzt 1760, ist das einzigartige Staatsgebilde zerstört, das in anderthalb Jahrhunderten aufgebaut war und mehrere Menschenalter hindurch in voller Blüte stand.

Als letzter Akt folgt der großen conquista spiritual die Jagd der Kolonialbehörden auf die geflüchteten jesuitischen Aufrührer. Viele werden an der Küste aufgegriffen und gefesselt in den Laderäumen der Schiffe nach Europa geschafft, um dort in den Staatskerkern zu verschwinden. Unter den südamerikanischen Weißen geht der Glaube um, die Jesuiten hätten in Paraguay ungeheure Schätze an Gold und Smaragden aufgehäuft. Die Gerüchte wissen auch von geheimen Silberbergwerken der Patres. Man durchsucht in den Hauptsiedlungen des vernichteten Staates jeden Winkel und findet nichts; aber in der Wut über diesen Mißerfolg werden die meisten baulichen und kunstgewerblichen Schöpfungen des musischen Reiches zertrümmert. Die Goldschätze seien, so heißt es noch nach Generationen im Volksmund, von den letzten Getreuen zwischen den Felsblöcken des großen Stromes versteckt worden, um bei der Auferstehung des heiligen Reiches wieder hervorgeholt zu werden. Der Traum vom schönen Utopia im Urwald beschäftigt noch lange die Phantasie der armen, wieder in der Wildnis oder der Sklaverei lebenden Indios.

„Der Zweck heiligt das Mittel“

Der groteske Streit zwischen den Schwärmern von Port Royal in Paris und den französischen Jesuiten ist durchaus keine bloße Modeerscheinung gewesen. Der theologische Zwist, der hinter diesem bunten und wirren Zeitgewebe zum Vorschein kam, entstammt sogar der Urzelle aller Religionsphilosophie. Die bis zum Kopfschütteln eigenartigen Morallehren der Jesuiten sind nur zu erfassen, wenn man sich die Grundlagen und die kulturgeschichtliche Entwicklung der allgemeinsten menschlichen Glaubensgedanken vergegenwärtigt. Alles religiöse und weltliche Moraldenken knüpft an uralte Vorstellungen und Fragen an, mag es noch so absonderlich auftreten.

Wenn sich der betrachtende Mensch in sein Wesen versenkt, stößt er zuallererst auf die Frage, ob er aus freiem Entschluß zu wollen vermag, oder ob ihn dunkle Kräfte zu seinen Lebensäußerungen zwingen. Ist unser Wille frei, oder sind wir mächtigeren Welten unterworfen? Das älteste Bekenntnis zur Unfreiheit ist die primitive Religionsvorvorstellung. Die Gottheit bestimmt unser Los, sie muß durch Opfer zufriedengestellt werden, damit sie das Geschehen gnädig lenkt.

Der natürliche Anschein spricht aber dafür, daß der Mensch bei vielen, womöglich bei allen seinen Handlungen die freie Wahl habe, daß er sich für das Ja oder Nein, für das Tun

oder Lassen entscheiden könne. Man macht uns ja hinterher für unsere Taten und sogar für unsere Absichten verantwortlich. Aus der Freiheit des Wählens scheint die sittliche Pflicht zu erwachsen. Mit welchem Rechte dürfte man uns moralisch schuldig sprechen, wenn die böse Tat nicht der Ausfluß unseres freien Willens wäre? Wie sollten wir die Forderungen einer Moral erfüllen, wenn unser Wille ohnmächtig bliebe? Aber wir fühlen uns auch in eine „Urschuld" verstrickt, von Trieben bedrängt, von unerbittlichen Gewalten auf Bahnen, die wir nicht gewählt haben, hin und her gestoßen.

Ein Abgrund von Widersprüchen und Zweifeln tut sich auf. Wer überbrückt ihn? Philosophen und religiöse Denker sind seit unendlichen Zeiten darum bemüht, aber auch Dichter wie Sophokles, Dante und Goethe haben in prophetischer Schau mit dem Menschenschicksal gerungen. Es handelt sich hier um keine „theoretische" Frage, sondern um ein tiefes, unmittelbares Lebensbedürfnis. Die Antworten lauten von Grund aus verschieden; nur der große Dichter vermag die gegensätzlichen Gedanken durch lebendige Gestaltung zu binden. Die Philosophen geben nur ihre unverbindlichen Ansichten wieder und suchen nach einleuchtender Begründung. Die Theologen berufen sich zwar auf die göttliche Offenbarung, aber wenn sie das Glaubensdogma auf die irdischen Bezirke übertragen, können sie auch nur in den Begriffen ihres menschlichen Geistes philosophieren.

*

Augustin, die bedeutendste Autorität unter den christlichen Kirchenvätern, sprach dem Menschen die Freiheit zum Guten ab; nur Adam hätte sich noch frei entscheiden können und die Sünde, das Böse gewählt. Durch den Sündenfall seien die Menschen mit dem Hang zum Schlechten erblich belastet, und nur die göttliche Gnade errette sie vom zeitlichen und

ewigen Verderben. Gleichwohl verlangt Augustin ein energisches sittliches Handeln, ohne sich um die Widersprüche zwischen seiner Theologie und seiner Morallehre zu kümmern. Er sucht wieder den Anschluß an die vorchristliche Philosophie, wenn er die Tugend ein mit der Vernunft übereinstimmendes Verhalten nennt, das zur Glückseligkeit führe. Diese Auffassung hatte im Altertum Aristoteles am deutlichsten ausgesprochen, sie enthält geradezu die klassische Lehre von der Freiheit des Willens und der Freiheit zum moralischen Lebenswandel.

Die Christenheit befaßte sich stets aufs eifrigste mit der augustinischen Lehre von der Erbsünde; darüber brach noch zu seinen Lebzeiten ein großer Kirchenstreit aus. Der britische Mönch Pelagius hatte die Erbsünde geleugnet und behauptet, Gott habe den Menschen die Freiheit zum Wollen und Nichtwollen gelassen, ihm also auch ein beliebiges Handeln freigestellt. Auf dem Konzil zu Ephesus wurde die pelagianische Lehre in Grund und Boden verdammt, und späterhin galt es in der christlichen Welt als eine besonders schwere Verketzerung, wenn jemand des Pelagianismus beschuldigt wurde. Modernen Menschen mag der gewaltige Dogmenkampf um den Ursprung der Sünde schon deshalb abwegig erscheinen, weil wir den Mythos von Adams Fall und Bestrafung als eine unzureichende Antwort auf die Fragen nach Freiheit und Moral empfinden. Philosophisch betrachtet, kann Gottes Plan von vornherein nur einheitlich und ausnahmslos gewesen sein. Entweder ist der Mensch immer unfrei und unzulänglich, theologisch gesprochen „verdammt" gewesen, dann findet er im höchsten waltenden Willen seine Rechtfertigung, theologisch ausgedrückt, seine Gnade in Gott. Oder der Mensch ist im pelagianischen Sinne frei, also in seinem Handeln nach der guten wie nach der bösen Seite unabhängig, dann stellt die Philosophie einfach ihre Tugendgesetze auf und ist fertig.

Aber für die Theologie beginnt dann erst das Dilemma. Wenn der Mensch Gutes tun kann und doch nicht tut, wie versöhnt er dann Gott? Er kann sich den Gnadenanspruch erwerben, indem er die Sünden durch Werke der Buße und Besserung auslöscht. Reichen seine eignen „guten Werke" nach Ansicht der Kirche nicht aus, um die Vergebung der Missetaten zu bewirken, so kann er aus dem aufgespeicherten „Gnadenschatz" der Kirche die Entsühnung als Segensgeschenk empfangen oder sogar als „Ablaß" durch Bezahlung erkaufen. Das ist die Auffassung und vor allem die Praxis der späteren Papstkirche gewesen. Sie beruht, auch wenn das nicht eingestanden wird, auf der Vorstellung von der Wahlfreiheit des Willens, zumindest auf einer stillschweigenden Annäherung an diese. Die Jesuiten haben diesen Gedankengang schärfer als jede andere neuere theologische Richtung herausgearbeitet. Danach können die Sünden also durch menschliche Verdienste abgetragen werden.

*

Die Lehren von der Sünde und ihrer Vergebung bezeichnen zugleich die stärkste und auch die schwächste Stelle im inneren Bau des Christentums. Keine andere Weltreligion erfaßt das menschliche Seelenbedürfnis nach Entsündigung, die Sehnsucht nach Einklang mit dem Willen Gottes von vornherein so tief. Aber die christlichen Kulturträger müssen auf zwiespältige, zweifelhafte Weise philosophieren und organisieren, um die Kanäle von der Sündennot zur Seligkeit zu bauen. Es ist ja allbekannt, daß die Auflösung der abendländischen Christenheit im 16. Jahrhundert zum großen Teil die Folge des marktschreierischen Mißbrauchs mit käuflichem Sündenablaß war. Der Gnadenvorrat war geradezu ein päpstliches Warenlager geworden; wer genügend Geld hatte, brauchte um sein Seelenheil nicht besorgt zu sein, er erkaufte sich gewissermaßen die Freiheit

zu einer willkürlichen, aber vor Gott gerechtfertigten Lebensführung. Dieses unwürdige, von keiner Theologie und Philosophie mehr zu billigende Verfahren führte zur Krisis und zur Spaltung, zur Rückbesinnung im Grundlegenden und zur Umstellung in den kultischen Bräuchen. Es entstanden zwei neue, völlig gegensätzliche Entsühnungslehren. Die katholische Reform der Sündenvergebung ist das Werk der Jesuiten, die protestantische Gnadenlehre schufen Kalvin und Luther.

In beiden christlichen Lagern erkannte man, daß die Kirche sich wieder als geistige Macht, als „Seelenanstalt" entfalten müßte, nachdem sie bis zur Unerträglichkeit in materiellen Interessen verschlammt war. Nicht nur die Ablaßzettel waren eine unheilige Ausbeutung der Gläubigen gewesen, sondern der „große Magen" der Kirche hatte weit über den Unfug der Ablaßschnorrerei hinaus einen Großteil des irdischen Besitzes an sich gerafft. Ein Drittel aller öffentlichen Einkünfte fiel ohne weiteres auch in weltlichen Landen dem Bischof zu. Dazu kamen die unzähligen Liegenschaften, Rechte und Schatzgüter der Kirchenfürsten, Klöster, Orden, Pfarreien. Überall fehlten die Mittel für staatlichen Aufstieg und irdische Wohlfahrt, während ungeheure Klerikermassen sich ohne eigenproduktive Arbeit aufs beste versorgen ließen. Woher stammten aber all diese überreichen Pfründen? Die Kirche hatte sie angesammelt aus den „guten Werken", aus den Stiftungen, die um der Sündenvergebung willen vom Kaiser bis zum ärmsten Bauern dargebracht worden waren. Die materielle Aufhäufung von Reichtümern und der verkäufliche Gnadenschatz des Papstes beruhten beide auf der menschlichen Sehnsucht, das in Gott ruhende Schicksal der Sterblichen gnädig zu stimmen. Und dieses Bedürfnis bestand auch fort, als die Menschen die bisherige Ausplünderung durch die Kirche satt bekamen. Sie suchten nach anderen, schlichteren, innigeren Mitteln zum seligen

Zweck, und die Geistlichen wurden in diese weltanschauliche Wende mit hineingerissen.

*

Die protestantischen Führer lehnten jede Halbheit in der Willensfrage rücksichtslos ab, das schlaue Ausweichen der Papstkirche, die Lossprechung des Sünders gegen Geschenke und Honorare zugunsten des Kirchenvermögens galt ihnen als satanisches Blendwerk. Die Unfreiheit des menschlichen Willens wurde zur dogmatischen Achse für das lutherische Bekenntnis. Der sündige Mensch kann nur durch Gottes Gnade entsühnt werden, und Gott läßt nicht mit sich handeln, er schenkt die Gnade jedem, der an die Erlösung durch das Opfer Christi glaubt. „Gleich einem Klotz, einem Stein, einem Lehmkloß oder einer Salzsäule", sei der Mensch unfähig, aus eigenem Willen Gutes zu wirken, sagt Luther. Der Sünder bleibe, „wenn er sich gleich mit guten Werken zu Tode martert", verdammt, solange er nicht durch den Glauben Gottes barmherzige Gnade erlangt. Die guten Werke sind also ohne jeden erlösenden Wert, sie sind nur eine Sache von äußerlicher, irdischer Schicklichkeit, vor Gott aber bedeuten sie nichts.

Kalvin geht sogar noch einen Schritt weiter und gelangt bis zur letzten Konsequenz der Unfreiheit des Willens. Durch „ewigen Ratschluß Gottes" sei von vornherein festgesetzt, „was aus jedem Menschen werden soll". Diese kalvinische Lehre von der Prädestination, von der Vorausbestimmung, ordnet auch die Fähigkeit zum Glauben der göttlichen Vorsehung unter. Nur der von Gott Berufene kann gläubig sein und damit den Anspruch auf Gnade erlangen. In philosophischer Hinsicht ist diese kalvinische Folgerichtigkeit zwingend; wenn der Mensch nichts Gutes frei wollen und wirken kann, so vermag er logischerweise auch ohne den Wunsch Gottes sich nicht zum Glauben auf-

zuschwingen. Hier herrscht also der Begriff der Determination mit denkerischer Unerbittlichkeit, es ist derselbe, den wir in der vulgären Weltanschauung Fatalismus nennen.

Gegen die fatalistische Vorstellung wird von den Anhängern der Willensfreiheit gemeinhin eingewandt, sie führe zur völligen Lähmung der menschlichen Tatkraft. Aber die Geschichte der kalvinischen Bewegung beweist durchaus das Gegenteil: die Gläubigen dieses Bekenntnisses haben sich stets als „Auserwählte Gottes" betrachtet und im Vertrauen auf die ihnen zugewiesene Gnade das Leben in kühner Kampfsicherheit und strenger Zucht gemeistert. Besonders der englische Volksgeist hat dieses Gefühl des Auserwähltseins, die innere Gewißheit der göttlichen Berufung in sich aufgenommen und zur schöpferischen Leistung gestaltet. Auch außerhalb des Christentums hat der Fatalismus die Kräfte eher beflügelt als gefesselt; die kismetgläubigen Muselmanen zeigten auf ihren Eroberungszügen eine berserkerhafte Kriegstapferkeit, weil Gott es so wollte und er ihr Los ganz in seinen Händen hielt.

Die Propaganda gegen die determinierte und religionsdogmatisch protestantische Weltbetrachtung wurde vornehmlich von den Jesuiten betrieben. Unter ihrem Einfluß lehrten Descartes und Leibniz die Willensfreiheit. Für die Jesuiten handelte es sich freilich nicht um eine abstrakte geistige Entscheidung, sondern um eine Bedarfsdeckung, ein Rüstzeug für ihr kirchliches Wirken. Ihr Eintreten für die Willensfreiheit war nur eine Zweckphilosophie des priesterlichen Vorteils.

*

Lassen wir einmal die Dogmen des Glaubens und die Systeme der Philosophie ganz aus dem Spiel. Was lehrt uns selbst die innere Einschau in unser Dasein? Wir wissen nicht, wohin unsere Lebensreise geht; tausendfach werden unsere Absichten durchkreuzt und in andere Zwecke einge-

schmolzen. Auch wo sich heroische Kräfte in uns regen, spüren wir sie nicht als eine üppige Laune der freien Natur, sondern als eine Begnadung, als einen Auftrag des Schicksals. Einen Führer, der keine höhere Sendung vorweisen könnte als seinen unternehmungslustigen Willen, würden wir höchstens kalt bewundern, niemals aber mit Hingabe als den Erfüller unseres Hoffens erleben können. Wer die über uns schwebende Fügung leugnet, muß sich dem Zufall und der gelungenen Machenschaft ausliefern. In einer Welt, die allein vom freien Willen des Menschen gelenkt sein sollte, würde Gott zur bloßen Phantasieattrappe. Wer aber an das göttliche Fatum glaubt, ist unmittelbar an Gott gebunden, er bedarf freilich auch nicht der kirchlichen Zwischenschaltung, um seinen Platz im Plane Gottes zu finden.

*

In den protestantischen Religionsformen kommt daher der Kirche keine entscheidende Bedeutung zu. Der Gläubige kann Gottes Gnade auch ohne sie genießen, die Kirche stärkt und erleichtert ihm nur sein Gottbekennen in zeitlicher Ordnung. Daraus erklären sich die organisatorischen Schwächen der Reformationskirchen. Da diese Kirche nicht von Ewigkeit ist, da Gottesglaube und Gnade auch ohne feste kultische Einrichtung dem Menschen gegeben sind, hat sich das protestantische Kirchenwesen vielfältig zersplittert. Das hat Nachteile gebracht; die Sektenbildung schuf manche Unruhe und Verwirrung, die Streitigkeiten wurden oft recht disziplinlos auf dem Markte der Gedanken ausgetragen, der Einfluß wechselnder Zeitströmungen machte sich gar zu rasch und ungehemmt bemerkbar. Aber die protestantischen Kirchen waren von tiefster sittlicher Ehrlichkeit erfüllt und getragen. Obwohl sie von Priestern gegründet und geführt wurden, haben sie dem Priestertum nicht einmal in geistlichen Dingen die ausschlaggebende Macht zugewiesen. Die Geist-

lichen wollten nur Verkünder der göttlichen Botschaft sein, nicht Statthalter des Himmels, nicht Befehlshaber und Richter im Auftrag des göttlichen Oberherrn. Ihrem schlicht-verständlichen Bekenntnis getreu, haben sie sich kein dogmatisches Recht zu pfäffischer Machtanmaßung vorbehalten.

Die katholische Kirche hat dagegen niemals dem Gläubigen seine Auseinandersetzung mit Gott anheimgegeben. Sie schaltet das Priestertum zwischen Gott und Menschen gewissermaßen als eine zweite Vorsehung ein: extra ecclesiam nulla salus, außerhalb der Kirche kein Heil. Dieser augustinische Satz mochte annehmbar sein, solange kein christliches Bewußtsein einen Widerspruch zwischen der Wesenheit Gottes und der Kirchenpraxis empfand. Damals konnten auch die Lehrmeinungen der Kirche und ihrer wissenschaftlichen Organe in der Frage der Willensfreiheit schwanken, es schadete nichts, es galt eben einfach alles als richtig, was die Kirche genehmigte. Man konnte aus Augustin und achthundert Jahre später aus Thomas von Aquino, dem scholastischen Klassiker, immer das herauslesen, was die Kirche gerade zur Unterstützung ihrer Absichten und Ansprüche gebrauchte. Determinierte Gnadenwahl und freie Willensmoral konnten behauptet und durch Zitate aus den „Autoritäten" belegt werden. Es war nämlich scholastische Gepflogenheit, bei theologischen Erörterungen die Grundprobleme nicht selbst zu untersuchen, sondern sich nur auf die älteren Schriften zu berufen, die sich der besonderen Hochschätzung der Kirche erfreuten.

*

Als der römische Klerus sich nach dem protestantischen Abfall um eine klare dogmatische Grundlage für die Zukunft des Katholizismus bemühen mußte, gerieten die Bischöfe und Doktoren in die allergrößte Verlegenheit. Das Tridentinische Konzil einigte sich schließlich auf eine Formu-

lierung, die bis zur Komik verkrampft und unwahrhaftig ist. Jeder Satz stellt das Gegenteil des vorhergehenden fest. Um die Werkheiligung, die kirchliche Ertrags- und Machtquelle zu retten, heißt es zunächst mit hochtrabender Sicherheit: „Wer da sagt, der freie Wille des Menschen sei durch die Sünde Adams verloren und ausgelöscht, der sei verflucht, anathema sit.“ Gleich darauf wird aber die Erbsünde wieder aufgenommen, um den Kirchenvater Augustin nicht zum Kronzeugen der Ketzer werden zu lassen. Die Christen seien also doch „ohne ihr eigenes Zutun zur Gnade berufen“, der Heilige Geist vermittle diese Gnade, aber sie trete erst in Kraft, nachdem sich der Gläubige durch gute Werke gerechtfertigt habe.

Der Papst hat dieses Machwerk der schlauen Vernebelung für „unfehlbar“ erklärt, aber den Heiligen Vätern ist dabei niemals wohl gewesen, sie versuchten einer theologischen Klarstellung auf jede Weise auszuweichen. Als der Löwener Professor Bajus sich in eine Auseinandersetzung mit den Kalvinisten eingelassen hatte und die prädestinierte Gnadenwahl zuletzt, ohne es recht zu merken, anerkannte, schickte der Papst eine Bulle nach Löwen, in der durch ungewöhnliche Interpunktion die Stellungnahme des römischen Diktators zweifelhaft blieb; sie konnte für oder gegen Bajus verstanden werden. Den wilden internationalen Theologenstreit um diese Satzzeichen wollte man damit schlichten, daß man den Papst um eine neue, deutliche Ausfertigung der Bulle bat. Daraufhin traf aus Rom eine Abschrift der Bulle ein, die überhaupt alle Interpunktionen wegließ. Nun konnte sich jeder denken, was er wollte. Roma locuta, aber jeder war so schlau und so dumm wie zuvor.

*

Die Jesuiten erspähen in diesem wirren Leerlauf die Möglichkeit zu einem großen Vorstoß über das Dogmatische

hinaus in die reine Machtsphäre des Priestertums. Die „guten Werke" waren spärlicher geworden, man schenkt der Kirche nicht mehr so freigebig wie früher Schlösser und Weinberge, Dörfer und Waldungen; die katholischen Fürsten und Herren finden vielmehr am Säkularisieren auch schon immer mehr Geschmack. Man mußte also die Werkheiligung verfeinern, sie in die menschliche Seele verlegen und nicht mehr die rohe Abgabe verlangen, sondern die ganze Persönlichkeit des einzelnen Heilssuchers mit Beschlag belegen. Wenn das Beichtkind seinen weltlichen Einfluß im Interesse der Priestermacht einsetzt, so kann die Kirche nicht zu kurz kommen. Das ist die Grundidee der neuen jesuitischen Seelsorge. Dazu brauchen sie die Lehre vom freien Willen, denn je weniger sich der Mensch auf das göttliche Gnadenwalten verläßt, desto eher wird er geneigt sein, aus freien Stücken dem Priester zu folgen, der ihm den Lohn für die gute Tat verheißt und die schlechte mit der Hölle bedroht. Gute Taten sind Verfolgung und Schädigung von Ketzern, Gehorsam gegenüber Papst und Klerus, Förderung der Jesuitenmacht, Gelöbnisse, Wallfahrten und Wunderanbetungen, die der priesterlichen Autorität nutzen und der weltlichen Abbruch tun. Wer ein Amt bekleidet, soll es nicht nach seinem sachlichen Ermessen ausüben, sondern nach dem Rate des Jesuiten, der ihm sagen wird, was Gott wohlgefällig und was eine kirchenwidrige, eine sündige Handlung ist und sein wird. Für alle vorkommenden Fälle, für jeden Kasus wollen die Patres eine kasuistische Auskunft bereit halten. Der Beichtstuhl ist der verschanzte Stützpunkt, von ihm aus wollen sie die Welt für die römische Kirche zurückerobern.

Zuerst aber heißt es für den Orden die theologischen Bedenklichkeiten der Päpste zerstreuen. Die römischen Oberhirten sind ängstlich, sie fürchten einen neuen Einsturz ihres Gebäudes, wenn sie entweder der Werkheiligung im freien

Willen oder der Entsühnung aus himmlischer Gnade zuviel Spielraum geben. Doch die Jesuiten wagen das Extrem; einer ihrer Professoren, der Portugiese Molina, wird vorgeschickt. Der Titel seines dicken Foliobandes: „Concordia liberi arbitrii cum gratiae donis“, Übereinstimmung des freien Willens mit den Gnadengaben, ist schlau getarnt, er klingt ganz tridentinisch. Aber was in dem Buche enthalten ist, scheint ja geradezu von dem alten Ketzer Pelagius zu stammen, den die Kirche schon vor über tausend Jahren abgetan hatte!

Molina behauptet, der menschliche Wille könne sich frei der göttlichen Gnade widersetzen, jeder habe es durch seine Gesinnungen und Taten in der Hand, die Gnade anzunehmen oder abzulehnen. Gottes Allwissenheit und Allmächtigkeit bestehe nur in einer „scientia media“, in einer Art von halber Erkenntnis, Gott könne nur voraussehen, daß ein Teil der Menschen geneigt sei, auf den Erwerb der Gnade zu verzichten. Damit haben die Jesuiten Gott im Entsühnungsprozeß tatsächlich beiseite geschoben, um sich, also die Beichtpriester, an seine Stelle zu schwingen. Gottes Rolle ist leer und nichtig geworden, er spielt die lächerliche Figur eines Greises, der zwar ein Unheil kommen sieht, aber eingeschlafen ist, ehe er sich zur Abwehr entschließt. Die Jesuiten können nun dem Menschen Gnade spenden oder verweigern, je nachdem sie seinen Willen nach der Zensurskala gut oder böse beurteilen.

Wie zu erwarten war, trug das Buch Molinas in die römische Kirchenwelt eine ungeheure Erregung, aber die Jesuiten hatten sich darauf vorbereitet, den Streit bis zum Ende durchzufechten. Sie antworten auf die Entrüstung der Theologen aus den Konkurrenzorden mit wilden Gegenangriffen, in denen sie sogar die Franziskaner der kalvinischen Ketzerei beschuldigen. In Rom bestürmen der franziskanische und der jesuitische Ordensgeneral abwechselnd den

ratlosen Papst. Die von den Jesuiten beherrschten deutschen Universitäten, darunter Wien, Prag, Ingolstadt, Dillingen und Würzburg, begutachten im Widerspruch zu der Tridentiner „unfehlbaren" Entscheidung die Lehre Molinas als rechtgläubig. Der König von Spanien, die deutsche Kaiserin und andere katholische Potentaten werden von ihren jesuitischen Beichtvätern mobil gemacht.

Doch das römische Inquisitionsgericht ist von der theologischen Haltlosigkeit dieser neuen Jesuitenlehre voll überzeugt; Molina soll unrecht bekommen. Der Papst fürchtet sich aber, die Verdammungsbulle zu unterschreiben, er möchte lieber die Akten, die sich zu Papierbergen getürmt haben, noch einmal selbst durchsehen. Damit wird er nie fertig, und sein Nachfolger auch nicht. Als die Jesuitengegner dringlicher werden und ein Aufschub der Verurteilung Molinas nicht mehr möglich erscheint, kommt der Truppe Jesu ein weltlicher Zwischenfall zu Hilfe. Dem Kirchenstaat droht von der Republik Venedig ernstliche Kriegsgefahr, und ohne die Jesuiten können diese weltlichen Händel nicht beigelegt werden. Sie stellen die Bedingung, daß die Willensdogmatik ihres Molina unbehelligt bleibe. Und dem Heiligen Vater liegt die irdische Sorge näher als der ganze theologische Kram, auch wenn es die Glaubensgrundlagen der katholischen Kirche sind! Das Anathema bleibt ungesprochen, der Papst verbietet Anklägern und Richtern, den Streitfall noch weiterhin zu erwähnen, er möge für ewig begraben sein.

Diese erstaunliche „Lösung" zeigt das Papsttum ebenso in seiner Willkür wie in seiner Schwäche. Die römische Spruchweisheit versagt, wenn die diplomatischen Umstände die Verbreitung einer falschen Lehre als das kleinere Übel erscheinen lassen. Die Bullen mit den Bannflüchen können auch noch im letzten Augenblick vor der Absendung vernichtet werden. Und der Orden scheut sich nicht, den nach

zwanzigjährigem Kampf rein zufällig errungenen Erfolg mit demonstrativen Feiern als Sieg zu begehen. Durch die Straßen der Universitätsstädte tragen die Patres bei den Umzügen Schilder mit der Aufschrift „Molina Victor!“; in ihren Festreden bezeichnen sie die Willensfreiheit als päpstlich anerkannt. Auf der Pyrenäenhalbinsel laden sie das Volk zu Stierkämpfen, um ihren Machttriumph allen Schaulustigen vorzuführen. Sie veranstalten Maskenfeste und lassen ihre beliebten Feuerwerkskünste zum Himmel steigen. Und sie haben im Grunde auch berechtigten Anlaß zum Siegesjubel. Als sich ein Jahrhundert nach diesem Siege der berühmte Jesuitenstreit mit den Pariser Jansenisten scharf zuspitzt, muß die römische Kurie ihnen zur Seite stehen, denn Rom hat es notgedrungen verabsäumt, die Propheten der Willensfreiheit in die Schranken zu weisen; und inzwischen sind sie zu den maßgeblichen Trägern des neuen katholischen Entsühnungskultes geworden.

*

Ignatius Loyola hatte seinen Jüngern die Mahnung erteilt: „Laßt jeden Pönitenten so erleichtert aus dem Beichtstuhl weggehen, daß er gern bereit ist, bald wiederzukommen.“ Seine Jünger leiten nun in diesem Sinne aus ihrer Willenslehre eine „Moralkasuistik“ ab, die den Beichtkindern die Abbüßung ihrer Sünden möglichst angenehm machen soll. Man legt es also, um einen modernen Ausdruck zu gebrauchen, auf den „Kundendienst“ an. Man will den Pönitenten so weit entgegenkommen, wie es sich mit moralischen Gründen oder Scheingründen irgend vereinbaren läßt. Aber diese Moralbegriffe müssen zugleich so lose und dehnbar sein, daß der Beichtvater dem Gläubigen hart zusetzen kann, wenn das um der Priestermacht willen zweckmäßig erscheint.

Die alte aristotelische Philosophie bietet den besten philosophischen Ausgangspunkt für eine solche Moral von Fall zu Fall. Die Bewertung der menschlichen Handlungen, so lehrt Aristoteles, müsse sich danach richten, ob die Tat in freier Entschließung und mit voller Verstandeseinsicht begangen sei. Wenn Handlungen nicht vom Verstande gelenkt und vom Willen wirklich gewollt wären, könnte man sie auch nicht mit sittlichem Maßstabe richten. Die Jesuiten folgern nun daraus, der Mensch sei für seine bösen Triebe gar nicht oder nur wenig zu tadeln, solange er seinen eigenen Verfehlungen nicht „mit dem Willen beistimmt".

Die Willenslehre des Aristoteles hat übrigens nicht nur die Jesuiten angezogen, sondern schon viel früher die römischen Strafrechtler. Bei der Bemessung der Strafe hielten sie den „dolus", die böse Absicht, für wichtiger als den objektiven Schaden, der jemand zugefügt worden war. Dieser antike Gedanke der subjektiven und relativen Straffälligkeit zieht sich über das Mittelalter bis in den Liberalismus der Neuzeit hinüber: ein schlimmes Werk ist danach sehr viel leichter zu entschuldigen, wenn der Täter vernunftgetrübt war oder eine halbwegs „anständige" Absicht hatte.

Die Jesuiten haben jedoch diese Theorie zu einer grotesken Moralpraxis umgebogen, die durch die Jahrhunderte in dem üblen Geruch der Heuchelei geblieben ist, die schlechthin als „Jesuitenmanier" gilt, auch wo die Mitglieder des Ordens mit dem Falle gar nichts zu tun haben. Die katholische Kirche unterscheidet zwischen der „Todsünde", die der Priester nicht lösen kann, und der „läßlichen Sünde", die den menschlichen Durchschnittsfall des „Zurückbleibens hinter der göttlichen Forderung" darstellt und durch Beichte und Buße gesühnt wird. Die Jesuiten hatten nun das größte Interesse daran, ihre Zuständigkeit auf recht viele sündhafte Handlungen auszudehnen, also in den allermeisten Fällen „Läßlichkeit", und sogar eine möglichst geringfügige, festzu-

stellen, damit der Pönitent sich nicht künftig dem Einfluß des Beichtigers entziehe.

Die Todsünde der Häresie, des Abfalls von der göttlichen Offenbarung, soll auch nur läßlich sein, „wenn jemand eine Häresie äußerlich kundgibt, ihr aber im Innern nicht zustimmt". Der Priester behält sich damit vor, auch die Ketzerei zu vergeben, wenn er dem Beichtkind den klaren Willen zu einer solchen Todsünde nicht zutrauen mag. Derselbe jesuitische Beichtkasuist meint, die Furcht könne den freien Willen so herabmindern, daß die Sünder straffrei ausgehen müssen. Als Beispiele führt er folgende Fälle an: Die Ehebrecherin braucht dem betrogenen Gatten ihr Vergehen nicht zu bekennen, denn sie würde seine Rache herausfordern und sich schweren Gefahren aussetzen. Es soll auch dem Knechte erlaubt sein, den Herrn bei frevelhaften Taten zu unterstützen, wenn er besorgen müsse, daß ihn der Brotgeber sonst auf die Straße setzt.

*

Aber die berühmteste Entschuldigungsform der gewundenen Jesuitenmoral ist die Lehre von dem guten Zweck, der das Mittel „heiligen" soll, wobei man logischerweise an sündige Mittel denkt, denn gute heiligen sich selbst. Unter der Formel „Der Zweck heiligt das Mittel" ist diese These geflügeltes Wort geworden. Der Gedanke war durch die machiavellistische Staatsphilosophie der Renaissance in Mode gekommen. Die Jesuiten leugnen, das Schlagwort geprägt zu haben, sie behaupten, etwas „ähnlich andres" zu meinen und berufen sich auf keinen Geringeren als Augustin, der einmal geschrieben hat: „Achte nicht viel darauf, was der Mensch tut, sondern worauf er bei seinem Tun hinzielt." Und nach Thomas von Aquin bekommen die Handlungen nur durch den Wert des Bezweckten ihren sittlichen oder unsittlichen Charakter. Aber diese Zeugnisse der alten kirch-

lichen Denker bilden keine Entlastung, denn in ihren Aussagen sind nicht der Zweck und die Mittel als an sich verschieden gut gegenübergestellt, sondern die indifferente Einzeltat erhält ihre erste Wertung.

Der Jesuitenorden hat den Vorwurf der Heiligung schlechter Mittel immer wieder durch schlaue Schachzüge zu entkräften versucht. Man nahm in neuerer Zeit sogar eine öffentliche Auslobung vor, indem man demjenigen zweitausend Gulden zu zahlen versprach, der in irgendeiner Jesuitenschrift das geflügelte Wort auffinden würde. Darauf meldete sich ein Theologe, der früher dem Orden angehört hatte, und legte verschiedene Textstellen vor, die dem Schlagwort ganz nahekamen. In dem Prozeß vor dem Kölner Oberlandesgericht, der weniger um der zweitausend Gulden als um des Prinzips willen geführt wurde, wies das Gericht die Klage mit der Begründung ab, man möge über die Jesuitenmoral denken wie man wolle, der philologisch genaue Nachweis sei nicht erbracht.

Zu ihrer Verteidigung lieben die Jesuiten gegenüber den Protestanten eine angebliche Äußerung Luthers zu zitieren; er soll zu den Räten des Landgrafen von Hessen gesagt haben: „Was wäre, wenn einer schon um Besseres und der christlichen Kirche willen eine gute, starke Lüge täte." Bei Luthers vollblütigem Temperament wäre es vielleicht nicht ausgeschlossen, daß ihm eine solche Wendung einmal entfahren ist, aber dieser grundehrliche Polterer, der in seiner ganzen Haltung das Gegenstück eines Jesuiten bildet, hat damit gewiß kein spitzfindiges System der doppelten Moral aufstellen wollen.

Es kommt nicht auf Wortklaubereien, sondern auf den Geist der Morallehre an. Die Jesuiten haben in ihren Bekehrungsfeldzügen nicht nur die gewöhnliche Lüge, sondern auch das groß angelegte Betrugsmanöver als ein erlaubtes und geheiligtes Mittel ad maiorem Dei gloriam an-

gesehen. Man denke etwa an den Pater, der in der Maske eines Wittenberger Theologieprofessors in Stockholm erschien, um die Gemüter zu verwirren, oder an den Jesuiten, der als Schiffskapitän die verbotene englische Insel ansteuerte, oder in allergrößter Sündendimension an die geheime Kriegshetze bei den großen Höfen. Auch in der Alltagsmoral empfehlen die Patres als Beichtväter und Publizisten immer die kleinere Sünde als ein statthaftes Mittel gegen eine Verfehlung, die ihnen vom römischen Kirchenstandpunkt aus noch größer erscheint.

Der Beichtvater soll eine geringere Sünde anraten, ja sogar zu ihr „anreizen", wenn es geschieht, um einer schwereren Sünde vorzubeugen oder um ihre Fortsetzung zu verhindern. Diese Verhinderung der schlimmeren Schuld wird dann als guter Zweck bezeichnet. Das schlechte Mittel ist sittlich geheiligt, weil es indirekt der Verbesserung der Moralsphäre dient. In den kasuistischen Lehrbüchern der führenden Ordensmoralisten finden sich beispielsweise folgende „Ratschläge":

„Wenn du durchaus entschlossen bist, zu sündigen, so rate ich dir, daß du unter Beiseitelassen der größeren Sünde, z. B. des Gattenmordes, eine andere, kleinere Sünde begehst, nämlich, daß du noch eine zweite Gattin hinzunimmst ... Wenn jemand beschlossen hat, Ehebruch zu begehen, so darf ihm geraten werden, daß er lieber mit einer Unverheirateten Unzucht treibe, weil die sittliche Bosheit der Unzucht geringer ist ... Ein Ehemann, der seine Frau wegen Ehebruchs im Verdacht hat, darf der Frau zum Ehebruch Gelegenheit geben, und sie mit Zeugen belauschen, damit er den Ehebruch beweisen und die Trennung von ihr herbeiführen kann. Da nämlich der Ehemann mit der ungetreuen Frau nur in sündiger Ehrlosigkeit zusammenleben könnte, darf er das Unrecht abwehren, indem er es zuläßt und durch Zeugen als wirklich geschehen erhärtet ... Wenn

die Ehefrau von einem Liebhaber einen unkeuschen Antrag erhält, darf sie dem Verführer im Einverständnis mit ihrem Ehemann Ort und Stunde zu dem Ehebruch angeben. Ehe die Sünde vollendet ist, soll der Gatte dazwischentreten, um den Ertappten der Strafe auszuliefern ... Wenn der Vater den zum Diebstahl neigenden Sohn überführen will, möge er den Schlüssel im Geldkasten stecken lassen. In diesem Falle ist das Mittel sogar völlig indifferent und schon an und für sich ganz unschuldig ... Man soll dem, der seinen Feind töten will, raten, er solle nur mit der Faust oder dem Stock prügeln, schlimmstenfalls möge er den Gegner dadurch wehrlos machen, daß er ihm die Hand abhaut. Bei solcher Körperverletzung entgeht der eine dem Tode, der andere der schwersten Blutschuld ... Einem Diebe oder Räuber, der fest entschlossen ist, bei einem Einbruch den ganzen Vorrat an Goldwaren zu stehlen, rate man, sofern er von dem Vorsatz nicht abzubringen ist, sich mit der Hälfte zu begnügen. Denn dieser Rat würde den guten Zweck erreichen, daß dem Eigentümer die andere Hälfte seines Besitzes verbleibt, was zweifellos als eine Wohltat anzusehen ist."

So liest man es bei den großen Ordensmoralisten des 17. Jahrhunderts, bei Becanus, dem Beichtvater Kaiser Ferdianus II., bei Molina, Laymann, Sanchez, Castropaolo und andern. Und es handelt sich hier nicht etwa um die abseitigsten Fälle, sondern um die Schulbeispiele, die einer vom andern übernimmt, um die Ratschläge mit scheinbar neugewandeten Argumenten zustimmend weiterzugeben. Man beachte, daß hier von Fällen die Rede ist, in denen der Pönitent den festen Vorsatz zur bösen Tat zu haben scheint, wo er also in hochgradiger Willensfreiheit ein wohlüberlegtes Vorgehen plant. Würde der Sünder sich in jäher Leidenschaft vergangen haben, so konnten die Jesuiten ihm mit dem Urteil zu Hilfe kommen, er wäre ohne klaren Vorbedacht auf die schiefe Bahn geraten und hätte dadurch be-

trächtliche Entlastungsgründe. Pascal, der satirische Jesuitengegner, legt in seinen Briefen einem Pater die Selbstironie in den Mund: „Wir reinigen die Absicht und mildern die Untat, wenn wir die Handlung selbst nicht hindern können, und so bessern wir durch einen guten Zweck wenigstens die Schlechtigkeit der Mittel. Und damit stellen wir die Welt nach allen Seiten zufrieden."

*

Die Welt „will" offenbar betrogen werden, diese traurige Erfahrung haben die Jesuiten sorgfältig in ihre kasuistische Rechnung eingestellt. Diese Täuschungen reichen von der Vorspiegelung des Kaufmannes, der seine Waren trügerisch anpreist, bis zum Meineid, der unter falscher Anrufung Gottes geschworen wird. Die Lügen aus triebhafter Schwäche, aus Eitelkeit oder andern Torheiten, auch die Notlügen, werden mit mangelnder Klarheit und Freiheit des Willens entschuldigt. Für die freien Absichtslügen gibt es zwei Erlaubnisformen, in denen das heuchlerische Mittel des guten Zweckes wegen genehmigt wird. Das sind die Amphibologie, die Irreführung, und die reservatio mentalis, der gedankliche Vorbehalt.

Die amphibolische Irreführung besteht in der Verwendung von doppeldeutigen Fragen und Antworten. Als Beispiele führen die Jesuiten Gerichtsfälle aus der inquisitorischen Praxis an. Der bischöfliche Richter vernimmt eine Hexe, die den Verkehr mit dem Teufel hartnäckig leugnet. Er verspricht ihr, daß er sie nicht nur lebenslänglich mit Nahrung versehen, sondern ihr auch ein neues Haus bauen wolle, wenn sie nur ihre Schuld gesteht. Als sie die Zauberei daraufhin zugibt, wird sie sogleich zum Scheiterhaufen geführt. Der Richter hat nicht die Unwahrheit gesprochen, denn er meinte mit dem neuen Haus das Balkengerüst und die Strohbündel, unter denen sie verbrannt werden sollte.

In einem andern Falle hat der Inquisitor dem angeklagten Ketzer versprochen, er werde Gnade walten lassen, wenn der Beschuldigte alle heimlichen Mitglieder der Ketzergemeinde angeben wolle. Als das geschehen ist, legt man alle in Ketten. Der Richter durfte das Mittel anwenden, lehren die Jesuiten, er sprach die Wahrheit, denn er wollte Gnade für die Kirche walten lassen; und alles, was für den Bestand der Kirche getan wird, ist doch gnadenreich.

Die Mentalreservation besteht in einer Verschweigung der Wahrheit oder in einer falschen Behauptung, für die man eine unausgesprochene geistige Ausrede hat. Jemand wird gefragt, ob er an dem Wachtdienst teilgenommen habe, er darf den Tatsachen zuwider mit ja antworten, wenn seine Gedanken ihm eingeben, er sei „im Geiste" dabeigewesen. Auf diese Weise könnte man zuletzt fast jeden Meineid entschuldigen. Und wirklich haben sich die Kasuisten mit einigen Vorbehalten, bei denen sie gewissermaßen reservatio mentalis an ihrer eigenen Lehre üben, so weit verstiegen: „Wer unter Eid etwas Falsches aussagt, braucht deshalb keine schwere Sünde zu begehen, denn er ruft Gott nicht als Zeugen für das Falsche an, was er äußerlich ausspricht, sondern für das Wahre, das er in seinem Innern zurückbehält." Der bayrische Hofjesuit Laymann, der dieses tolle, wohl in der ganzen Ordensliteratur unübertroffene Wort geprägt hat, gehörte zu den geistigen Urhebern des Dreißigjährigen Krieges. (Laymann, Theologia moralis, liber quartus, edit. Monach. 1625.)

Neben solchen verruchten Behauptungen, die ebenso eine Verhöhnung des Eides wie eine Gotteslästerung bedeuten, finden sich auch Betrugskniffe mit humoristischem Einschlag, etwa, wenn es heißt: „Ist es erlaubt, zur Erlangung des Doktorgrades auf einer Universität zu schwören, man habe die vorgeschriebenen Bedingungen erfüllt, wenn man sie nicht erfüllt hat? Ja, ein solcher Schwur ist erlaubt, wenn

man sich die für den Doktorgrad nötigen Kenntnisse zutraut. Dann liegt nämlich die gerechte Ursache vor, daß ein Würdiger den Doktortitel erhält. Und zweitens wird niemand durch einen solchen Eid geschädigt, vielmehr erlangt der Staat dadurch noch einen besonderen Vorteil, indem er jetzt einen würdigen Doktor mehr besitzt."

*

Man hat die jesuitische Moral schon oft mit den Lehren des jüdischen Talmud verglichen und mancherlei Übereinstimmungen festgestellt. Sie erklären sich aus dem gemeinsamen Fehler, der in jeder Kasuistik steckt. Auch der Talmud löst die Sittlichkeit in eine große Anzahl moralistischer Fragestellungen auf. Wo aber die allgemeine ethische Richtlinie fehlt, läßt sich das rabulistische Hirn bei seinen Denkschlüssen leicht zu Urteilen drängen, die jedes Gewissenethos verloren haben. Freilich war auch Aristoteles Kasuist, im bewußten Gegensatz zu seinem Lehrer Platon, der die Idee des Guten zum höchsten Richtmaß für die Sittlichkeit nahm. Doch Aristoteles beschränkte sich auf die gesonderte Feststellung der den einzelnen Menschen erreichbaren Tugend, während die Jesuiten vorwiegend die negative Seite des richtigen Verhaltens, die Nachtseite des Lebens, erforschen und mit ihrer Gedankenwillkür aufhellen wollen. Sie beschäftigen sich ja weniger mit der Tugend als mit Sünde. Diese jesuitischen Zweckuntersuchungen entfernen sich auch völlig von der philosophischen Sichtungsaufgabe. Der tatsächliche Fall war schließlich nur noch Vorwand für eine pfiffige Spielerei mit Sünden und Lossprechungsgründen. Man schuf eigentlich nur eine ungeheure Kartothek von Auskünften, die den „Kunden" auf eine möglichst schmerzlose Weise befriedigen und dem Orden die besten Unternehmererfolge bringen sollten.

Was hat es noch mit geistlichen oder geistigen Prinzipien

zu tun, wenn sich die Kasuisten Sanchez, Lessius, Banez und Busenbaum streiten, wieviel Dukaten der Sohn seinen Eltern stehlen muß, um eine schwere Sünde zu begehen! Banez meint, wenn es weniger als fünfzig Goldstücke sind, könne man noch Milde üben, Lessius will nur bei zwei gestohlenen Goldstücken die Augen zudrücken. Wenn der Vater reich sei, will Sanchez allenfalls noch die Entwendung von sechs Dukaten durchgehen lassen, ein anderer findet fünfzig Dukaten nur erlaubt, wenn sich ein Prinz an der fürstlichen Schatulle seines Vaters vergreift. Die absolvierten Diebe haben sich selbstverständlich den Beichtvätern, die sich mit ihrer Lossprechung soviel Mühe geben, gebührend dankbar zu erweisen.

Die erfundenen kasuistischen Musterbeispiele mögen Tausende und aber Tausende von Fällen theoretisch erfassen, mit dem wirklichen Falle decken sie sich doch niemals vollkommen, das Leben wird ja in unendlichen Variationen gelebt. Wie wird nun das Gesetz, das nach einem angenommenen Falle konstruiert ist, auf den lebendigen Vorgang angewandt? Das antike Strafrecht begnügte sich im allgemeinen mit dem Grundsatz, in dubio pro reo, d. h. bei zweifelhafter Sachlage soll der Beschuldigte freizusprechen sein. Liegt die Tat durch Beweis oder Geständnis klar zutage, so kann es noch zweifelhaft sein, ob der Tatbestand unter das gesetzliche Verbot fällt oder nicht. Von alters her haben die Kasuisten nun besondere Feinheiten und Spitzfindigkeiten erklügelt, teils um die Geltungsmacht des Gesetzes zu schützen, teils um dem Beschuldigten die Verteidigung zu erleichtern. Die „Tutioristen" wollten das Gesetz auch dann noch anwenden, wenn der Sonderfall von dem Musterbeispiel erheblich abzuweichen scheint. Das andere Extrem vertraten die „Probabilisten", die schon bei geringem Zweifel zugunsten des Beklagten entscheiden möchten.

*

Daß die Jesuiten sich zum Probabilismus bekennen, entspricht durchaus ihrer Gesamthaltung auf dem Gebiete der Moral. Sie haben diese kniffliche Methode überhaupt erst zu so großer praktischer Bedeutung entwickelt, daß darüber im 17. und 18. Jahrhundert ein Allerweltsstreit entstehen konnte. Wieder mußte der freie Wille für die jesuitischen Begründungen herhalten. Wenn der Mensch seiner Natur nach frei sein soll, kann diese Freiheit nur durch eine ganz sichere Gesetzesverpflichtung eingeschränkt werden. Spreche also irgendeine Annahme gegen die Geltung des Gesetzes, so habe dieses in dem erörterten Falle gar keine Geltung. Es genüge, daß irgendein Argument für die Schuldlosigkeit vorhanden sei. Solange verschiedene Meinungen über die Anwendbarkeit des Gesetzes möglich sind, soll Freispruch erfolgen. Mag auch die „größere Wahrscheinlichkeit" für die Geltung des Verbotes und nur die „kleinere Wahrscheinlichkeit" für das Gegenteil plädieren, so soll die Handlung dennoch erlaubt sein. Das Gewissen darf beruhigt sein, solange für die Tat eine intellektuelle Entschuldigung vorgebracht werden kann.

Für den Probabilismus haben die Jesuiten eine wohlklingende, volkstümliche Formel geprägt, sie lautet: „Jeder hat das Recht auf die mildeste Auffassung." Eine Auffassung sei schon dann probabel, lehrt der berühmte Ordenstheoretiker Escobar, wenn sie sich „auf Gründe von einiger Wichtigkeit" stütze. Diese „Wichtigkeit" kann nach seiner Ansicht auch darin bestehen, daß eine Autorität in Dingen der kasuistischen Moral irgendwann eine Ansicht geäußert hat, die sich zur Entlastung eines andern Pönitenten eignet. Um nun diesen in den Genuß der mildesten Auffassung zu setzen, muß man so lange in der Moralliteratur herumsuchen, bis man einen passenden Entschuldigungsgrund aufgespürt hat. Das „Ansehen eines gelehrten Mannes" sei ja auch kein oberflächlicher, sondern ein wichtiger Grund.

Folgerichtig hat Escobar weiter behauptet, der Beichtvater müsse sogar eine Handlung genehmigen, die er selbst verdamme, wenn das Beichtkind eine probable Entschuldigung vorweise. Das war gegen nichtjesuitische Priester gedacht, die man damit zwingen wollte, die jesuitischen Moralkommentare anzuerkennen. Noch deutlicher wird Escobar, wenn er sagt, diejenigen seien im Recht, „die zu mehreren Gelehrten gehen, bis sie einen finden, der ihnen günstig ist, wenn er nur klug, fromm und nicht ganz vereinzelt zu sein scheint". Man kann sich also gewissermaßen Rechtsanwälte für die Lossprechung von seinen Sünden nehmen. Und die Jesuiten sorgten aufs bereitwilligste, daß sich günstig gesinnte und nicht vereinzelt dastehende Moraltüftler als Helfer fanden.

*

Als der Probabilismus im 17. Jahrhundert die große Mode der katholischen Welt geworden war, machte sich ein allgemeines Absinken der sittlichen Vorstellungen bemerkbar. Die Päpste wurden daher von den Dominikanern gedrängt, den Probabilismus allen Priestern zu verbieten. Die Kurie beschränkte sich freilich darauf, ein paar Dutzend krassester jesuitischer Probabilismen zu verurteilen, die dem Laxismus, der sittlichen Gleichgültigkeit, gar zu offen Vorschub leisteten. Auch die Staaten, und vor allem die Finanzminister, hatten gegen die Lehre von der probablen Ausrede scharf protestiert. Einige aus ihren Staaten gewiß nicht ohne triftigen Grund ausgewiesene Jesuiten hatten nämlich die These veröffentlicht, „dem Untertanen soll es gestattet sein, die Zahlung einer Steuer zu verweigern, wenn diese nach einer wahrscheinlichen Meinung ungerecht ist".

Aber die Patres verstanden, den Fürsten und ihren Kabinetten auch probabel zu machen, daß diese Moralmethode sich doch jedenfalls vorzüglich zur Begründung von Gewalttaten eigne. Man könne damit Verhaftungen von zweifel-

hafter Berechtigung und sogar Eroberungskriege einleuchtend verteidigen. Das ist denn auch in dem Diplomatenkampf, der den Spanischen Erbfolgekrieg begleitete, ausgiebig geschehen. Die Staatsraison dürfe, so lehrten die jesuitischen Ratgeber der Ministerien, sogar eine Meinung als gebilligt ansehen, deren Argumente von ihr selbst stammen, allerdings müsse dann die Gegenseite eine andere Staatsraison sein. Aufs Praktische übertragen, würde das etwa heißen, niemand könne selber schuld an einem Kriege haben. Kurzum, auf jedem Gebiet führt diese Moralmethode zuletzt zur Anarchie und zur absurden Heuchelei.

Dem Probabilismus haben vor allem die großen protestantischen Philosophen die schärfste geistige Fehde angesagt. Der deutsche Idealismus konnte endlich in dem reinen Glanze seines Weltbildes die Ideenstrenge Platons wiederherstellen. Die aristotelischen, scholastischen, jesuitischen Fälletüftler der Moral wurden aus der großen europäischen Philosophie verstoßen und auf die betont klerikalen Kreise beschränkt. Hatten die Jesuiten das Gewissen bis zu einer syllogistischen Gedankenposse entwürdigt, so lehrt Kant mit einfacher, kompromißloser Klarheit: „Das Bewußtsein, daß eine Handlung, die ich unternehmen will, recht sei, ist unbedingte Pflicht." Und Hegel erklärt den Probabilismus für eine „Gestalt der Heuchelei", denn die Entscheidung über Gut und Böse werde ganz dem „Belieben und der Willkür" anheimgestellt, und gleichzeitig werde behauptet, das Urteil habe einen objektiv bindenden Charakter.

*

Es konnte nicht ausbleiben, daß die jesuitischen Kasuisten auch die Vorgänge des intimen Lebens in einem Umfange und in einer Art zergliederten, die mit ernsten sittlichen Erwägungen nichts mehr zu tun hat. Auch um hygienische Beratung war es ihnen dabei nicht zu tun, sondern um die Beherrschung der Menschen durch Überwachung der sinn-

lichen Triebe. Es ist eine uralte Erfahrung, daß sich die Gemüter leicht von solchen Personen bestimmen lassen, die sie zu Mitwissern ihrer erotischen Geheimnisse gemacht haben. Die berüchtigte Bettschnüffelei ist oft gehässig mit perversen Mönchsregungen in Verbindung gebracht worden, zumeist wohl mit Unrecht. Der Jesuitenorden erzog seine Mitglieder zu kalten Verstandesmenschen, es sind im Durchschnitt nur Naturen mit solcher Anlage im Jesuitenorden heimisch geworden. Das Mönchsgebot der geschlechtlichen Aszese ist nach kundiger Schätzung in keinem andern Orden so selten übertreten worden. Man weiß darüber einigermaßen Bescheid, weil die Disziplinarakten des Ordens bei der Auflösung im Jahre 1773 in staatliche Archive gerieten.

Nein, es war eine leidenschaftliche Machtberechnung, die gerade die jesuitischen Patres dazu trieb, bevorzugte Vertraute aller derer zu werden, die sich in einer Art „Sexualnot" wähnten. Die christliche Kirche hat aus uralter Tradition den „fleischlichen" Angelegenheiten eine sehr starke religiöse Bedeutung zugemessen und gegenüber den sexuellen Sünden auch noch in der Neuzeit oft eine verständnislose Härte an den Tag gelegt. Die Jesuiten bedienten sich dieser Überlieferung durchaus nicht des starren Grundsatzes wegen, sondern in der Absicht, die Pönitenten durch genaue Kenntnis ihrer Laster von sich abhängig zu machen. Sie wechselten daher zwischen Einschüchterung und milder Nachsicht beständig ab. Was in den sexualkasuistischen Texten schwarz auf weiß zu lesen steht, nimmt keinerlei Rücksicht auf die natürliche Unwägbarkeit dieser Dinge: „Non peccat negans, quando alter immoderate petit, post tertiam vel quartam vicem eadem nocte ..." Die lateinische Sprache hat freilich auch damals für die breitere Öffentlichkeit diese erstaunlichen Weisheiten zugedeckt, es ist aber für die zynische Vorurteilslosigkeit der Jesuiten bezeichnend, daß sie solche Dinge überhaupt zur moraltheologischen Diskussion stellten.

Wir haben bisher die kasuistischen Musterbeispiele für die Jesuitenmoral größtenteils der klassischen Epoche des Ordens, dem 17. Jahrhundert, entnommen. Man könnte meinen, diese alten Ausgrabungen bewiesen nichts mehr für das heutige Moraldenken der Jesuiten. Doch der Orden hat bis zur Gegenwart an den ursprünglichen Standpunkten und Methoden mit Zähigkeit festgehalten. Die Struktur der Gesellschaft hat sich freilich inzwischen so stark gewandelt, daß wir über manche der alten Streitfälle, wie etwa über die fünfzig gestohlenen Dukaten, nur noch lächelnd den Kopf schütteln können.

*

Von höchster aktueller Bedeutung sind aber vor allem die jesuitischen Morallehren geblieben, die sich auf die Auseinandersetzung zwischen Staat und Kirche beziehen. Auf diesem schwierigen Boden war der Orden auch noch in den letzten hundert Jahren Stoßtrupp der Papstkirche. Daß die Patres nichts vergessen und nichts zugelernt haben, zeigen die Schriften des modernen deutschen Jesuiten Lehmkuhl, der in den letzten Jahrzehnten vor dem Weltkriege wirkte und auch der Zentrumspartei als kulturpolitische Autorität, besonders bei der Einführung des „Bürgerlichen Gesetzbuches" im Reiche, zur Seite stand. In seinem Werke „Casus conscientiae", zu deutsch Gewissensfälle, erschienen in zweiter Auflage in Freiburg 1903, erfindet Lehmkuhl folgenden Musterfall, um seine Morallehre zu veranschaulichen:

„Der durch kirchenpolitische Gesetze aus seinem Vaterlande verbannte Priester Remigius kommt dennoch häufig verkleidet zurück, auch der Erholung wegen, übt geistliche Funktionen aus und freut sich daran, daß er ungestraft die Gesetze verletzt. Als dies der Beamte Paulus erfährt, läßt er es zwar unbeachtet, nimmt aber doch erstaunt daran Ärgernis, daß Remigius die von der legitimen Gewalt erlassenen Gesetze nicht beobachtet. Durch einen Freund läßt

er Remigius bitten, es in der Folge zu unterlassen, damit er nicht, wenn er ihm angezeigt wird, ihn nach Amt und Gewissen bestrafen müsse. Remigius läßt ihm scherzhaft antworten, er fürchte weder Gesetz noch Strafen. Werde ihm Strafe auferlegt, so habe er einen Schlüssel zur Verfügung, womit er den Geldschrank des Paulus öffnen könne, um ihm das Geld zur Begleichung der Strafe zu entnehmen. Werde er zu Gefängnis verurteilt, so habe er Arme und Waffen, womit er sich verteidige."

„Es fragt sich", fährt Lehmkuhl fort, „was ist erstens von jenen Gesetzen und Strafen zu halten? Zweitens: Hat Remigius recht gehandelt, oder hat Paulus mit Recht Ärgernis genommen? Darf drittens Remigius, was er im Scherz angedroht hat, im Ernst ausführen? — Ich antworte zur ersten Frage. Daraus, daß die gesetzgebende Gewalt solche Gesetze erlassen hat, folgt noch nicht, daß es wahre Gesetze sind. Sonst müßte man auch die diokletianischen Erlasse gegen die Christen wahre Gesetze nennen. Nach der Lehre des heiligen Thomas von Aquin gehört zum Wesen des Gesetzes, daß es eine Anordnung der Vernunft sei ... Diese Gesetze sind aber in Wirklichkeit und Wahrheit keine Anordnungen der Vernunft. Aus mehrfachen Gründen sind sie ungerecht, weil sie das höherstehende Recht des Priesters, das Recht des katholischen Volkes, verletzen. Ja, vielleicht versucht man sogar, den Priester zu Unehrenhaftem und Unerlaubtem anzuhalten. Sie ergehen nicht von demjenigen, dem die Sorge um die Gemeinschaft obliegt, also nicht von der rechtmäßigen Gewalt. Denn die Sorge für die religiösen Dinge obliegt nicht dem Staate. Somit ist hier die legitime Autorität noch weniger vorhanden, als wenn die französische Regierung für das Deutsche Reich Gesetze machen wollte. Wenn die Gesetze als Prohibitivgesetze nichtig sind, so wird auch die durch sie verhängte Strafe nicht rechtmäßig verhängt ..."

„Zur zweiten Frage antworte ich: Remigius hat sich keiner Gesetzesverletzung schuldig gemacht. Ob er also der Erholung wegen oder um andern geistliche Hilfe zu bringen in sein Vaterland zurückkehrte, eine Gesetzesverletzung war nicht vorhanden. Seine Freude über die nicht gezahlte Strafe ist also eine völlig einwandfreie, um so mehr als auch die Freude über die Verletzung dieser in sich nichtigen Gesetze nicht sittlich fehlerhaft ist. Das Ärgernis des Paulus ist also nicht begründet. Auch ist für gewöhnlich eine Handlungsweise wie die des Remigius für Katholiken nicht Gegenstand des Ärgernisses, sondern der Erbauung ..."

„Auf die dritte Frage antworte ich: Ist nicht Paulus, wenn er dem Remigius die Geldstrafe auferlegt, wegen Verletzung der Gerechtigkeit zur Wiedererstattung verpflichtet? Darf sich Remigius einem Verhaftungsversuch widersetzen? Das erste ist zu bejahen, weil die Handlung des Beamten Paulus objektiv ungerecht und theologisch schwer sündhaft wäre ... Obwohl Remigius besser auf die hauptsächlichen Schädlinge, nämlich auf die Urheber des ungerechten Gesetzes, zurückgreift, darf er sich doch auch an jeden unmittelbaren Urheber des Schadens halten, zumal wenn die andern Urheber schwer zu erreichen sind ... Eine Zurwehrsetzung, wenn sie ohne besondere Körperverletzung des Beamten geschieht, ist nicht unerlaubt, zumal wenn sie erfolgreich ist ... Blutige Verteidigung oder Körperverletzung des Beamten wäre für gewöhnlich hauptsächlich deshalb unerlaubt, weil sie der Anlaß für größere Übel und für Volksunruhen wäre ..."

Dieses eindrucksvolle Dokument jesuitischen Geistes enthält alle bezeichnenden Merkmale der Gedankenmoral, die in diesem Kampforden von alters her üblich ist. Von vornherein fehlt jeder sittliche Ernst; denn wie sollte sich sonst der Priester darüber freuen, daß er die Gesetze verletzt. Es ist gewiß keine Überraschung mehr, daß diese konsequent

katholische Auffassung die kirchlichen Interessen über die nationalstaatlichen stellt. Aber die oppositionelle Begründung, es handle sich bei den deutschen Reichsgesetzen um keine „Anordnung der Vernunft", ist in ihrer thomistischen Dummschlauheit beinahe entwaffnend. Man beachte auch die Floskel „für gewöhnlich", die bei der scheinheiligen Warnung vor „Volksunruhen" eingefügt ist. Im ungewöhnlichen, im entscheidenden politischen Kampffalle, bestehen diese moralischen Bedenken gegen den Aufruhr nicht, wie die Geschichte der Jesuiten hundertmal erwiesen hat. Dieses Lehmkuhlsche Musterbeispiel gibt ein richtiges Spiegelbild ihres Denkens und Verhaltens im Vorder- und Hintergrund. Es ist noch immer derselbe Geist, der aus der „Imago primi saeculi", dem Jubiläumsbuche zur ersten Jahrhundertfeier des Ordens, spricht: „Frieden ist ausgeschlossen, die Saat des Hasses ist uns eingeboren. Was Hamilcar für Hannibal war, das ist Ignatius für uns. Auf sein Geheiß haben wir an den Altären den ketzerischen Wölfen ewigen Krieg geschworen."

Von einem Exil in das andere

Südlich der Pyrenäen hat es die Truppe Jesu niemals, wie in Deutschland, Frankreich und England, mit ketzerischen Bewegungen zu tun gehabt. Ihre Aufgaben in Spanien und Portugal tragen daher einen wesentlich anderen Charakter. Es handelt sich hier nicht um die Eroberung der strittigen öffentlichen Macht für das klerikale Prinzip, sondern um die unmittelbare Durchdringung des Staatskörpers mit ihrem Willen, um eine direkte Nationalverwaltung. Hier tragen die Patres für die Landesgeschicke daher viel mehr Verantwortung als dort, wo sie nur eine kämpfende kulturpolitische Parteirichtung neben den andern sind. Geht es hier mit dem Wohl des Staates und des Volkes bergab, so können die jesuitischen Machthaber die Mißstimmung nicht ablenken, alle Schuld wird ihnen zugemessen werden. Das ist die einzige Gefahr für die Alleinherrschaft einer kleinen, abgekapselten Gruppe, und ihr ist der Orden im 18. Jahrhundert in den portugiesischen und spanischen Landen auch erlegen.

*

In Portugal finden die Jesuiten von Anfang an keinerlei Widerstände. Auch bei wechselnden politischen Verhältnissen bleiben sie obenauf. Bald wird in der Verwaltung von Staat und Kirche keine führende Stelle mehr ohne ihren Vorschlag oder ihre Zustimmung besetzt. Man hält es für

ein selbstverständliches Gewohnheitsrecht, daß sie als Beichtväter des königlichen Hauses über Ministern, Gouverneuren und Bischöfen stehen. So hat sich denn auch der unruhige, reformfreudige Politiker Dom Carvalho, der spätere Marquis von Pombal, bei ihnen um den Posten des ersten Ministers beworben, den sie ihm verschaffen, nachdem sie sein Programm gebilligt haben. Pombal will das verfallende portugiesische Reich in straffer Ordnung zusammenfassen; die weitverzweigten Kolonialunternehmungen übersteigen die inneren Kräfte des kleinen Mutterlandes, ein engerer Anschluß an den heimischen Kontinent scheint dringend notwendig.

Als Minister merkt Pombal bei seinen Restaurationsbestrebungen bald, daß ihm die Jesuiten hindernd im Wege stehen. Das strenge, selbstwillige Regiment behagt ihnen nicht, sie wollen mit dem Hochadel die alte, unbeständige Günstlingswirtschaft fortsetzen. In den Kolonien tritt der Jesuitenstaat Paraguay mit der Waffe in der Hand der Lissaboner Kabinettspolitik entgegen; die jesuitischen Missionsinteressen geraten mit der Kolonialmacht in Konflikt. Bald hält Pombal die Beseitigung der Patres für die dringendste Forderung der Staatsraison und macht sich mit krassen, bedenkenlosen Mitteln an die kühne Lösung der gefährlichen Aufgabe. Er veröffentlicht zunächst einen sensationellen „Bericht über das Reich der Jesuiten in Paraguay", der in der ganzen Welt ein ungeheures Aufsehen erregt und auch im Vatikan wie eine Bombe einschlägt. Die Patres hätten, behauptet Pombal, einen der ihrigen als Nikolaus I. in Südamerika zum Kaiser ausgerufen. Als Beherrscher des dortigen Handels hätten sie eine wucherische Ausbeutung getrieben. Dieser Nikolaus ist zwar nur ein von ihnen getaufter Indio, der eine rote Kampftruppe gegen die Weißen anführt, aber im übrigen sind viele der phantastisch klingenden Vorwürfe richtig.

Der Papst verordnet eine Visitation des Ordens in Portugal, und der untersuchende Kardinal entdeckt die ärgsten Mißstände. Die Patres haben verbotene Geld- und Warengeschäfte gemacht, sie betreiben einen schwunghaften Weinhandel und lassen sich beim Absatz der Kolonialprodukte Schmiergelder zahlen. Aber das genügt noch nicht für den geplanten großen Schlag.

Da kommen Pombal höfische Liebeskabalen zu Hilfe. Der genußsüchtige, haltlose König Joseph steht in zärtlichen Beziehungen zu einer Dame des Hauses Tavora; bei einer seiner Heimfahrten aus ihrem Palaste wird auf ihn ein mysteriöses Attentat verübt, der König trägt eine Schulterwunde davon, den Schuß hat offenbar ein anderer Liebhaber der Dame abgefeuert. Die Tavoras und ihr Anhang sind Freunde und eifrige Beichtkinder der Jesuiten, in denen der Minister die Urheber des Anschlages sehen will. Man unterwirft die beschuldigten Patres, darunter auch den fast achtzigjährigen Malagrida, ihren einflußreichen Senior, der Tortur; aber sie gestehen nichts, vielleicht sind sie in diesem Falle überhaupt unschuldig.

Die öffentliche Meinung des freigeistigen Europa kommt in Verlegenheit, sie ist zwar den Jesuiten feindlich gesinnt, aber sie mißbilligt auch das Vorgehen Pombals, dieses „despotischen Aufklärers". Sein französischer Ministerkollege Choiseul ermuntert ihn zu einer durchgreifenden Aktion; zwischen den Höfen von Lissabon und Madrid bereitet sich ein geheimes Einverständnis zur Vernichtung des Ordens vor. Im Januar 1759 läßt Pombal die letzten kirchlichen Rücksichten fallen. Alle Jesuiten in Portugal, über tausendfünfhundert an der Zahl, werden verhaftet; auch in den Kolonien, in Indien, Afrika und Brasilien, legt man sie in Fesseln und schleppt sie auf die Schiffe. Ihre riesenhaften Besitzungen, ihre Kassen, ihre Warenlager verfallen dem Staat. Die bekanntesten Patres hebt man für politische

Schauprozesse auf, die übrigen Gefangenen werden in Hafenlagern gesammelt, in Kauffahrerschiffen zusammengepfercht und in Civitavecchia, dem Hafen des Kirchenstaates, an den Strand gesetzt. Der Heilige Vater möge sich selbst seiner Pfaffen annehmen!

Die von allem entblößten Ordensleute überschwemmen nun Rom, dort werden sie anfangs als Märtyrer gefeiert, aber bald als eine unbequeme Last beiseitegeschoben. Niemand kümmert sich um die entrüsteten Breves des Papstes, man gönnt den bisher so übermütigen Jesuiten ihr nicht unverschuldetes und nun auch noch mit Lächerlichkeit behaftetes Unglück. Pombal läßt sich von dieser Volksstimmung zu einem grausigen Justizverbrechen fortreißen. Da man dem greisen Pater Malagrida an dem Attentat auf den König keine Schuld nachweisen kann, wird ihm in Lissabon der Inquisitionsprozeß wegen religiöser Irrlehre gemacht. In seinen Papieren haben sich unverständliche, mystische Tagebuchbetrachtungen gefunden, darauf gründet sich nun die Anklage der Ketzerei. Man veranstaltet mit feierlichem Pomp ein Autodafé, Malagrida wird vor dem Scheiterhaufen erdrosselt, sein Leichnam verbrannt und die Asche in den Tajo geworfen.

*

Die französische Regierung findet bessere Gesetzesgründe für die Austreibung des Ordens. Die Jesuiten haben sich in Frankreich nicht mit den reichen königlichen Schenkungen begnügt, sondern sich in kaufmännische Geschäfte von größtem Ausmaß eingelassen. Sie stecken zwar gern die Gewinne ein, pflegen aber die Verluste nach Möglichkeit auf fremde Schultern abzuwälzen, ihre Gläubiger sollen auf ihre Forderungen für einen „frommen Zweck" verzichten. Da nun der Franzose in vertragsrechtlichen Dingen besonders formalistisch denkt, erregt ihr eigenartiges Geschäftsgebaren

viel Ärgernis. Es kommt schließlich zu einem Riesenskandal, als der Pater Lavalette, Prokurator der Antillenmission, seine Spekulationsschulden in der enormen Höhe von zweieinhalb Millionen Livres nicht bezahlen will, obwohl er dazu imstande ist. Ihm sind einige Schiffsladungen von den Engländern weggekapert; das ist das Risiko solcher Handelsunternehmungen, und nun weigert er sich, die in Marseille fälligen Wechsel einzulösen. Die Faktoreien und Pflanzungen des Ordens auf Martinique haben zwar allein den mehrfachen Wert der Verlustsumme, aber die Mission tut nichts, um ihre Schuld zu decken. Man bietet den Geschädigten als Ersatz ein paar hunderttausend Seelenmessen an! Aber so gläubig sind diese Gläubiger nicht.

Das Marseiller Gericht verurteilt die Jesuitenmission, der gesamte Orden wird für haftbar erklärt. Aber der Jesuitengeneral in Rom erkennt die Schuld nicht an, weil das Missionsgeschäft angeblich nicht den Satzungen des Ordens entsprochen habe. Nun kommt der Streitfall in höchster Instanz vor das Parlament in Paris, die Patres sind so unklug, vor dieser, ihnen durchaus abgeneigten Behörde ihre schlechte Sache zu vertreten. Die Parlamentsräte verlangen die Statutenbeschlüsse der Generalkongregationen des Ordens kennenzulernen; daraufhin erklären sie eine Reihe von Bestimmungen für unsittlich und den französischen Gesetzen widersprechend. Aus dem kaufmännischen Zivilprozeß ist ein Staatskriminalfall geworden, das Parlament verbietet die Niederlassungen des Ordens auf französischem Boden.

Noch einmal legt sich der König zugunsten der Jesuiten ins Mittel, denn wozu gibt es denn Hofbeichtiger! Minister Choiseul besteht aber darauf, daß der Orden mindestens seine Verfassung zeitgemäß ändere. Papst Clemens XIII. steht jedoch ganz unter dem Einfluß des Jesuitengenerals Ricci; die beiden wollen die Verfallserscheinungen in der Gesell-

schaft Jesu nicht sehen und kümmern sich in ihrem klerikalen Eigensinn nicht um die Stimmen der aufgeklärten Völker, denen vor allem die jesuitische Beichtmoral ein Pfaffengreuel geworden ist. Der Papst bestätigt dem Orden in feierlicher Urkunde seine Tugend und Unschuld; den Gesandten der Staaten erklärt er: Sint, ut sunt aut non sint, sie sollen sein, wie sie sind, oder sie sollen nicht sein. Für Frankreich heißt das non sint. Im August 1762 wird ihre Verbannung rechtskräftig, König Ludwig XV. darf nicht mehr zögern, er beschlagnahmt den französischen Ordensbesitz für den Staat. Frau von Pompadour triumphiert, König Ludwig klagt zu ihr in müder Betrübnis: „Es ist meine einzige Hoffnung, den guten Beichtvater Perusseau als Abbé im Jenseits wiederzusehen."

Der Päpstliche Stuhl erleidet eine furchtbare Demütigung, das gnädige Sittenzeugnis des Heiligen Vaters wird in Frankreich und Portugal als Majestätsbeleidigung durch den Henker verbrannt, und Spanien, Neapel, Mailand und Sizilien verbieten die Veröffentlichung. Noch ehe man sich im Vatikan von dem Schreck erholt hat, folgt Spanien mit einer überraschend einsetzenden Aktion.

*

In Madrid hatte es der Orden niemals so leicht gehabt wie drüben in Lissabon, denn der hohe spanische Klerus begünstigte traditionell die Dominikaner, die alten Ketzermeister der Kirche. Die Jesuiten erweisen sich ihnen aber als theologische Splitterrichter, als Beichtpraktiker und Diplomaten in den Konkurrenzkämpfen bald überlegen. Im 17. Jahrhundert regierte der Jesuitenpater Neidhart, ein ehemaliger deutscher Reiteroffizier, das Land als Premierminister und Großinquisitor eine Zeitlang unumschränkt. Die fortschreitende Verarmung Spaniens, die Überflügelung durch die protestantischen Seemächte Holland und England

ist größtenteils eine Folge der neuerungsfeindlichen, romgebundenen Jesuitenwirtschaft. Je reicher ihr Orden wird, desto tiefer sinkt das Volk ins Elend hinab. Um die Mitte des 18. Jahrhunderts macht sich der Ruin auf allen Gebieten bemerkbar; beim Tode Karls II. war nicht einmal mehr das Geld in der Staatskasse, um die üblichen zehntausend Seelenmessen für den verstorbenen Monarchen zu bezahlen. Die Jesuiten hatten sich bereits alle finanziellen Betriebsmittel für das irdische und himmlische Heil der Spanier angeeignet.

Die Patres wollen die Unzufriedenheit des Volkes ablenken, ehe sie selber die Opfer der Rache werden. Eines Morgens ist der weite Platz vor dem königlichen Palast mit dichtgedrängten Menschenmassen gefüllt, die alle in der altheimatlichen Tracht mit breitkrempigen Hüten und schwarzen Radmänteln erschienen sind. „Nieder mit den französischen Hüten!" schreit die Menge, „Es lebe der Sombrero! Nieder mit der Teuerung, es lebe der billige Markt!" Bestürzt erscheint König Karl III., ein verbissener Autokrat, auf der Freitreppe und versucht, innerlich wutentbrannt, die Demonstranten durch Zugeständnisse zu beruhigen; er verspricht sogar, den anstößigen Finanzminister zu entlassen. Doch der „Aufstand der Hüte" ist so schnell nicht zu dämpfen, es kommt zu Scharmützeln mit den königlichen Garden. Die Ruhe wird erst wiederhergestellt, als die Jesuiten endlich die altspanisch kostümierten Revoluzzer zurückrufen.

Nicht ohne Berechtigung hält der König die Patres für die Anstifter, sie haben das Volk gegen die neumodischen Sitten aufgehetzt und die „gute, alte Zeit" beschworen. Ihr gefährlicher Einfluß auf das murrende Volk ist erwiesen, der König sieht in ihnen die eigentlichen Staatsfeinde und will sich ihrer nach portugiesischem Muster entledigen. Da die Patres, wie sich eben erst gezeigt hat, starken Machtanhang besitzen, soll der Orden mit militärischer Schlagkraft über-

rumpelt werden. Ministerpräsident Aranda, ein begeisterter Leser Voltaires und zynischer Jesuitenhasser, schickt an alle Provinzgouverneure und Truppenkommandanten versiegelte Schreiben, die erst am Abend des 2. April dieses Jahres 1767 zu öffnen sind. Die Ordre befiehlt, in der Nacht die Niederlassungen des Ordens überraschend zu umzingeln; die Patres sollen eingekerkert, die Novizen gegen einen Staatseid in die Weltlichkeit entlassen werden.

Und so geschieht's; sechstausend Jesuiten wandern binnen wenigen Stunden in allen spanischen Gauen ins Gefängnis. Die ganze Armee setzt sich von ihren Garnisonen aus in Bewegung, als die einzelnen Gliederungen der Ordenstruppe bald darauf unter militärischer Bedeckung in die Hafenstädte gebracht werden. Auch König Karl will seine Jesuiten dem Papst „zum Präsent machen". Dieses Mal trägt die Flottille, die nach Italien segelt, viermal mehr an geistlicher Menschenfracht, als damals vor acht Jahren die Portugiesen abliefern konnten. In Civitavecchia will man jetzt die Annahme des höhnischen Geschenks verweigern; auf Wunsch des Ordensgenerals hindern die päpstlichen Forts durch Kanonenschüsse die Landung der Schiffe. Die gequälten Patres werden schließlich in Korsika ausgesetzt, wo die Überlebenden ein jämmerliches Dasein fristen, bis man sie auch dort wieder verjagt.

*

Die nächtlichen Überfälle auf die Ordenshäuser werden nun auch in Italien staatliche Mode. Der Bourbonenstaat Neapel macht es ebenso, dann folgen der Herzog von Parma und der Großmeister von Malta. Anlässe und Prozeßverfahren glaubt man nicht mehr nötig zu haben. „Kraft der allmächtigen Gewalt, die der göttliche Lenker aller Vernunft in die monarchischen Hände gelegt hat", wird die jesuitische „Rotte der Finsternis", wie es im Stile der Auf-

klärungszeit heißt, aus den philosophisch erleuchteten Landen vertrieben. Was sich hier abspielt, ist eine Art nachträglicher Reformation in der katholischen Welt, es fehlt freilich alle religiöse Leidenschaft; das Hauptbedürfnis richtet sich auf die Säkularisierung der von den Jesuiten bis zur öffentlichen Untragbarkeit vermehrten Kirchengüter.

Die katholischen Mächte wollen sich freilich mit der Austreibung des Ordens aus ihren Grenzen nicht zufriedengeben, denn die Erfahrung lehrt, daß sie bei veränderten politischen Winden immer wiederkommen. Daher unternehmen jetzt Spanien, Frankreich und Neapel, also die drei bourbonischen Höfe, einen Kollektivschritt in Rom. Sie fordern die „gänzliche und völlige Aufhebung der Gesellschaft Jesu". Clemens XIII. sucht seine Schwäche durch ein schroffes Nein zu verhüllen. Die katholischen Westmächte drohen mit Gewalt, sie erwägen schon die Vertreibung des Papstes, dem seine Getreuen für den Notfall zu einer Flucht nach Österreich raten. Da stirbt der Papst mitten in seiner kritischen Stunde; die schwere Entscheidung muß unter seinem Nachfolger fallen.

Das Konklave der Kardinäle ist von diplomatischen Stürmen umtobt, die Bourbonenstaaten wollen den künftigen Papst nur anerkennen, wenn er die Beseitigung des Ordens verspricht. Der fügsame Franziskaner Ganganelli ist der jesuitenfeindlichen Koalition genehm und kann als Clemens XIV. den Römischen Stuhl besteigen. Da er um jeden Preis den Frieden wiederherstellen will, darf man von seiner unselbständigen Natur das Verbot erwarten.

Nur die Kaiserin Maria Theresia sucht dem Orden noch eine letzte Hilfe zu leisten. Die rührselige Frau mag sich von ihren „geliebten Kindern", die einst ihre Erzieher waren, nicht trennen. „Sei Er nur ohne Sorge, solange ich lebe, habt Ihr nichts zu fürchten", schreibt sie ihrem geistlichen Freund, dem Pater Koffler. Aber ihr Sohn und Erbe

Joseph II. ist ein westlich aufgeklärter Fürst, er hat dem französischen Minister Choiseul seinen Beifall ausgesprochen und geäußert, er kenne die jesuitischen Bestrebungen „Finsternis über den Erdboden zu verbreiten und Europa vom Kap Finistere bis an die Nordsee zu regieren und zu verwirren". Seine arme Mutter aber findet keinen Schlaf, wenn sie solche lästerlichen Worte hört. Sie bittet den Heiligen Vater in einem Brief, den ihre Tränen genetzt haben, er möge den furchtbaren Schritt doch wenigstens verschieben.

Clemens XIV. beruft sich mit Freuden auf den Wunsch der Kaiserin, er hofft noch immer auf eine göttliche Fügung, oder, irdisch ausgedrückt, auf einen politischen Krach unter den Ordenshassern. Aber in dieser Frage steht Europa immer fester zusammen. Der Wiener Kanzler Kaunitz verlangt Rücksichtnahme auf Frankreich; Marie Antoinette, die Tochter der Kaiserin, ist die Gemahlin des Dauphin geworden, und Österreich darf den Nutzen dieser Verbindung nicht durch neue Verstimmungen gefährden. Maria Theresia sieht das allmählich kummervoll ein; „wegen der Jesuiten bin ich untröstlich und in Verzweiflung", vertraut sie ihren Aufzeichnungen an. Nun sind sich alle katholischen Staaten gegen die Jesuiten einig geworden, der bayrische Kurfürst hat sogar die geistlichen Rheinfürsten für das „große Komplott der Sünde" gewonnen, wie sich die noch immer höchst betriebsamen Patres auszudrücken belieben. Noch während des gewaltigen Kesseltreibens wagt der hochmütige Ordensgeneral Ricci einem Besucher zu sagen: „Sehen Sie, von diesem kleinen Kabinett aus regiere ich die Welt, mag auch die ganze Welt versuchen, gegen uns zu regieren."

*

Erst vier Jahre nach seiner Wahl, im Juli 1773, unterschreibt der Papst das Todesurteil gegen den mächtigsten Orden, den die römische Kirche hervorbrachte. Es ist

das Breve „Dominus ac redemptor noster", „Unser Herr und Erlöser...", das den klaren Schlußstrich ziehen will. Die Bulle, mit der einst die Truppe Loyolas ihre Ordensrechte erhielt, begann mit dem Hinweis auf das Regiment der streitbaren Kirche. Der jetzige Papst, der die römische Kampfgarde notgedrungen wieder auflöst, beginnt seinen Erlaß mit der Anrufung des Friedensfürsten Jesus, der auch seine Diener zu Boten des Friedens bestimmt habe. Von Anfang an wäre die Gesellschaft Jesu eine Störerin dieses Friedens gewesen, wenn sie auch der Kirche „bemerkenswerte Vorteile" gebracht hätte. Ihr Bestehen verhindere den wirksamen und dauerhaften Kirchenfrieden und gefährde den Segen, den die Werke des Glaubens spenden. „Darum erklären wir kraft apostolischer Machtvollkommenheit besagte Gesellschaft für aufgelöst, unterdrücken sie, heben sie auf und schaffen sie ab."

General Ricci wird als Gefangener des Papstes in die Engelsburg abgeführt, man behandelt ihn „ehrenhaft wie einen kriegsgefangenen Offizier", aber die Freiheit sieht er nicht mehr wieder. Die Kurie weiß, daß die Mitglieder des verbotenen Ordens sich zuallererst an ihren General gebunden fühlen. Würde er die Fortführung der Jesuitenarbeit außerhalb der päpstlichen Reichweite befehlen, so könnte er, sich auf den Kadavergehorsam seiner Truppe verlassen, die sich auch weiterhin als fest zusammengehörig betrachtet und damit beweist, daß sie wirklich ein Sondergebilde und in mancher Hinsicht sogar ein Fremdkörper der katholischen Kirche geworden ist.

Die Exjesuiten streuen sogleich phantastische Legenden über die tragische Rolle des Papstes aus. Er hätte das Breve nachts an einem Fenster des Quirinals mit Blut unterschrieben, wäre dann ohnmächtig zusammengebrochen und hätte die nächsten Tage nackt und wie gelähmt auf seinem Bette gelegen und immerfort geschrien: „Ich bin

verflucht, die Hölle ist meine Behausung." Als Clemens XIV. schon ein Jahr nach seinem schicksalsschweren Erlaß aus dem Leben scheidet, sehen sie darin den Finger Gottes. Ob sie dabei, wie oft behauptet wurde, nachgeholfen haben, ist ungewiß. Der Teufel habe, berichten sie selbst, den Geist des Papstes mit Wahnsinn geschlagen, und nur durch ein Wunder sei er in letzter Stunde vor seinem Tode noch einmal zur Vernunft gekommen. Da hätte er sich mühsam zu seinem Pult geschleppt, um sich in einem Abschiedsschreiben als den unwürdigsten aller Päpste zu bezeichnen und das sündhafte Breve zu widerrufen. Heimlich zeigen sie auch ihren Anhängern ein gefälschtes Schriftstück vor, in dem der Papst seine Order eine rechtlich unwirksame Erpressung zu nennen scheint. Auf die Masse der Gläubigen machen die Täuschungsmanöver der Patres keinen sonderlichen Eindruck, nur die religiös überspannten Klosternonnen weinen ihnen bittere Tränen nach.

*

Wo der Wille des Papstes nicht gilt, also in ketzerischen und schismatischen Ländern, erfährt die Haltung der Regierungen gegenüber dem Orden keine Änderung. Daß Friedrich der Große die Jesuiten in Schlesien und Westpreußen, seinen neuerworbenen Ostprovinzen, weiterduldete, ist stets als besonderes kulturpolitisches Kuriosum gewertet worden. Die religiösen Verhältnisse, die Friedrich bei seinem Einmarsch in Schlesien vorfand, waren freilich die kompliziertesten, die es damals in Deutschland gab.

Bis zum Dreißigjährigen Kriege überwog in den langgestreckten schlesischen Landen, die in eine Reihe von Herzogtümern und Standesherrschaften zerfielen, der evangelische Glaube. Nach der böhmischen Gegenreformation wurden auch Oberschlesien und Glatz von den Jesuiten zwangsbekehrt. In Mittel- und Niederschlesien blieb die Lage auch

nach dem Westfälischen Frieden ungeklärt. Wo auf den zersplitterten Territorien protestantische Fürsten walteten, galt Gewissensfreiheit; in dem habsburgischen Hausgebiet herrschten die alleinseligmachenden Kutten. Als der Kaiser 1675 die piastischen Herzogtümer Liegnitz, Brieg und Wohlau rechtswidrig als erledigtes Lehen an sich brachte, gewannen die Jesuiten in den verwaisten Städten die Oberhand. Der kaiserliche Landesherr hatte den protestantischen Kultus auf ein paar dörfliche „Gnadenkirchen" beschränkt, sie durften aber nur aus Holz und Lehm errichtet werden. Karl XII. von Schweden verschaffte durch seine Siege über das katholische Mitteleuropa den schlesischen Lutheranern Erleichterung. Die Gnadenkirchen wurden vermehrt, sie durften jetzt auch aus Stein erbaut und mit Türmen geziert werden. Der Kaiser versprach sogar die Restitution der seit 1648 den Protestanten entzogenen Kult- und Unterrichtsstätten, aber die Jesuiten wußten die historische Rechtslage so geschickt zu verwirren, daß sich 1740 bei der preußischen Okkupation eigentlich niemand mit dem Durcheinander der Ansprüche auskannte.

König Friedrich versichert sogleich, „seine Grundsätze seien unendlich weit von allem entfernt, was in Sachen der Religion nach Verfolgung und Zwang schmeckt". Er wolle „alle Rechte, Gebräuche, Privilegien und Freiheiten bestätigen, ohne daß jemand ausgenommen wird, nicht einmal die Jesuiten". Und Friedrich ist in der Tat der erste deutsche, ja europäische Monarch, der mit dem Grundsatz der Toleranz buchstäblich und dem Sinne nach völligen Ernst macht. Er bevorzugt kein Bekenntnis, weil seine Weltanschauung keiner konfessionellen Lehre vor der andern den Vorrang gibt; möge jeder seiner Untertanen selber sehen, wie er seine Seligkeit sucht und findet. Die Jesuiten erscheinen ihm daher auch nicht als eine religiöse Gefahr. Wer sich etwa freiwillig von ihnen bekehren läßt, hat das mit sich selber

auszumachen. Wenden sie Druckmittel, etwa durch Ausnutzung wirtschaftlicher Abhängigkeiten, an, so vergehen sie sich gegen das Staatsgebot der Gewissensfreiheit und werden demgemäß bestraft. Dieser willensklare absolute Monarch traut sich die Einsichten und Energien zu, um religiöse Friedensstörer niederzuhalten.

Als der Papst nun den Jesuitenorden in der ganzen Welt verbietet, ist auch der Preußenkönig kirchenrechtlich befugt, die Besitztümer der Jesuiten in Schlesien zu säkularisieren und den Patres Seelsorge wie Lehrtätigkeit zu untersagen. Warum tut er es nicht? Schon 1770 hat er witzelnd an Voltaire geschrieben, er werde „seine lieben Jesuiten, die man überall verfolgt, wie ein kostbares Samenkorn bewahren, um einst denjenigen davon mitteilen zu können, die Lust hätten, diese kostbare Pflanze zu kultivieren". Er hat zwar an anderer Stelle geäußert, so billige Schulmeister und Pfaffen wie die Jesuiten bekäme er nicht wieder. Aber auch das ist mehr ein ironischer Einfall als eine stichhaltige Begründung. Der Grundbesitz des Ordens in Schlesien deckt seinen Unterhalt reichlich. Friedrich könnte ja den Grundbesitz einziehen und den jesuitischen Lehrern dafür Gehalt zahlen. Tatsächlich erfolgt diese Ablösung auch schrittweise, und die Staatsverwaltung wirtschaftet bald höhere Erträge aus den Gütern heraus als die geistlichen Prokuratoren. Es geht dem König im Grunde nicht um praktische Zweckmäßigkeit; er will vor allem die Nadelstiche politisch erwidern, mit denen ihn der päpstliche Hof bedacht hatte.

Die Kurie nennt ihn nämlich noch immer den „Markgrafen von Brandenburg", sie erkennt das Königreich Preußen nicht an, weil sie auf dem Standpunkt steht, das ehemalige preußische Ordensland sei dem Deutschen Ritterorden von den Hohenzollern widerrechtlich entrissen worden. Während Rom die dänischen und schwedischen Könige trotz ihres protestantischen Glaubens respektiert, hat man ihn als den

„gottlosen Berliner Marquis" geschmäht. Das heilige Offizium hat überdies noch seine philosophischen Schriften als „lügenhaft" auf den Index der verbotenen Bücher gesetzt. Er möchte daher die Bosheiten des Papstes mit einem Streich parieren, der so recht nach seiner witzigen Laune ist. Seit die Jesuiten die römische Ungnade auskosten müssen, behandelt er seine „bons pères Ignatiens" mit besonderer Freundlichkeit.

Noch ehe der Papst das Verdammungsbreve veröffentlicht, läßt er den Ordensgeneral durch ein Schreiben seines Ministers Carmer einladen, den gefährdeten Amtssitz von Rom nach Preußen zu verlegen. „Ich kann versichern", schreibt der Minister, „wenn der General seinen Sitz in hiesigen Landen aufschlagen wollte, daß er bei Seiner Majestät eine sehr graziöse Aufnahme finden würde." Der königliche Spaßvogel meint es damit auf seine Art völlig ernst, er fürchtet sich vor den Patres nicht, er würde sie schon in Schach halten, wenn sie wirklich unter dem Gelächter und der Entrüstung der Parteien in Preußen Zuflucht suchen wollten. Diese große Blamage bleibt dem Papst zwar erspart, aber die in Preußen ansässigen „Ignatiens" gehen auf Friedrichs Anregungen ein, sie bleiben gegen den päpstlichen Willen als Ordensgesellschaft beisammen und geraten zum Vergnügen des Monarchen mit dem Breslauer Bischof aneinander. Der König hat die Verlesung des Auflösungsbreves in seinen Landen untersagt, der Bischof fleht nun für sich um „Gewissensfreiheit", er will keine jesuitischen Scholastiker mehr ordinieren, er hat aus Rom den strengen Befehl, „die Listen und schändlichen Pläne der Kinder der Bosheit, die in Preußen ausgebrütet werden, zunichte zu machen". Jahrelang verfolgt die Welt mit Spannung und Schadenfreude den grotesken Konflikt.

Als Clemens XIV. plötzlich stirbt, schreibt der französische Philosoph d'Alembert an seinen königlichen Freund: „Alle

Briefe aus Rom versichern, daß der Tod des Papstes ein Meisterstück der jesuitischen Apotheke ist. Könnte Eure Majestät nicht für diese Ehrenmänner in ihrem Kolleg zu Breslau einen Lehrstuhl für Pharmazeutik errichten, worin sie so bewandert zu sein scheinen." Der König antwortet mit abwehrender Kürze: „Meine guten Patres sind in alle diese Greuel nicht verwickelt." Aber allmählich wird er der kulturpolitischen Komödie überdrüssig, er zieht die Jesuiten wieder aus seiner Kampflinie heraus, und sie führen als „Priester des Königlichen Schulinstituts" fortan ein stilles preußisches Beamtendasein.

*

Zu einer viel größeren Wirksamkeit im Rahmen der Ordenstradition gelangen die Exjesuiten in Rußland. Kaiserin Katharina II. ist dem Beispiel Friedrichs gefolgt; auch sie läßt das päpstliche Breve nicht in Kraft treten. Sie hat die Patres ja eben erst in ihren Schutz übernommen; bei der Ersten Teilung Polens waren ihr 1772 die weißrussischen Gebiete mit ihrer römisch-katholischen Bevölkerung zugefallen. Einen regelmäßigen öffentlichen Schulunterricht hatte man bisher in Altrußland kaum gekannt. Kein Wunder, daß die Zarin in der Bildungsarbeit der Jesuiten, die der Westen Söhne der Finsternis nennt, eine Errungenschaft des Fortschritts erblickt. Sie dürfen sich in Petersburg niederlassen und die Erziehung des Adels übernehmen. Vorläufig sind sie klug genug, ihren Bekehrungseifer zu zügeln und sich auf die Lehrtätigkeit zu beschränken, für die ihnen die Regierung im ganzen Reiche Anstaltshäuser und Renten zur Verfügung stellt. Aus den unterdrückten Ordensprovinzen erhalten sie mehr und mehr Zuzug, sie behalten Namen und Organisationsformen bei und bilden auch bald wieder Novizen aus.

Die beiden nächsten Päpste, der sechste und der siebente Pius, sind dem aufgelösten Orden günstiger gesinnt. Man

geht in Rom allmählich zur heimlichen Duldung des jesuitischen Existenzkampfes und dann zur stillschweigenden Unterstützung über. Die große französische Revolution bringt einen Wandel in der Gesinnung der alten Höfe, die jetzt erkennen, welche Gefahr die Geistesfreiheit für sie selbst bedeutet. In den weltanschaulichen Stürmen des alten Jahrhunderts bilden sich neue katholische Bünde, die das jesuitische Prinzip wieder aufnehmen und größtenteils aus alten Ordensmitgliedern bestehen. In Italien gründet der herrschsüchtige Schwärmer Paccanari, der sich als zweiter Loyola fühlt, die „Gesellschaft vom Glauben Jesu", und in Belgien entsteht die „Gesellschaft vom heiligen Herzen Jesu", die sich der Pariser Propaganda der liberalen Menschenrechte entgegenwirft. Die beiden Brüderschaften schließen sich immer enger den russischen Jesuiten an.

Im hohen katholischen Klerus wird die Wiederherstellung des Ordens bald wieder eifrig erörtert. Die gemäßigte, einsichtige Richtung verspricht sich davon nichts Gutes; man müsse die religiöse Eintracht fördern, nicht aber die Welt des Glaubens durch ehrgeizige Kampftrupps entzweien. In diesem Sinne äußert sich auch der erste deutsche Kirchenfürst jener Zeit, Kurfürst Maximilian von Köln, Maria Theresiens jüngster Sohn: „Ich befürchte, daß man, ohne das Übel zu heben, durch die Wiedereinführung der Gesellschaft Jesu die Gärung bloß vermehren, die Verlegenheit vergrößern würde. Ich war gottlob nie Jesuit, nie Jansenist, nie Skotist, nie Thomist, nie Molinist, sondern strebte nur zu sein ein guter Christ. Die Verschiedenheit der gelehrten Meinungen und der geistlichen Orden hat so verschiedene Faktionen in der Kirche Christi hervorgebracht, daß ich eher auf die Verminderung als die Vermehrung solcher Unterabteilungen des Klerus antragen würde, wenn ich nicht überhaupt von Neuerungssucht entfernt wäre ... Als die Jesuiten zuerst errichtet wurden, war die Unwissenheit sehr

groß; es war ihnen demnach leicht, sich des Alleinhandels der Gelehrsamkeit und des Unterrichts zu bemeistern. Jetzt ist es nicht mehr so. Die fähigsten jungen Leute sind nicht mehr Jesuiten, sondern dem Gegenteil zugetan. Der Fuß der alten Jesuiten ist verloren. Gelehrte, Geistliche von Fähigkeiten und exemplarischem Wandel würden sich gegen solche Wiedereinführung aller derjenigen Mittel bedienen, die ehemals von den Jesuiten selbst benutzt wurden. Es würde das kleine Häuflein der noch redlich christlich Denkenden in Gärung bringen, trennen und den Widersachern nur Vorteile zur gänzlichen Vernichtung der Religion an die Hand geben."

*

Die schärfsten Jesuitengegner der Zeit sind natürlich die Pariser Jakobiner; während der Schreckensherrschaft Robespierres werden in Frankreich alle ehemaligen Angehörigen des Ordens ergriffen und zur Guillotine geschleppt. Napoleon als politischer Vollender der Revolution hält sich natürlich für einen überzeugten Widersacher jesuitischer Prinzipien; er ahnt nicht, daß seine Weltpropaganda die von den Jesuiten zuerst entwickelten Methoden einschlägt. Als junger Kaiser schreibt er seinem Polizeiminister Fouché: „Beobachten Sie sorgfältig alle heimlichen Bestrebungen der spanischen Loyola-Priester. Sie nehmen alle Arten von Gesichtern an. Ich will aber weder ein ‚Herz Jesu' noch eine ‚Brüderschaft des heiligen Sakraments', noch irgend etwas, was einer Organisation religiöser Miliz ähnlich sieht. Teilen Sie den Redakteuren mit, daß ich den Namen der Jesuiten überhaupt nicht genannt wissen will. Alles, was die Rede auf diese Gesellschaft bringen könnte, soll in den Zeitungen vermieden werden, ich werde nie die Wiedereinführung des Ordens erlauben, jede Erörterung darüber nützt lediglich unsern Feinden."

Fouchés geheime Überwachungskanzlei, deren Fäden durch

ganz Europa laufen, ist freilich ganz nach jesuitischen Vorbildern eingerichtet; er bedient sich für seine unterirdischen Zwecke mit Vorliebe politischer „Konvertiten" aus der altfeudalen Gesellschaft und weiß daher ganz genau, bei welcher angeblichen polnischen Tänzerin etwa der österreichische Legationsrat gestern abend soupiert hat. Talleyrand, sein Genosse und Konkurrent in den Künsten der Gesinnungslosigkeit, hat Fouché nicht mit Unrecht als den „neuen Polizeijesuiten Europas" bespöttelt.

Als Napoleon den Feldzug gegen Rußland vorbereitet, leisten die Jesuiten dem Zaren die besten Kundschafterdienste. Sie sind nun in der russischen Welt längst heimisch geworden und genießen die höchsten Ehren. Kaiser Paul I. hat ihnen die Universität Wilna ausgeliefert, die nun noch einmal die barocke Kulturscholastik verblichener Zeiten künstlich aufblühen läßt. Im Jahre 1801 stellt Papst Pius VII. durch das Breve Catholicae fidei die Gesellschaft Jesu als eine Schulkongregation für Rußland wieder her. Jetzt wählen die Patres wieder einen General und betrachten Rußland als ihr Sprungbrett für neue Weltunternehmungen; sie schicken auch schon wieder Sendboten nach Spanien und Neapel aus, wenn ihnen dort ein politisches Lüftchen lächelt. Vertreibt man sie wieder, so schadet das nichts; sie rechnen nicht mit längerer Dauer der napoleonischen Herrschaft, der „Höllenkaiser" werde noch früh genug dem Lichte des Glaubens unterliegen. Napoleon weiß die Gefahren, die ihm von den Jesuiten in Rußland drohen, ganz richtig zu ermessen. Zu seinen Kriegszielen im Osten gehört auch die „endgültige Ausrottung dieser Pfaffengesellschaft, die sich in die äußersten Winkel des Erdteils verkrochen hat". Daß aber die Ofenheizer und Geschirrwäscher in den von ihm besetzten russischen Schlössern Jesuiten sein könnten, kommt ihm nicht in den Sinn. Auch die eingefangenen Bauern, die den französischen Truppen falsche Wege durch die Einöden weisen,

stellen sich so dumm an, daß man sie niemals für gelehrte Patres halten würde.

In der Seele Kaiser Alexanders von Rußland, des jüngsten fürstlichen Jesuitenprotektors, mischen sich phantastisch die alten aufklärerischen und die neuesten romantischen Vorstellungen. Die Patres bestärken ihn in seinen mystischen Plänen, die auf eine christlich-patriarchalische Weltbeglückung abzielen. Die Ideen der „Heiligen Allianz", die Europa politisch und kulturell befrieden sollen, machen ihm die Jesuiten in Gesprächen und in Denkschriften ihrer Mittelsmänner so mundgerecht, daß er sie für sein eigenstes Gedankengut hält. Er schwärmt von einer christlichen Einheitsreligion und möchte seine griechische Kirche so umbilden, daß jedes Schisma fällt. Dazu studiert er das Prayerbook der englischen Hochkirche ebenso wie die neuherausgegebene Staatslehre des jesuitischen Philosophen Bellarmin. Da das Papsttum in der napoleonischen Ära entmachtet ist, sieht es jetzt so aus, als könne man die Rechnung ohne Rom machen. Daß die Jesuiten diese unklaren romantischen Träumereien an feudalen Kaminen für nebelhafte Illusionen halten, verschweigen sie wohlweislich, sie wollen ihre wirkliche Zukunft, sobald es die Umstände zulassen, wieder eng mit dem Papsttum verknüpfen.

*

Im Frühjahr 1814 kann Pius, der seit einem Jahrzehnt bald hier, bald dort, die gewalttätige „Gastfreundschaft" Napoleons genossen hatte, wieder die Herrschaft über den Kirchenstaat antreten. Der Sturz des Korsen hat die Lage in Europa von Grund auf gewandelt; man weiß noch nicht, ob das Rad der Geschichte vorwärts oder rückwärts rollen wird. Die Jesuiten sind zwar die Verbündeten der legitimen Monarchen im Kampfe gegen die Geistesmächte der liberalen und nationalen Revolution, aber sie wollen viel bewußter und entschiedener in die Kultur der Vergangenheit zurück.

Der Papst gewährt ihnen jetzt mit Freuden die offizielle Neubestätigung durch die Kirche. Am 7. August 1814 feiert Rom die Neubegründung des Jesuitenordens mit festlichem Gepränge. Die Fahnen wehen, alle Glocken läuten, und kriegerisch krachen die Böller. Der Papst, von den Veteranen des Ordens begleitet, beugt das Haupt vor dem bekränzten Standbild des heiligen Ignatius in der Peterskathedrale, zu dessen Füßen sich das scheußliche Ungeheuer krümmt, der Dämon der Ketzerei. Dann wendet sich der Zug mit Musikchören, Heiligenfahnen und Reliquien nach dem Gesu, der alten Hauptkirche der Jesuiten, deren weiträumiger, barocker Prachtbau heute der Gesellschaft Jesu zurückverliehen wird. Hier erwartet den Papst der Pater senex des Ordens, der hundertsechsundzwanzigjährige Albert de Montaldo, der im Jahre 1706 das Gelübde abgelegt hat und somit schon hundertacht Jahre lang dem Orden angehört. „Seht, welch ein Lebenswunder des Höchsten", ruft der ergriffene Papst, „möge die Gnade, die auf diesem Sterblichen ruht, ein Symbol für die Unsterblichkeit des Jesuitenwerkes sein!"

Die nächsten Jahre geben dem wiederhergestellten Orden nur einen sehr beschränkten Spielraum, er kann sich nur in den italienischen Staaten und in Spanien vorwagen. Die Großmächte fürchten seine Einmischung in den Wiener Kongreß; „wir haben an einem Westfälischen Frieden genug", sagt der Preuße Wilhelm von Humboldt, als die Russen bei der Behandlung der schwierigen polnischen Frage ein Schriftstück vorlegen, das offensichtlich der Jesuitenfeder entstammt. Auch die Auseinandersetzung mit ihren erwartungsvollen Untertanen möchten die Regierungen ohne jesuitische Quertreibereien vornehmen, denn man darf den Patres durchaus zutrauen, daß sie sich das weltanschauliche Zwielicht für unkontrollierbare Zwecke zunutze machen möchten.

Der Ordensgeneral Thaddäus Brzozowski ist Pole und

residiert auch weiterhin in Rußland; er mahnt seine Brüder zur Vorsicht bei ihrem Wiedererscheinen in Mittel- und Westeuropa; darüber kommt es bei der gesunkenen Disziplin, dem natürlichen Erbe der Verbotszeit, zu heftigen neuen Auseinandersetzungen. Daß aber der Orden im Grunde ganz der alte geblieben ist, daß er seine Ideale, seine Praktiken und seine Fehler beibehalten hat, zeigt sich gerade in diesen letzten Jahren seiner russischen Tätigkeit. Die „Heilige Allianz" ist kein von Rom aus gespieltes Instrument geworden, sondern ein Weihrauchtempel der monarchischen und diplomatischen Eitelkeiten; es lohnt sich für die Patres nicht, mit dem glatten Skeptiker Friedrich von Gentz, dem propagandistischen Sprachrohr der Siegermächte auf ihren Kongressen, um eine Politik des wahren Glaubens zu markten.

Darum legen sie jetzt das Hauptgewicht auf die Katholisierung Rußlands und entfesseln einen Kulturkampf, in dem die Oberschichten des Zarenreiches zum ersten Male in stärkere geistige Bewegung geraten. Der Kaiser hat der englischen Bibelgesellschaft Privilegien verliehen; sie führt die Heiligen Schriften in den verschiedenen Sprachen des Ostens ein; die Massenauflagen ermöglichen einen so billigen Preis, daß sich alle Lesekundigen das heilige Buch der Christenheit anschaffen können. Nun wettern die Patres gegen die Ketzerei des Bibellesens, sie fangen sogar mitunter die Bücherkisten ab und verbrennen sie bei Jugendumzügen auf den Scheiterhaufen. In den Randgebieten hetzen sie das niedere Volk der Esten, Letten und Litauer gegen ihre „lutherischen Tyrannen" auf. Die wissenschaftlich oft rückständigen russischen Popen machen sie als Dummköpfe lächerlich. An der Wolga und am Schwarzen Meer versuchen sie von ihren Missionsstationen aus Massenbekehrungen in Szene zu setzen. Anfangs haben sie dabei ziemlich leichtes Spiel, da die russisch-orthodoxe Kirche sich ebenso-

wenig wie die protestantische für alleinseligmachend hält und überdies weder auf Angriff noch auf Abwehr eingestellt ist.

Die jesuitischen Proselytenmacher haben auch beim russischen Adel, den der historische Nimbus des Papsttums und der katholischen Höfe lockt, mancherlei überraschende Erfolge; aber gerade diese sollen dem Orden verhängnisvoll werden. Kaiser Alexander sieht seine Traumphantasien von einer neuen christlichen Una sancta unter seiner Führung zerronnen und fühlt sich auch von einem stürmischen, zerrüttenden Religionswirrwarr bedrängt. Die Schuld der Jesuiten liegt offenkundlich zutage; Alexander entzieht ihnen jetzt um so leichteren Herzens seine Gunst, als ihm jetzt auch schon einheimische Lehrkräfte zur Verfügung stehen. Ein Petersburger Bekehrungsskandal bringt den Konflikt zwischen Staat und Orden zum krassen Ausbruch. Der junge Fürst Galitzin, einer der vornehmsten und reichsten Magnaten des Hofes, wird unter dem Einfluß der Patres von einem wilden Renegatenfieber ergriffen. Er hüllt sich in ein grobes Bußgewand, behängt sich mit Heiligenbildern, zieht Litaneien singend und predigend durch die Straßen und will seinen riesigen Familienbesitz dem Orden schenken. Damit ist das Maß voll, der Kaiser befiehlt im März 1820 die Ausweisung der Jesuiten aus dem ganzen Reich, nachdem er sie schon vorher aus den beiden Hauptstädten verbannt hatte.

*

In demselben Jahre werden sie nach einer Gastrolle in Spanien auch dort schon wieder durch „das Brüllen der Hölle" vertrieben. So nennen sie die spanischen Cortez, in denen die liberale Verfassungspartei die Oberhand hat. Den aus Ost und West Vertriebenen öffnet jetzt die österreichisch-ungarische Doppelmonarchie zögernd ihre Tore. Der allmächtige Metternich ist als weltlich gerichteter Diplomat

zwar nicht ihr Freund, aber er will den Versuch machen, ob sie ihm in den höheren Ständen eine zuverlässige Bildungsschicht heranziehen, die ihm den Kampf gegen die nationalen „Demagogen" führen hilft. Die religiösen Gesichtspunkte sind in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts für die monarchischen Regierungen nicht ausschlaggebend; der Kulturkampf entwickelt sich vorwiegend in den Gegenfronten der staatlichen Revolution und der Restauration. Der Klerikalismus wird als römisches Willensprinzip erst wieder selbständiger, als die großen allgemeinen Gestaltungsfragen des Verfassungslebens und der Reichsgründungen in Deutschland und Italien ihrer Lösung entgegengehen.

Drei Grundkräfte bestimmen Werden und Formung dieses Jahrhunderts: die vielverzweigte liberale Bewegung, die konservative Feudaltradition und das römische Kulturdogma, dessen starrer Kern von elastischen Hüllen umgeben ist. Der Jesuitismus schafft der päpstlichen Sphäre zugleich den festen Halt und die operative Leichtigkeit. Die Zeit der wilden Glaubenskämpfe und der konfessionellen Bekehrungen ist vorbei, es handelt sich jetzt um die Anlage und den Ausbau kultureller Festungswerke auf dem behaupteten Boden. Wenn man das Säkulum gemeinhin das liberale nennt, so gilt das mehr für die äußeren Erscheinungen als für die innere Lage, die in den stärksten Widersprüchen geschichtet ist. Wir finden die konservativen Kräfte zeitweilig mit den klerikalen, später ebenso häufig mit den liberalen verbündet. Klerikale und Liberale betrachten sich aber als unversöhnliche Gegner. Erst der Niedergang des parlamentarischen Systems und die politische Ratlosigkeit nach dem Weltkriege ermöglicht in Deutschland die weltanschaulich naturwidrige Zusammenarbeit der Linksparteien mit dem römisch orientierten Zentrum.

Die Jesuiten haben dem modernen Klerikalismus in Europa den Weg gebahnt und sich selbst bei dieser Pionier-

arbeit oft als der vorderste verlorene Haufe für das Papsttum aufgeopfert. Sie müssen an Glanz und Macht viel preisgeben, aber sie haben die Zersetzungskrisen überwunden, die den Orden im Zeitalter der Aufklärung auch von innen her bedroht hatten. Der häufige Regimewechsel unter dem Druck jener neuen Staatsmacht der öffentlichen Meinung führt jetzt recht oft zu ihrer Vertreibung und Wiederzulassung in den einzelnen Ländern. Sie werden dadurch noch heimatloser und verlieren allen festen irdischen Schicksalsboden unter den Füßen. In diesen Epochen der fortschreitenden nationalen Sammlung wirken sie daher immer schemenhafter und abstrakter. Weil aber ihr weltliches Gepäck allmählich immer geringer wird, trifft sie nun auch die Ausweisung aus diesem oder jenem Hoheitsgebiet immer weniger.

In den protestantischen Staaten, wo die Katholiken nur eine winzige Minderheit bilden, ist der Orden vor Verfolgung am sichersten. Hier können die Jesuiten keinen Einfluß auf die politische Führung erstreben, und die religiöse Bekenntnisfreiheit versteht sich von selbst. Darum gründen die Patres jetzt in Holland, England, Skandinavien und auch in den Vereinigten Staaten von Amerika zahlreiche Ordenssitze; hier richten sie ihre Ausbildungsanstalten und ihre Missionszentralen ein. Muß die aktive Kampftruppe ein Land verlassen, so findet sie in diesen Stätten Zuflucht und Ruhe zum neuen Pläneschmieden.

Die finanziellen Mittel müssen natürlich in katholischen Gauen aufgebracht werden. Aber die weltwirtschaftliche Freizügigkeit des Geldes, die im 19. Jahrhundert bald keine Hemmung mehr kennt, gestattet ihnen jede beliebige Übertragung der Besitzwerte. Die moderne Betriebsform der klerikalen Internationale ist völlig darauf angewiesen, vor keiner Landesgrenze halt machen zu müssen. Sobald der überstaatliche Verkehr ins Stocken gerät, sind die römischen

Orden gezwungen, entweder die ihnen so unbequeme Tatsache des nationalstaatlichen Eigengeschicks zu respektieren oder ungesetzlich zu handeln. Leider haben sie sich ihrer Geisteshaltung gemäß in vielen Fällen zum Ungehorsam gegen die Staatsgesetze bestimmen lassen. Sie gebrauchen dann gern die faule Ausrede, daß ihre „Provinzen" älter seien als die Staatsgebilde.

*

Der fähigste und entschlossenste Jesuitengeneral der neuen Zeit ist der holländische Pater Roothaan. In sein Generalat, das von 1829 bis 1855 währt, fallen die beiden internationalen Revolutionen der liberalen Sturmgesellen. Er steuert den Orden mit kalter List an den gefährlichen Volksstrudeln vorbei, so daß er von den politischen Explosionen wenig betroffen wird. In einem Aufklärungsbrief an die liberale Weltpresse entwirft der General kurz vor dem „tollen Jahr" 1848 von dem Wesen und den Zielen der Jesuiten folgendes harmlose Bild: „Die Mitglieder der Gesellschaft Jesu gehören nirgends einer Partei an. Unsere Gesellschaft ist ein religiöser Orden, sie verfolgt keinen andern Zweck als den, welcher in ihren Statuten vorgeschrieben steht: die Ehre Gottes und das Heil der Seelen. Alles andere und namentlich die Politik ist ihr fremd, sie hat ihr Schicksal nie an das einer Partei geknüpft, weil ihre Mission eine höhere ist. Allerdings hat die Verleumdung die unehrlichsten Insinuationen verbreitet und die Jesuiten als politische Intriganten hingestellt. Aber ich sehe noch immer dem Beweis entgegen, daß auch nur ein einziger der Ordensleute sich in diesem Punkte von dem Geist und den bestimmtesten Vorschriften unserer Statuten entfernt habe ... Sind die politischen Institutionen eines Landes mangelhaft, so tragen die Jesuiten ihre Fehler mit Geduld, vervollkommnen sich dieselben, so freuen sie sich über solche Verbesserungen von

Herzen, gewinnt das Volk neue Rechte, so nehmen sie den Genuß derselben auch für sich in Anspruch..."

Nur dieser letzte Hinweis ist halbwegs aufrichtig; sie nehmen in der Tat den politischen Genuß der demokratischen Errungenschaften für sich in Anspruch, aber nur um daraus reaktionäre Folgerungen abzuleiten. Wenn es um das Schulwesen geht, scheuen sie sich durchaus nicht, in das parlamentarische „Gebrüll der Hölle" miteinzustimmen. Ihr kulturpolitisches Hauptziel bleibt die Knebelung des Unterrichts durch den Willen der Kirche. Aber sie nennen diese Unterwerfung des Bildungswesens jetzt mit zeitgemäßem Schlagwort „Unterrichtsfreiheit". Darunter verstehen sie die Aufhebung der staatlichen Unterrichtshoheit und die Anerkennung des Grundsatzes, daß Unterweisung der Jugend eine Privatangelegenheit der Eltern und Vormünder sei. Auch in den katholischen Ländern sind die Regierungen jetzt mehr und mehr einer sachlichen Erziehungsweise geneigt; Geschichte, Volkstum und Literatur sollen daher nicht mehr unter einseitig römischen Gesichtspunkten gelehrt werden. Gegen diesen modernen Lehrgrundsatz, der die weltlichen Kräfte zum Leitgedanken der Erziehung macht, setzen die Patres die katholische Bevölkerung in Bewegung, sie gründen Vereine und Presseorgane, um die gläubigen Eltern zu streng klerikalen Forderungen aufzurufen; das katholische Volk soll für seine Kinder Schulen verlangen, die dem Geiste des Jesuitentums dienen.

Da die Schulbildung im 19. Jahrhundert das wichtigste Mittel für den bürgerlichen Aufstieg wird, wollen sich die Völker aber ein rückständiges Schulwesen, in dem sich etwa die Naturwissenschaften nach biblischen Wundergeschichten zu richten haben, durchaus nicht gefallen lassen. Der häufigen Vertreibung der Patres aus den katholischen Staaten liegen jetzt immer Schulkonflikte zugrunde, auch wenn eine andere sensationelle Tagesfrage den äußeren Anlaß gibt.

Spanien verschließt sich ihnen 1828, 1835 und 1868, Portugal 1815 und 1835, Norditalien 1848 und 1859, Frankreich 1828 und 1880, Mexiko 1821 und 1875, Brasilien 1816 und 1874. Sobald in den Ländern, die sie hinausgeworfen haben, eine klerikale Strömung vordringt, tauchen sie wieder auf, erst heimlich und vorsichtig, dann immer öffentlicher, und zuletzt gebärden sie sich als die alten Vorkämpfer für den „heiligen Bestand der Gottesordnung, die keinen Bruch des Geschehens in Vergangenheit und Gegenwart kennen darf".

In der Schweiz versuchen sie in den vierziger Jahren noch einmal einen Machtkampf mit kriegerischen Gewaltmitteln. Von den drei katholischen Kantonen aus trachten sie ihre Schulpolitik auch in die übrigen Gaue des Schweizerlandes hineinzutragen, werden aber aus Luzern, das sie schon für erobert halten, durch die evangelische Abwehr wieder vertrieben. Nun organisieren sie mit Metternichs Unterstützung einen politischen Sonderbund der klerikalen Gemeinwesen der Schweiz. Die beiden Gruppen greifen zu den Waffen, der erste Vorstoß der Jesuitengegner wird blutig zurückgewiesen; aber in dem Bürgerkrieg von 1847 werden die katholischen Sonderbündler unter so starken militärischen Druck gesetzt, daß sie ihre Pläne aufgeben und die Einheit des Landes wieder anerkennen müssen. Der Friedensschluß bringt die völlige Ausweisung der Jesuiten aus der ganzen Schweiz. Es ist das Jahr, in dem der Ordensgeneral Roothaan der Welt einreden will, der Gesellschaft Jesu sei die Politik und die weltliche Parteiung völlig fremd.

*

Die nationalen Einheitsbestrebungen in Deutschland und in Italien betrachten die Patres mit Unwillen und Besorgnis, denn sie sehen voraus, daß diese Reichsgründungen entscheidende Siege des modernen Nationalgedankens darstellen würden. Ein geeintes Italien kann nicht dauernd auf den

Kirchenstaat verzichten; und wenn der Papst aufhört, weltlicher Herrscher zu sein, wanken die alten Fundamente der römischen Macht. Als der piemontesische Ministerpräsident Cavour an die Spitze der italienischen Volksbewegung tritt, arbeiten die Jesuiten ihm mit fieberhaften Intrigen daheim wie im Auslande entgegen. In Piemont hatten sie sich schon 1815 ein unvergeßliches Tollhausstück geleistet. Sie betörten den vierundsechzigjährigen König Karl Emanuel zu religiöser Schwarmgeisterei; er trat, als er deshalb der Krone entsagen mußte, als Novize in den Orden ein, dessen Kleid er bis zu seinem Tode trug. Den exköniglichen Pater hatten sie zu einem phantastischen Testament veranlaßt. Darin fordert er, man solle ihm in Turin ein Denkmal setzen, das ihn in Jesuitentracht mit der Krone zu Füßen darstelle. Natürlich hatten Regierung und Volk ein solches Sinnbild des Kirchentriumphs über die weltliche Herrschaft als entwürdigend und närrisch verhindert.

In den italienischen Freiheitskämpfen des Jahres 1859 werden nicht nur die Österreicher geschlagen und verdrängt, sondern auch die jesuitischen Quertreiber. Als der Freischärler Garibaldi kurz darauf seinen abenteuerlichen Zug nach Sizilien und Neapel glücklich vollendet, muß der Orden auch im Süden das Feld räumen. Noch bildet der Kirchenstaat die trennende Schranke für Italien und das Bollwerk der altrömischen Papstherrschaft. Napoleon III. hatte 1849 die aufständischen römischen Patrioten nach einer schweren Beschießung der Ewigen Stadt auf die Knie gezwungen und den geflüchteten Papst zurückgeführt. Solange der klerikale Nachfahr des großen Kirchengegners Bonaparte in Frankreich gebietet, kann sich der Papst in seinem umbrandeten Gebiet noch ziemlich sicher fühlen. Aber bei der nächsten Verschiebung im System der europäischen Großmächte muß der Kirchenstaat zwangsläufig der Umklammerung durch den italienischen Nationalismus erliegen.

Je schwieriger sich die weltliche Situation des Papsttums gestaltet, desto stärker wird der Einfluß der Jesuiten im Vatikan. Papst und Kurie machen sich die kompromißlosen Ratschläge des Ordens zu eigen. Was die römische Kirche an realen Machtmitteln verliert, soll sie durch Verschärfung der Gewissensdiktatur ersetzen. Zwischen 1860 und 1870 setzten die Jesuiten die unbedingte Anerkennung der schroffen kirchenrechtlichen Lehren durch, die im 17. Jahrhundert ihre gelehrten Häupter Molina, Suarez und Bellarmin entwickelt hatten und die bisher auch in der katholischen Welt umstritten waren. Jetzt wird die jesuitische Moraltheologie als richtunggebendes Prinzip für die Sündenvergebung festgelegt. Der „Große Syllabus" von 1864 verdammt das nationale Staatsrecht, und spricht die unbedingte Überordnung der kanonischen Gesetze aus. Der römischen Kurie soll das alleinige Urteil darüber zustehen, welche öffentlichen Fragen als geistliches Reservat zu betrachten sind. Die Krönung der entschlossenen Rückwärtsreform ins Mittelalter ist die Unfehlbarkeit des Papstes, die das Vatikanische Konzil im Schicksalsjahre 1870 zum unumstößlichen Dogma erhebt. Die katholischen Bistümer verlieren ihre nationalen Vorrechte, die Episkopate werden dem Römischen Stuhl direkt unterstellt. Und damit ist eine Forderung erfüllt, die schon Loyola propagiert hatte, um die bodenständige Bischofsmacht zu schmälern.

Nun hat sich zwar die päpstliche Hierarchie gedanklich vollendet, aber im gleichen Jahre halten die königlich italienischen Truppen ihren Einzug in Rom. Der deutsche Krieg gegen Frankreich beraubt den Papst seiner letzten Großmachtstütze. Die Gründung des protestantischen deutschen Kaiserreiches bedeutet für die Weltpolitik des Katholizismus einen schweren Schlag, der ultramontanen Woge ist damit ein starker Wall entgegengesetzt. Solange die politische Zukunft Deutschlands unentschieden war und Österreich stär-

kere Trümpfe als Preußen zu besitzen schien, hatte sich die römische Kirche um die innerdeutsche Auseinandersetzung wenig gekümmert. Unter der Regierung des preußischen Romantikers Friedrich Wilhelm IV. erfreute sich der römische Kultus im Rheinland sogar besonderer staatlicher Pflege. Erst in Bismarck wittern die Ultramontanen ihren Gegner aus nordischem Instinkt und politischem Weitblick.

*

Noch steht Preußen wie zu Friedrichs des Großen Zeiten den Jesuiten offen, da der Anlaß zu ernsteren Konflikten bisher fehlte. Sie gründen daher im Jahre 1863, also gleich nach Bismarcks Amtsantritt, ein Lehr- und Propaganda-institut in Maria-Laach bei Andernach. In den „Stimmen aus Maria-Laach" eröffnen sie einen Agitationsfeldzug für die neuen Lehr- und Machtansprüche des Papsttums und gegen die modernen „Irrtümer" der nationalen Bewegungen. Im katholischen Adel des Rheinlandes wissen sie sich die feste Gefolgschaft zu sichern; die Förderung, die sie dort finden, mißbrauchen sie bald. Der fanatische Klerikalismus geht unter ihrem Einfluß in Staatsfeindschaft über. Bei einzelnen dieser mußpreußischen Schloßherren dürfen die Patres es wagen, während des Krieges von 1866 für den Sieg der Österreicher und während des deutschen Kampfes gegen Frankreich sogar für den Sieg der französischen Waffen zu beten.

Nach der Reichsgründung, die in der jesuitisch gelenkten ausländischen Klerikerpresse ein Gewaltstreich des gottlosen Demagogentums genannt wird, bereitet Bismarck sein Reichsgesetz gegen die Jesuiten vor. Im Oktober 1871 faßt der Deutsche Protestantentag eine Entschließung, in der es heißt: „Der Jesuitenorden besteht durchweg aus Mitgliedern, welche ihrer Familie, der bürgerlichen Gesellschaft und ihrem Vaterlande entfremdet sind ... Er sucht die mittel-

alterliche Herrschaft der römischen Hierarchie über die Geister zu erneuern und zu verschärfen und die päpstliche Oberhoheit über die Fürsten und Völker wieder aufzurichten. Er stört und untergräbt den Frieden der Familien und bedroht die für den Bestand und die Entwicklung der Konfessionen unerläßliche Gleichberechtigung ... Er verdirbt die Erziehung der Jugend durch geistliche Dressur, durch Ertötung der Wahrheitsliebe, durch Vernichtung gewissenhafter Selbsttätigkeit, durch sklavische Unterwerfung unter die Autorität der Hierarchie ... Er befördert den Aberglauben und beutet die Schwäche der Menschen zur Vermehrung seiner Reichtümer frevelhaft aus ... Darum fordert der Deutsche Protestantentag das staatliche Verbot des Jesuitenordens in Deutschland und betrachtet es als Pflicht der deutschen Nation, mit aller Kraft dahin zu wirken, daß jede Wirksamkeit in der Schule und in der Kirche den Angehörigen oder Affiliierten des Jesuitenordens verschlossen werde."

Bismarck erklärt vor dem Reichstag, er sehe die eigentliche Jesuitengefahr nicht in dem religiösen Glaubenseifer, sondern in ihrer internationalen Verflechtung, in „ihrem Lossagen und Loslösen von allen nationalen Banden und in ihrer Zerstörung und Zersetzung der nationalen Bande, überall, wo sie hinkommen". Im Juli 1872 kommt das deutsche Reichsgesetz gegen die Jesuiten zustande. Es untersagt ihnen die Errichtung von Niederlassungen, die Abhaltung von Volksmissionen und jede andere Tätigkeit in Kirche und Schule. Die Länderregierungen werden ermächtigt, die Ordensmitglieder, sofern sie fremde Staatsangehörige sind, auszuweisen, und den Inländern den Aufenthalt in bestimmten Bezirken und Orten zu untersagen.

Bald darauf muß Bismarck den großen, langjährigen Kulturkampf gegen die römische Kirche aufnehmen. Wenn auch die Patres dabei nicht mehr offiziell mitwirken können,

ist die katholische Strategie und Taktik in diesem Ringen doch echteste Jesuitenschule; und die Verbannten haben die Genugtuung, den großen Staatsmann dabei in so vielen Verlegenheiten zu sehen, daß er den Kampf gegen den Ultramontanismus schließlich unentschieden abbricht.

Als der Orden seine moderne Romfeste am Laacher See verlassen muß, überschwemmt er von Holland aus die deutschen Lande mit seinen „Stimmen aus Maria-Laach". Dort siedelt sich jetzt die „Deutsche Ordensprovinz" in der Nähe der Grenze an, und einige ihrer Institute werden auch nach England umquartiert. Mehrere niederrheinische Adelshäuser besitzen drüben im holländischen Limburg alte Schloßherrschaften; die stellen sie den ausgewiesenen Patres zur Verfügung. Nur wenige Kilometer trennen die römischen Kämpfer gegen die deutsche Kultur von der Reichsgrenze. Es ist ein beschämendes Bild, wie der preußisch-katholische Adel mithilft, die deutschen Schutzgesetze unwirksam zu machen, indem er den pfäffischen Reichsfeinden einen so günstig gelegenen Kampfplatz einräumt und ihren regen Verkehr nach Deutschland vermittelt.

*

Auch im Exil hat der Orden seine Anziehungskraft auf die klerikale deutsche Jugend nicht eingebüßt, im Jahre 1910 sind es nicht weniger als 4115 Deutsche, die ihr Vaterland aufgegeben haben, um ihm anzugehören. Frankreich macht, nachdem es im Jahre 1880 die Jesuiten vertrieben hat, dieselbe Erfahrung; über 3000 Franzosen werden zu Anfang des 20. Jahrhunderts im Orden gezählt. Der Reiz des Verpönten ist dem jesuitischen Seelenfang wieder einmal zustatten gekommen. Die dritte französische Republik hat mit der römischen Kulturreaktion gründlicher als Deutschland aufräumen können, obwohl das Land zum allergrößten Teile

beim katholischen Kultus geblieben ist. In Deutschland schärft der konfessionelle Zwiespalt bis in die Gegenwart hinein den ultramontanen Kampfgeist.

Während des Weltkrieges forderte die deutsche Zentrumspartei die Aufhebung des Jesuitengesetzes und drang damit 1917 im Reichstag auch durch. Der vielgeschäftige, in jesuitischen Methoden geschulte Abgeordnete Erzberger hatte den deutschen Linksparteien vorgespiegelt, der Papst würde einen Verständigungsfrieden vermitteln, wenn Deutschland dem Römischen Stuhl in der Jesuitenfrage ein Prestigeopfer brächte. Natürlich blieben die römischen Hilfsversprechungen wie so oft in der kulturpolitischen Diplomatie der Kurie blauer Dunst. Die praktische Wirkung dieser letzten Jesuitenzulassung ließ sich zunächst im einzelnen kaum abschätzen, da der Orden auf eine sichtbare Tätigkeit in Deutschland fast ganz verzichtete. Er hielt sich als klerikaler Einpeitschertrupp im Hintergrunde und schickte das Weltpriestertum und die Orden vor, deren Name keinen derart alarmierenden Klang besitzt. Aber man wiege sich nicht in der Zuversicht, daß die Aktionskraft der Jesuiten erschöpft sei. Das hat schon manche frühere Generation gehofft, um dann plötzlich eine schlimme Überraschung zu erleben.

Gerade im letzten Jahrzehnt hat der Orden einen erstaunlichen Auftrieb bekommen. Um die Jahrhundertwende zählte er rund 16 000 Mitglieder, etwa ebenso viele wie in der Blütezeit vor zweihundert Jahren; damals bedeutete freilich eine solche Zahl im Verhältnis zu der dünnen Gesamtbevölkerung eine weit beträchtlichere Stärke. Im Jahre 1933 wies die Gesellschaft Jesu einen Bestand von 23 600 Mitgliedern aus; sie hat sich also im zwanzigsten Jahrhundert fast verdoppelt. Auf die „Assistenz Germania" entfielen 1933 allerdings nur rund 3000 Mitglieder, demnach weniger als fünfzig Jahre früher. Die zur Zeit größte Assistenz ist Spanien mit über 5000 Mitgliedern, doch ist die Wirksamkeit

des Ordens in der neuen spanischen Republik ziemlich unterbunden. Gegenwärtig entfaltet der Orden von Österreich aus eine besonders kampfgeschärfte Kulturpropaganda in Mitteleuropa. Das bedeutet natürlich eine ernste klerikale Bedrohung für den reichsdeutschen Führerstaat. Die Energie und Umsicht des Dritten Reiches wird aber diesen konfessionspolitischen Angriffen aus jesuitischem Hinterhalt auch weiterhin vollkommen gewachsen sein.

Maskeraden der Jesuitenkultur

Balthasar Grazian, der Rektor des Jesuitenkollegs in Tarragona, hat in seinem berühmten „Handorakel“ ein „Evangelium der Weltklugheit“ niedergelegt, das die Menschenverachtung zur Grundlage der Unterweisung erklärt. Er geht davon aus, die Menschen seien nicht wert, nach idealen Maßstäben behandelt zu werden, ihre Natur verdiene nur Geringschätzung, man solle sie in den weltlichen Vorstellungen wiegen, die ihrem niedrigen Sinnendasein schmeichelten. Darum gibt Grazian seinen Schülern folgende Lebensregeln mit: Was Gunst erwirbt, soll man selbst verrichten, was Ungunst bringt, durch andere ausführen lassen. Den heutigen Freunden soll man so trauen, als ob sie morgen Feinde sein werden, mit den fremden Angelegenheiten spielen, um von den seinigen abzuziehen. Man soll sich mehr auf die Krücke der Zeit als auf die Keule des Herkules verlassen. Jedes Nein möge durch eine gute Art versüßt werden, und nie schlage man etwas rund ab, damit die Abhängigkeit des Bittstellers länger andauere. Ohne zu lügen, dürfe man doch nie die ganze Wahrheit enthüllen. Stets soll man so auftreten und handeln, als werde man von allen beobachtet. Die menschlichen Mittel hat man zu handhaben, als ob es keine göttlichen gebe, die göttlichen, als ob es keine menschlichen gebe. Immer soll man bei seinen Plänen und Zielen die Schwächen der Menschen vorausberechnen.

Der jesuitische Bildungsgedanke findet hier seine unüberbietbar schroffe Formulierung. Diese kalte, nackte Menschenbehandlung verzichtet keineswegs auf die Erzeugung von Illusionen, aber dem Menschen als Erziehungsobjekt werden nur Wunschbilder hingebaut, weil er echten Wirklichkeiten nicht gewachsen wäre. Den nordisch-antiken Idealen der Erziehung und Lebensführung sind diese orientalisch anmutenden Prinzipien zutiefst entgegengesetzt. Die griechisch-deutsche, in ihrer klassischen Prägung humanistisch genannte Auffassung betont als den wichtigsten Erwerb und Besitz die Würde des Menschentums. Die Persönlichkeit gilt als das höchste Glück, die Erziehung soll das Individuum zu den Sternen, zu den platonischen Idealen, den Goetheschen „Müttern" emporadeln. In der heroischen Haltung überwindet der Sterbliche die Mängel seiner Natur und seiner Zeit.

Diesem arischen Streben nach Veredelung, nach Einswerden mit Vorbild und Schicksal, stellt die jesuitische Schulung eine Erziehungstechnik gegenüber, die ein rohes Menschenmaterial zu bestimmten Leistungszwecken abrichten will. Man darf nicht verkennen, daß eine solche Dressurmethode schnelle und verblüffende Erfolge hervorzaubern kann. Die Jesuitenzöglinge machten äußerlich stets erstaunliche Fortschritte. Wie oberflächlich und mechanisch ihre Fertigkeiten blieben, wie schematisch sie sich in leeren, öden Denkgeleisen bewegten, war dem Beurteiler, der nur Handgreifliches, flott Funktionierendes sehen wollte, verborgen. Die humanistischen Bildungsfrüchte reifen viel langsamer, wie ja immer das innerlich Verwurzelte, schöpferisch Durchlebte mehr Zeit braucht als das nur Gemachte, trickmäßig Angelernte.

*

Im 17. und 18. Jahrhundert war das Jesuitenkolleg der vorherrschende höhere Schultyp Europas geworden. Auch

in protestantischen Ländern, wo keine Patres, sondern Magister der weltlichen Hochschulen den Unterricht erteilten, wurde zumeist die jesuitische Lehrart angewandt. Wer sich von dem tatsächlichen Rückschritt der Bildung im Jesuitenzeitalter überzeugen will, der vergleiche etwa den Brief eines fürstlichen Rates aus der humanistischen Reformationszeit mit einem hundert Jahre später geschriebenen, den ein Mann in gleicher Stellung abfaßte. Er wird in dem zweiten ein hastiges Kauderwelsch finden, während der frühere Kraft und Anschaulichkeit zeigt. Aber das Lernen nach der Jesuitenmanier war leichter; man brachte damit einem größeren Schülerkreise in kürzerer Zeit die Dinge bei, mit denen man im praktischen Getriebe auftrumpfen konnte. Beim Unterricht in der Muttersprache und im Lateinischen sollte es nicht mehr darauf ankommen, ob Inhalt und Form in richtiger Weise zusammenklangen, sondern die Pfiffigkeit und Flinkheit im Gebrauch der Redensarten galten als entscheidend.

Die „Ratio atque Institutio Studiorum Societatis Jesu" von 1599 blieb jahrhundertelang die Lehr- und Schulordnung der Patres und aller pädagogischen Nachahmer. Die niedrigste Unterrichtsstufe bildet die „Grammatik", durch die das sprachliche Regelwerk gedächtnismäßig eingeübt wird; dann folgt die „Rhetorik" als Lektüre der Schriftsteller, an deren Stil der Schüler seine eigene Sprachgewandtheit entwickeln soll. Die letzte Stufe bildet die „Dialektik", die Übertragung des Gelernten auf die Fälle und Fragen, die eine besondere Stellungnahme erfordern. Die widersprechenden Argumente sollen in der höheren Einheit scholastisch aufgelöst werden. Die Bindung an die höchste „Summe" der göttlichen Wahrheit, wie sie die mittelalterliche Scholastik zusammengetragen hat, soll davor bewahren, den „verführerischen Meinungen der Zeit" zu verfallen.

Dem Jesuitenschulmeister liegt mehr an dem Eindruck, den seine Zöglinge zu erwecken verstehen, als an ihrem wirklichen Wissen und Können, mehr an dem Schein als an dem Sein. Seine geringschätzige Beurteilung der Menschennatur läßt ihn auf die Einbettung der Bildung in den Charakter verzichten, er kennt kein Ethos der Zucht und der inneren Echtheit; die Schüler sollen sich nur durch die Vorweisung oder gar Vortäuschung von Leistungen als tüchtig in Szene setzen. Die Eitelkeit der jungen Leute wird als stärkster Ansporn des Lerneifers ausgenutzt. Sie müssen einzeln oder in Gruppen auf das Podium kommen und miteinander in Wettbewerb treten. Wer sich bei diesen Schaustellungen fixer, vorlauter und gewandter zeigt, wer die gedankliche Fußangel vermeidet und aus einer Kleinigkeit eine große Sache aufziehen kann, ist der Sieger, dem sogleich die sichtbare Auszeichnung winkt, eine bunte Rosette, eine Blume, ein Buch. So werden also die Schüler zu Blendern erzogen, und wie sie hier sich gegenseitig etwas vormachen, den andern Sand in die Augen streuen, sollen sie auch im Leben mit einer Art routinierter Menschenverachtung den andern imponieren und sich über das profanum vulgus, das tölpelhafte Volk, erheben.

Auch in dem höheren Schulwesen des 19. Jahrhunderts hat sich noch viel von der jesuitischen Erziehungsmethode erhalten. Wir kennen den „Musterknaben", den „Primus" und „Ultimus", die schnell wechselnde Rangordnung innerhalb der Klasse noch aus jüngster Vergangenheit. Das Auswendiglernen von gedrechselten Reden, die Berechnung der Leistungen durch Addition von Zensurenziffern, die Beurteilung des Extemporales nach den 3, 4 Fehlern, das alles stammt aus dem Jesuitenkolleg. Die Überwertung der Augenblicksleistung verführte den Schüler zum Mogeln; es gibt wohl kaum einen Menschen mit gymnasialer Ausbildung, der ohne die allbekannten Trugmittelchen durch die

Schule gegangen wäre. Nach der Auffassung der Patres konnte man sich im Beichtstuhl von solchen Sünden befreien; die Jesuitenmoral bot ja genug Entschuldigungsgründe, die Gebrechlichkeit der Menschennatur galt ihnen als eine Tatsache, mit der sie von vornherein als selbstverständlich rechneten.

*

Gerade auf die menschliche Schwäche gründen die Jesuiten ihr eigentümlichstes Erziehungswerk, die geistlichen Exerzitien. Der im Naturzustand flatterhafte Wille soll künstlich abgetötet werden; durch suggestive Steigerungen wird die Seele in eine neue innere Zwangsrichtung gewiesen. Die Phantasie unterwirft sich das ganze Bewußtsein und schlägt die Erkenntnis durch eine visionäre Bilderschau in festen Bann. Der zuerst nur locker sitzende rationale Gedanke findet in dem phantastischen Erlebnis einen sicheren Halt, die geschauten und gefühlten Eindrücke der Lust und des Schreckens drängen den Willen in die vorgeschriebene Bahn.

Der Exerzitienmeister weist dem Adepten eine stille Zelle an, in der er vier Wochen lang einsam hausen muß. Das Reglement ist nüchtern und dürr, die Übungen werden im knappen Exerzitienstil ausgeführt. Der Meister beginnt: Sei gleichmütig und gelassen, dein Verstand hat sich nur auf den göttlichen Zweck des Daseins, auf die Erkenntnis der heiligen Offenbarung einzustellen. Der Schüler vertieft sich nun in die Vorstellungen, die ihm der Reihe nach durch die Schrifttexte und die ausmalenden Worte des Führers vor die Seele gezaubert werden. Im mitternächtlichen Dunkel schaut das Gemüt die Schrecknisse der Hölle und die darin greifbar lebendigen Scharen der gefallenen Engel, die Seele ermißt schaudernd die Sünde und ihre Strafen, wenn sie der einstigen Herrlichkeit der gestürzten Geister gedenkt. Dort ist ja eine Stunde der Pein schwerer zu ertragen als hier ein Jahr der schwersten Buße!

Ein zweites Bild: Adam und Eva werden von dem Cherub mit feurigem Schwert aus dem Paradiese getrieben. Der Betrachtende hat ihr Glück, ihren Fall, ihr Elend, ihre Scham, ihre Angst, ihre Knechtschaft vor Augen. Dann steht er vor Gottes Richterthron, wo über die Todsünden das Verdammungsurteil gefällt wird, er erkennt die Gerechtigkeit der furchtbaren Höllenstrafen. Nun erscheint ihm der versöhnende Christus am Stamme des Kreuzes, und er darf sich mit einem Vaterunser erleichtern.

Im Morgengrauen geht die Übung weiter. Der Exerzitant soll Rechenschaft ablegen über sein ganzes Leben von der frühen Kindheit an; seine Fehltritte werden lebendig; als ein scheußlicher Zug von Spukgestalten erscheinen seine Laster. Ihn packt der Ekel, er bricht in Tränen aus: Was bin ich Elender gegenüber der Forderung Gottes! Kniend bittet er Gott, den er so furchtbar beleidigt hat, um Vergebung, und er dankt inbrünstig dafür, daß ihn die Erde noch trägt, und daß er sich bessern darf. In den nächsten Exerzitien empfiehlt er sich der Fürbitte der Madonna und ihres geopferten Sohnes. Am fünften Abend wird er in den Höllenabgrund zurückgeschleudert. Vor ihm wogt ein ungeheures Flammenmeer, er hört das Wutgeheul der Verdammten, ihre Flüche wider Christus und seine Heiligen gellen ihm ins Ohr. Der Schwefelrauch benimmt ihm den Atem, seine Finger krümmen sich in der Brandglut. So sieht, hört, schmeckt, riecht und fühlt er die Hölle. Aber nach dieser grausigen Höllenfahrt gesellt sich Christus zu ihm, der ihm das Kreuzholz reicht, an dem sich der Erschütterte festhalten darf, so daß er unverdientermaßen der Hölle entkommt. Der Exerzitienmeister entlastet ihn nach einer Generalbeichte durch die Absolution.

Die Übungen der zweiten Woche beginnen mit einem anmutigen Bild: Die Sonne lacht über das Heilige Land mit seinen Städten, Bergen, Weilern und Tempeln. Dann ein

neues Gesicht: Der gekrönte Himmelsfürst steigt aus den Wolken, er spricht: „Wer mir folgen will, soll meine Mühe und mein Glück teilen!“ Der Betrachtende stimmt begeistert ein und wird in den Äther emporgehoben. Zwischen Erde und Himmel wandelnd, überschaut er die Menschen in ihrem gegensätzlichen Treiben, er erblickt Szenen des Krieges und des Friedens, Lachen und Kummer, Geburt und Tod. Die Unruhe schwindet, eine süße Ruhe tritt ein: die heilige Jungfrau empfängt in ihrem Hause den Erzengel Gabriel, sie blicken zum Fenster hinaus und sehen die dreieinige Gottheit auf ihrem Strahlenthron. Und alle diese Bilder leben für den geistlich Versunkenen bis in jede Einzelheit auf, der Exerzitant hört jedes Wort, das die göttlichen Personen reden, er stellt sich ihre Haarfarbe und ihre Kleider vor. So erlebt er auch die Jugend des Heilandes von der Geburt bis zum ersten Besuch in Jerusalem.

Aber in der nächsten Mitternacht erbraust der Krieg zwischen Christ und Antichrist, Fahnen wehen den Streitscharen voran, Satanas sitzt brüllend auf rauchendem Throne zu Babylon, Christus steht mit den Jüngern am lieblichen Hügel, ein schöner, freundlicher Mann, der die Seinen sanft ermahnt. Dieses Gesicht kehrt mehrere Male wieder, Christus predigt mit erhobenen Händen die drei Stufen der Vollkommenheit, die Liebe, die Armut und die Demut. Nun faßt der Betrachtende den Entschluß, seinen neuen Lebensweg danach einzurichten, er wendet sich vom Irdischen ab und wählt den göttlichen Dienst. Vor dem Angesicht Gottes ist die Entscheidung gefallen, wie sie die Erkenntnis fordert. Die Seele ist ihrer selbst mächtig, der Mensch hat sein Leben dem neuen, heiligen Zweck geweiht. Zur Befestigung des großen Entschlusses läßt der Exerzitienmeister seinen Schüler in den beiden letzten Wochen die Leidensgeschichte und die Auferstehung Christi zur Herrlichkeit des Vaters von Station zu Station erleben. Den Abschluß bilden die Gelöbnisse,

der Kirche als der Braut Christi unter Preisgabe des eigenen Urteils bei allen ihren Geboten unbedingten Gehorsam zu leisten.

Wenn sich dem Geläuterten die Zelle öffnet, hat er einen andern Willen bekommen, die Erlebnisse lassen ihn nicht los, er muß dem neuen Lebensweg treu bleiben. Nicht auf die Erzeugung oder den Genuß frommer Gefühle kam es Loyola, dem Erfinder dieser geistlichen Übungen, an, sondern er will eine Tat, die Wahl des neuen Lebensziels auf Grund vollkommener Herrschaft über das eigene Selbst. Diese groß angelegte, methodisch fortschreitende mystische Prozedur hat jahrhundertelang einen gewaltigen Einfluß auf die Seelenbildung der europäischen Menschheit ausgeübt. Auch die moderne Psychologie bestaunt das „geradezu spitzbübische Raffinement", mit dem die Phantasie des Übenden gezwungen wird, eine Fülle christlicher Anschauungsbilder aus sich herauszuquälen, die dann nicht einmal der religiösen Erbauung dienen sollen, sondern der praktischen Erzeugung einer ganz einseitigen Energie.

Die Jesuiten haben schärfer als alle früheren Seelenführer erkannt, daß man einen Menschen am ehesten dadurch gewinnt und festkettet, daß man sich rücksichtslos seiner Phantasie bemächtigt. Man bringt „Geister in ihn hinein, die er nur schwer wieder abschütteln kann", die länger leben als alle guten Lehren, die auch ungerufen noch nach Jahrzehnten aus verborgenen Tiefen emporsteigen und den entgegenstehenden Motiven des Willens so mächtig gegenübertreten, daß die Kraft des alten Exerzitiums siegreich bleibt.

Die geistlichen Übungen nötigen den Menschen, die Phantasiebilder auf Kommando ohne äußere Anschauungsmittel in sich erstehen zu lassen, aber von Natur sind nur wenige zu so intensiver Schau von innen her befähigt. Darum wird die Phantasie des Übenden vom Exerzitienmeister besonders unterwiesen. Der Schüler soll sich zunächst die

Örtlichkeit klar vergegenwärtigen, dann die Personen in das Landschaftsbild einzeichnen und darauf die Szene dramatisch in Bewegung setzen. Man darf das farbige Bild nicht zu lange in sich festhalten, denn das Bewußtsein muß sich sonst derart anstrengen, daß keine Kraft für den Willensimpuls übrigbleiben würde. Das Bild ist ja nicht traumhafter Selbstzweck; es „zerflattert in Wollust", wenn es nicht bald verschwindet, um dafür der entscheidenden Nachwirkung Platz zu machen. Diese Anleitung beruht auf richtiger psychologischer Erforschung. Auch bei der Untersuchung künstlerischer Betrachtungsweisen vermitteln die jesuitischen Exerzitien manche interessanten Aufschlüsse über den Werdegang und die Gestaltungsdichte der Phantasie.

*

Wenn man den gauklerischen Schaubildern eine so hohe Erziehungskraft beimißt, muß man auch das Theaterspiel für einen starken Bildungsfaktor halten. Das Jesuitentheater hat auf den überspannten Geist der Barockzeit den allergrößten Einfluß gehabt. Während das protestantische Schuldrama die gedanklichen Kulturelemente voranstellte und durch die Tiefe seiner Probleme oft ermüdend wirkte, fesselte die jesuitische Schaubühne durch ihre phantastischen Sinnenreize. Loyolas Exerzitien boten die stoffliche, tendenziöse und technische Anregung für eine Höllen- und Passionsdramatik, die der Zuschauermasse die Mysterien der Verdammnis und Erlösung leicht faßlich vor die Augen zauberte. Die jesuitischen Lehranstalten richteten, als ihre Aulen für die Fülle der Schaulustigen nicht mehr ausreichten, eigene Theatersäle mit riesigen Kulissenbühnen ein. Die Schüler der Rhetorik traten als Schauspieler auf, die Patres schrieben die Texte und führten Regie; die Dekorationen und Kostüme entwarfen bildkünstlerisch begabte Mitglieder und Freunde des Kollegs, die sich dabei häufig zu Berufs-

malern ausbildeten oder als solche schon einen Ruf erworben hatten.

In allen katholischen Ländern, auch in den asiatischen und amerikanischen Kolonialmissionen, wird das Jesuitentheater eine höchst bedeutsame öffentliche Angelegenheit. Zu den Aufführungen erscheinen der Hof, die gelehrten Kreise, die Angehörigen der Schüler, überhaupt alle, die ein gesellschaftliches Ansehen haben. Unter der erschütternden Wirkung der religiösen Dramatik entschließen sich viele zur Ableistung der Exerzitien, und auch mancher Ketzer wird für die katholische Kirche gewonnen. Häufig flicht man zeitgeschichtliche Ereignisse, etwa den Sieg des Fürsten über eine feindliche Armee, in die biblische Handlung ein. In Indien und Japan sind die Darstellungen aus den Missionsabenteuern Franz Xaviers besonders beliebt, in Wien, Graz und Prag werden die Triumphe des Kaisers über Protestanten und Türken verherrlicht. Anfangs verzichtet man auf Frauengestalten ganz, da aber das Publikum danach verlangt, läßt man weibliche Rollen von Jünglingen mit mädchenhaftem Äußerem spielen.

Um den Komödiantentruppen gewachsen zu sein, die nach englischem Vorbild auch auf dem Kontinent mit ihrem Thespiskarren von Stadt zu Stadt wandern, müssen die Jesuiten dem volkstümlichen Geschmack immer weitere Zugeständnisse machen. Man wünscht heitere und komische Stücke, man will den lustigen „Hanswurst" belachen und auch gewagte Scherze hören. Den jesuitischen Menschenverächtern wird es nicht schwer, die Schwächen und Narrheiten der einzelnen Standestypen herauszufinden und zu verspotten. Diese Komödien und Possen der Jesuitenbühne halten etwa die Mitte zwischen der derben Schwankhaftigkeit des Volksstückes und der verfeinerten Charakterisierungskunst Molières. Waren die Ulkszenen mit ihren Verwechslungsscherzen und Clownerien anfangs nur Zwischen-

spiele, so werden sie bald für die Zuhörer zur Hauptsache. In den „Haupt- und Staatsaktionen" nach englischem Muster darf die erotische Pikanterie nicht fehlen, auch die Shakespearesche Amme als Liebeskupplerin erscheint in den Inszenierungen der Patres. In Rom ist man mit dem jesuitischen Komödiantentum durchaus nicht immer einverstanden, man nimmt Anstoß an den Possenreißereien und den amourösen Anzüglichkeiten; der oberdeutsche Ordensprovinzial gibt zur Antwort: „Das Wort Gottes bedient sich auch wunderlicher Verkleidungen, die Anziehungskraft der Pfarrkirchen ist hier längst nicht so groß wie die unserer theatralischen Schaustellungen."

Auch die einschmeichelnden Wirkungen des Singspiels, des Operndramas und des Balletts haben die Jesuiten bald erkannt und für ihre Propaganda herangezogen. Das Münchener Kollegtheater macht mit der Verwendung von Singchören den Anfang. Das erste Musikdrama „Philothea, das ist Wunderliche Lieb Gottes gegen die Seel des Menschen aus Hl. Schrift gezogen und in liebliche Melodey eingeführt", wird als Sensation bestaunt. Die Musikmeister der Jesuitenschulen schreiben Wettbewerbe für Opernkompositionen aus; überall sucht man nach musikalischen Genies, vor allem nach „Wunderknaben", denen Gott eine besondere Macht über die Töne verliehen hat. Der elfjährige Mozart muß für das Jesuitenkolleg in Salzburg eine lateinische Oper in Musik setzen und nach der Aufführung den Ehrengästen bis tief in die Nacht hinein am Klavier seine Kunst beweisen. Unter dem Eindruck der Jesuitenopern gründen die Höfe ständige Sängerchöre; auf den Rat der Patres werden die Jünglinge kastriert, damit ihre Stimmen hell und klar bleiben.

Auf der Bühne des französischen Schultheaters von Clermont entfalten sich die prächtigsten allegorischen Tanzspiele. Da gibt es ein „Ballett der Nacht", ein „Sprichwörter-

ballett", ein „Ballett der Träume" und sogar ein kulturpolemisches „Ballett der Willensfreiheit", in dem der Schicksalsglaube als Höllenspuk verhöhnt und der Triumph der Freiheit verherrlicht werden. Eine pomphafte szenische Ausstattung sucht die Sinne der Betrachter gefangenzunehmen, sie sollen ihren Glauben an das göttliche Wunder durch den übernatürlichen Vorgang auf der Bühne bekräftigt finden. Daher sind die jesuitischen Bühnenbildner unermüdlich in der Erfindung neuer Illusionsmittel. Dekorationen und Versatzstücke werden in strenger Reliefperspektive angeordnet. Die Seitenkulissen bestehen aus drehbaren Prismen, so daß sich mit wenigen Griffen eine ganz andere Örtlichkeit vortäuschen läßt. Das Publikum würde an Hexerei glauben, wenn es nicht wüßte, daß hier fromme Männer von der göttlichen Allmacht ihre Zauberkräfte entliehen haben.

Die Versenkungen und Aufzüge für Geistererscheinungen werden sorgsam geheimgehalten. Wie kommt es nur, daß auf Geheiß der Patres Vögel über die Bühne fliegen, daß der Sturm heult und der Donner grollt? In einer alten jesuitischen Festspielchronik wird darüber berichtet: „Da sah und hörte die erstaunte Menge Orpheus, den Bezwinger des wilden Getiers und Gesteins, der so süß und lieblich zur Lyra sang, daß Tiere, Felsen und Säulen sich bewegten und seinen Tönen folgten. Das war so täuschend dargestellt, daß mancher dumme Peter glaubte, Tiere, Felsen und Pfeiler seien lebendig geworden. Die Zuschauer drängten nach der Vorstellung auf die Bühne, sie wollten sehen, durch welches göttliche Wunder Leben in die Materien gefahren sei."

*

In den bildenden Künsten hat das jesuitische Illusionsstreben seine dauerhaftesten Spuren hinterlassen. Was ihre Phantasie in Worte prägte, mußte veralten, denn ihre

allzu absichtsvolle Tagespropaganda entbehrt naturgemäß der gedanklichen Tiefe und Weite. Sie bestachen durch Verblüffung, aber sie konnten nicht durch geistige Wahrhaftigkeit zuinnerst überzeugen. In den Bildwerken jedoch läßt sich schon die illusionäre Anschauung zu echter Leistung zusammenballen. Die großen katholischen Maler des 17. Jahrhunderts verdanken ihr künstlerisches Werden vorwiegend den jesuitischen Einflüssen. Loyolas religiöse Vorstellungswelt hatte noch den alten Michelangelo begeistert; der achtzigjährige Greis wollte dem Orden in Rom eine Kirche entwerfen, die an straffer Formeneinheit in der Welt nicht ihresgleichen haben würde, und nur der Tod hinderte ihn daran.

Die Blütezeit der barocken Jesuitenkunst beginnt mit Paul Peter Rubens, dessen Aufstieg die Jesuiten mit allen Mitteln zu fördern wußten. Er durfte sich im Schutze dieser Protektion sogar an die aufreizendsten Darstellungen der Fleischeslust wagen. Rubens hatte die geistlichen Exerzitien gewissenhaft durchgemacht, er war Präfekt der Marianischen Kongregation und damit ein Führer in der jesuitischen Jugendmission. Sein größtes Repräsentationsbild „Ignatius heilt Besessene" zeigt die ehrfürchtige Ergriffenheit des Künstlers, der in dem Ordensstifter den neuen Apostel der Christenheit erblickt. Rubens Schüler van Dyck hat die jesuitischen Andachtsbücher mit Kupfern versehen; auch diese in der ganzen katholischen Welt verbreiteten Stiche schließen sich in Stoff und Auffassung den geistlichen Übungen an.

Der Bildhauer Lorenzo Bernini war ebenfalls durch die Phantasiemaschine der Exerzitien geschult, er besuchte vierzig Jahre lang regelmäßig die Bußübungen in der römischen Jesuitenkirche; dort hat er auch das Grabdenkmal für Bellarmin geschaffen. Enge Freundschaft verband ihn mit dem Ordensgeneral Oliva, der ihm die künstlerische Oberaufsicht über die gesamte Dekorationskunst des Ordens übertrug.

Berninis Hang zum theatralischen Effekt, in dem ihn der Propagandawille der Patres noch bestärkte, hat die gauklerische Willkür des Barockstils auf die Spitze getrieben. Seine Gestaltengruppen sprengen bereits die Bewegungsmaße des menschlichen Körpers; hinter diesem Rausch des übersinnlichen Hingenommenseins ahnt man schon wieder bedenklich die kalte Mache. Dagegen wirkt der grausige Naturalismus der spanischen Exerzitienbilder von Montanez und Mena viel echter; wenn sie die Höllenqual und den Kreuzestod darstellen, erlebt der Betrachter die furchtbaren Visionen nach, mit denen der Büßer bei der Abtötung des alten Adams überwältigt wird.

Den sogenannten „jesuitischen Betrugsstil" hat der Pater Andrea del Pozzo bis zur Vollendung entwickelt. Er ist der Meister jener Scheinarchitektur, deren Pfeilerreihen bis in die Unendlichkeit weiterlaufen wollen, deren Deckengewölbe sich bis in die Himmelsregionen der Engel öffnen. Pozzos Veduten sind so täuschend, daß man plötzlich gegen die Mauer stoßen kann, wo man einen Durchgang in eine Parklandschaft wähnte. „Perspektive ist einer der schönsten Wege zur Andacht", schreibt er in einem seiner Lehrbücher der dekorativen Raumkunst. Die Blickpunkte seien die Augen Gottes, und was irdisch als Täuschung erscheine, diene der Verherrlichung des Ewigen. Die Grenzen zwischen Maskerade und Gottesdienst sollen also gänzlich aufgehoben sein. Die jesuitische Verführung sucht hier nach einer kosmischen Rechtfertigung. Der Bluff wird geheiligt, das trügerische Mittel durch den sakralen Zweck geweiht. Und der gehorsame Wille, der sich „wie ein Leichnam nach allen Seiten wenden, wie ein Wachskügelchen in jede Form drücken und ziehen", wie „ein kleines Kruzifix nach jeder Seite drehen und richten" läßt, soll vor dem Sturz aus der Verzückung in die Enttäuschung bewahren.

*

Auch die wahnhaften Vorstellungen und Bräuche des mittelalterlichen Volksglaubens haben die Jesuiten zur planmäßigen Einnebelung der Sinne neu kultiviert. Sie scheuen dabei vor keinem abergläubischen Unfug, vor keiner Geschmacklosigkeit zurück, weil es für sie ja nicht auf die Pflege von edlem Überlieferungsgut ankommt, sondern auf die Unterwerfung und willige Dienstbarkeit der Gemüter. In den tausenden von kleinen Vereinen ihrer Volksmission erreichen sie jeden einzelnen im Bannkreise seines beschränkten Horizonts; hier verkehren sie mit kleinen Leuten auf die einfältigste Weise und überreden die naiven Seelen zu Gelöbnissen, Bittgängen, Wallfahrten, Wunderkuren und Ablässen.

Hatten schon die Franziskaner den Marienkult zu allerhand Narreteien ausarten lassen, so überbieten die Jesuiten noch alle bisherigen Anbetungspossen. Maria preisen sie als die Adoptivtochter Gottes; ihr Schoß sei das reine Gemach der Heiligen Dreieinigkeit, ihre Brust das Schönste, was je eine Hand betastet, ihre Milch das süßeste aller Getränke und der Quell, aus dem sich jeder Durst löschen lasse. Sie lehren, es sei schwer, durch Christus, leicht, durch Maria die Seligkeit zu finden. Man müsse nur vor Sonnenaufgang zwei feuchte Zweige brechen und sie kreuzweise der heiligen Jungfrau auf die Füße legen.

Sie entdecken viele neue Gnadenorte der Maria, meist dort, wo sie an einer Hebung des Verkehrs interessiert sind. Sie beschreiben und bezeugen die neuesten Wundertaten der Gottesmutter; hier haben ihre Tränen einem Brandstifter die Lunte gelöscht, dort hat ihr Lächeln einem Glatzkopf die Haare wachsen lassen, Kieselsteine in Silber verwandelt oder Schneewasser in Suppe für die Hungernden. Wo der Schritt der Patres „durch eine heilige Macht gehemmt" wurde, wo ihnen eine Erleuchtung kam, da muß eine Mariensäule errichtet, ein Marienbild mit brennender Kerze unter

Glas gesetzt werden. Ihre eigenen Schriften widmen sie mit Vorliebe der Himmelskönigin, sogar die Moraltheologien mit den recht unsauberen Beichtbetrachtungen über das sexuelle Leben. Sie vergessen auch nicht die andern Nothelfer, die Bekenner und Märtyrer, die von der Kirche selig und heilig gesprochen sind. Unablässig drängen sie in Rom auf die kirchliche Rangerhöhung ihrer hervorragenden Toten und erreichen auch, daß eine ungewöhnlich große Zahl von Jesuiten in die gebenedeite Kette der Seligen und Heiligen aufgenommen wird. Das gibt dem Orden dann jedesmal Anlaß zu prunkvollen Kanonisationsfeiern, und neidisch müssen die anderen Orden zusehen, wie sich die Jünger Loyolas durch besondere Glaubenstüchtigkeit auszeichnen.

Wo ein Heiligenkult aus der Übung gekommen ist, da beleben sie den alten und entdecken, wenn ihnen das nützlicher erscheint, auch neue Schutzpatrone. Für ihre eigenen Heiligen suchen sie Verehrungsstätten aus, die einen recht reichlichen Opferertrag versprechen. Neben dem heiligen Ignatius haben sie vier heilige Fränze, Franz Xavier, Franz von Borgia, Franz von Regis und Franz von Geronimo, dazu kommen noch ein heiliger Aloysius und ein heiliger Stanislaus. Ende des 17. Jahrhunderts begründen sie einen neuen Kult, dessen groteske Eigenart die mittelalterlichen Anbetungsformen noch übertrifft, den Kult des Herzens Jesu, von dem man auch im Vatikan lange nichts wissen wollte, „weil man mit ebensolchem Rechte ja auch die Augen, die Zunge und andere Glieder Jesu zum Gegenstand einer besonderen Andacht machen könnte".

Die Reliquienverehrung, die zeitweilig immer wieder etwas aus der Mode kommt, fördern sie vornehmlich durch Schaustellung von Andenken an ihre Ordensheiligen. Kleidungsfetzen von Ignatius helfen zum Beispiel den Frauen bei Geburtswehen zu einer glücklichen Entbindung; in schwierigen Fällen ist es nützlich, der werdenden Mutter das

dicke Buchkorpus mit den Ordensstatuten unter den Kopf zu legen. Das Ignatiuswasser, das durch Eintauchen von Reliquien und Medaillen Loyolas in gewöhnliches Wasser entsteht, heilt die meisten Krankheiten und sogar moralische Gebrechen. Die Patres lassen es in ihrer Sorge um das menschliche Heil gleich faßweise herstellen und verschicken. Die Überbleibsel Xaviers erweisen sich in Indien bei Fieber und Schlangenbissen besonders wirksam. Am zugkräftigsten bleiben freilich die Reliquienartikel der heiligen Jungfrau, deren Haare, Kämme und Schleierstücke überall mit Freuden als Geschenk genommen oder gekauft werden. Mit den jesuitischen Spezialitäten auf allen Gebieten des Reliquiengeschäfts kann bald kein anderer Orden mehr konkurrieren.

*

Auch gegen die Teufelsverhexung, die roheste Form des alten Zauberglaubens, haben die Jesuiten nichts einzuwenden gehabt, wenn die Verfolgung der Höllenmagie ihrer Sache von Vorteil war. Der Aberglaube, daß manche Leute durch Buhlschaft mit dem Teufel übernatürlicher böser Kräfte teilhaftig würden und ihre frommen Mitmenschen heimlich an Leib, Seele und Besitz zu schädigen wüßten, blieb bis ins Zeitalter der Aufklärung hinein ein weitverbreiteter volkstümlicher Wahn. Aber in den gelehrten Schichten zweifelte man schon seit der Renaissance an der Möglichkeit solcher realen Bündnisse mit satanischen Unholden. Meist schwiegen aber auch die Einsichtigen aus Angst oder List; teils fürchteten sie sich vor der Beschuldigung, sie seien selbst dem Teufel verschworen, teils sahen sie als Geistliche und Richter in den Hexenprozessen ein Mittel zur Festigung ihrer Autorität. Wir besitzen mancherlei Zeugnisse führender Jesuiten, beispielsweise von Adam Tanner und Paul Laymann, die das Unwesen der Hexenverbrennung beklagten; aber das ließ der Orden offiziell nicht

gelten. Im Gegenteil, man legte den größten Wert auf die literarische Propagierung der Hexenverfolgung; der berüchtigte „Ketzerhammer" Jakob Gretser schrieb allein über hundert Flugschriften wider die Bräute und Söldlinge des Teufels, die angeblich mit den Zaubermitteln der Hölle den Kampf gegen das Reich Christi führten.

Die Patres schufen sich in der Hexenverfolgung eine furchtbare Waffe zur Ausrottung der Ketzer. Eine solche Anklage hatte scheinbar nichts mit der Konfession zu tun. Wenn man aber jemandem den Hexenprozeß machen wollte, so suchte man sich natürlich die Mißliebigsten heraus, und das waren eben die Ketzer! Haben die Jesuiten eine Gegend zwangsbekehrt, und ein Häuflein Unentwegter hält am Protestantismus fest, dann müssen sie doch mit dem Teufel im Bunde stehen, der ihnen die Kraft zum Widerstand gegen den heiligen Glauben verlieh. Es ist daher kein Zufall, daß die Hochflut der Hexenprozesse vor und während des Dreißigjährigen Krieges einsetzt und am schlimmsten in Franken und Schwaben wütet, wo Alt- und Neugläubige bunt durcheinander wohnen. Nach dem Siege der bayrischen Waffen werden am Main, an Donau und Neckar die Teufelszauberer und Hexen zu Tausenden verbrannt; in der kleinen Probstei Ellwangen bringen die Jesuiten in zwei Jahren dreihundert Ketzer als Hexenmeister auf den Scheiterhaufen.

Das Schamloseste, was sich die jesuitische Geschichtsklitterung später geleistet hat, ist die Behauptung, daß ausgerechnet sie zuerst dem Wahnwitz dieser Justizmorde Einhalt geboten hätten. Der von seinem Gewissen bedrückte Jesuit Friedrich von Spee ließ 1631 im protestantischen Holland seine „Cautio criminalis" gegen die Hexenprozesse als anonyme Schrift erscheinen, selbstverständlich ohne Erlaubnis und gegen den Willen des Ordens. Er hatte sich durch diesen Ungehorsam innerlich aus seiner Gemeinschaft ausgeschlos-

sen. Die Patres griffen, ohne den Verfasser zu ahnen, das schnell berühmt gewordene Buch aufs heftigste an. Erst lange nach dem Tode des heimlich rebellierenden Paters erfuhr die Welt, daß der Jesuit Spee für dieses Kuckucksei verantwortlich war.

Als aber die geistig befreite Welt endlich den Hexenspuk niedergerungen hatte, erklärten die Jesuiten, sie hätten durch Spee den teuflischen Wunderglauben zuerst entlarvt, um dem heiligen Gotteszauber die Bahn zu reinigen. Vorher hieß es bei ihnen in der Auseinandersetzung mit der Inquisition gerade umgekehrt: Wir dürfen keines der Geheimnisse der übernatürlichen Welt, auch nicht die Teufelszauberei, als Irrtum preisgeben. Nähme man dem Volk den Hexenglauben, so könne es leicht auch die himmlischen Mirakel in Zweifel ziehen. Mit andern Worten: Da sie noch immer auf einen neuen Religionskrieg hofften, wollten sie die Wundermittel, die sie bei der Soldatenwerbung anpreisen ließen, nicht als törichten Aberglauben erscheinen lassen. Denn sie übermittelten denen, die für den römischen Glauben in den Kampf ziehen wollten, „Waffensalben", die daheim auf den Herdkessel geschmiert, im Felde dem Krieger die Wunden heilen sollten. Auch Rosenkränze und Hutknöpfe, die stich- und kugelfest machen, verleihen sie ihren ausrückenden Beichtkindern.

Deshalb hielten sie also auch am Hexenwahn so lange fest, wie es irgend anging. Noch im Jahre 1749 schürt der Jesuit Georg Gaar in Würzburg der Nonne Maria Renata wegen Teufelshexerei den Scheiterhaufen und hält neben dem Feuerstoß eine Rede, in der er die Menge auffordert, gegen die Teufelsbündler Tag und Nacht auf der Hut zu sein. Nur vernunftlose Menschen könnten den bösen Blick der Höllenkinder ableugnen, das „Geschwader der zauberischen Geister" sei viel größer, als wir uns gewöhnlich einbildeten, nur Dumme und Gottlose würden das nicht begreifen.

*

Da die Jesuiten stets die Schwäche der Hilflosigkeit und die naive Einbildung ihrer Mitmenschen ausbeuten, so werden sie durch alle selbstbewußten Forschungsergebnisse der weltlichen Wissenschaftler zunächst einmal in Verlegenheit gebracht. Niemals lehnen sie eine Entdeckung, einen revolutionierenden Gedanken von vornherein ab. Es könnte ja sein, daß sich die Leistung des Gelehrten der römischen Kirche dienstbar machen ließe, daß er sich selbst der heiligen Autorität noch beugen lerne. So haben sie den Astronomen Galilei und Kepler gegenüber die Taktik der „freundschaftlichen Fehde" befolgt, bis der erste sich demütigte, der zweite zuletzt als hartnäckiger Ketzer samt allen seinen Berechnungen verfemt wurde. Von Leibniz, den sie gar zu gern gewonnen hätten, behaupteten sie fälschlich, er sei noch in seiner letzten Stunde in den Mutterschoß der Kirche zurückgekehrt. Die Patres selbst haben als wissenschaftliche Forscher keine einzige Errungenschaft von großer Tragweite aufzuweisen; dagegen waren sie stets bemüht, die fremde Geistesarbeit scholastisch zurechtzustutzen. Wo das durchaus nicht gelingen wollte, wie vor allem bei Kant, dem „protestantischen Erbfeind", da setzten sie dem modernistischen Irrtum die „Katholizität des Denkens" entgegen. Wenn Kant behaupte, daß der dingliche Besitz des Guten unmöglich sei, daß alles sittlich Gute dem Menschen nur als unendliche Aufgabe gegeben sei, so trage er „das alte Kainszeichen des Irrtums". Sie glauben, Kant abgefertigt zu haben, wenn sie ihn mit der Parole des römischen Moralheiligen Liguori berennen: „Wer auf Gottes Wegen fortschreiten will, der unterwerfe sich einem gelehrten Beichtvater und gehorche diesem wie Gott. Wer das tut, braucht Gott von seinen Handlungen keine Rechenschaft abzulegen."

Die bekannteste Gelehrtenleistung eines Jesuiten ist der Gregorianische Kalender, also bezeichnenderweise eine Angelegenheit der Organisation, nicht der Erforschung. Als der

Bamberger Mathematiker Pater Clavius den Papst Gregor XIII. wirklich davon überzeugt hatte, daß sein Kalender „immerwährend" sei, kam erst die Hauptaufgabe, nämlich diesen Kalender in der politisch und religiös zerstückelten Welt durchzusetzen, ein Werk, das die Patres mit Feuereifer aufgreifen. Die „spanischen Priester" ändern die Jahreszeiten, um die Welt umzustürzen! rufen die Protestanten. Und die Jesuiten überwinden den Widerstand weniger mit himmelskundlichen Beweisen als mit gewappneten Bütteln, die das Fleisch aus den Rauchkammern herausholen, weil jetzt nach dem neuen Kalender Ostern und nicht mehr Fastenzeit ist. Und als die Augsburger nach der alten Ordnung den Sonntag einläuten wollen, lassen sie einfach die Stränge der Kirchenglocken durchschneiden.

Als Erfinder dürfen sie die Laterna magica, das Sprachrohr und die Aufspürung des hypnotischen Phänomens für sich in Anspruch nehmen, Dinge also, die ausgezeichnet zu ihrer Wesensart passen. Mit Hilfe seiner Laterna magica zaubert der Pater Athanasius Kircher Geistererscheinungen auf die Wand, und die Leute glauben an ein Heiligenwunder, wenn plötzlich eine Engelsgestalt in dem Strahlenkegel sichtbar wird. Kircher hat sich auch mit Faszinierungsversuchen beschäftigt und gefunden, daß ein Huhn durch Kreidestriche gehemmt wird. Als man die Himmelfahrt veranschaulichen wollte, ergab sich, daß ein Ballon zur Höhe steigt, wenn man ihn erwärmt. Der moderne Jesuit Wasmann sucht in der Insektenwelt die „Schriftzüge des Himmels"; auch bilde der „Goldene Schnitt", die altbekannte mathematische Proportion, einen wichtigen, universalen Gottesbeweis in der Tier- und Pflanzenwelt. Die Erscheinungsform der sectio aurea bei den Käfern sei eine herrliche und allseitige Bestätigung der christlich-scholastischen Naturauffassung. Die „klangvolle Harmonie" in der Länge und Breite der Körperabschnitte deutet Wasmann als den

zeitlichen Widerhall der göttlichen Wahrheitsgesetze, die kein weltlicher Denker verfälschen könne.

*

In der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts nimmt die jesuitische Polemik in Deutschland hauptsächlich die Klassiker der Nation aufs Korn. Die deutsche Dichtung von Klopstock bis zum Tode Goethes ist Volksgut geworden. Die Meisterwerke der Epoche füllen die Bücherschränke des Bürgerhauses und bilden die Hauptlektüre in den höheren Schulen. Goethe und Schiller werden nicht nur als Dichterfürsten gefeiert, sondern ihre Phantasieschöpfungen durchdringen in einer Stärke und Allgemeinheit, wie man sie seit der Antike nicht mehr erlebt hat, das Volksbewußtsein. Und diese Klassiker, die jetzt mindestens ebenso häufig wie die Bibel zitiert werden, sind zum Leidwesen der Patres fast durchweg keine Katholiken! Nur ein paar Romantiker, die erst in zweiter Linie kommen, haben dem römischen Kultus ihren Tribut entrichtet. Und das schlimmste ist, daß sogar die frommen Katholiken Goethe im Munde führen und sich an Schillers Pathos begeistern.

Der Orden gibt daher den literaturkundigen Patres den Auftrag, die Klassiker durch hämische Angriffe auf ihre Lebensführung verächtlich zu machen. Eine gewisse Aussicht auf Erfolg verbürgt ihnen jene liberalistische Schwäche der Zeit, die zersetzende Ansichten, wenn sie geistreichelnd die öffentliche Norm verletzen, immer höchst interessant findet. So erobern sich auch die Bosheiten, die durch die Ergänzungshefte der „Stimmen aus Maria-Laach" ins Publikum gestreut werden, weiteste Beachtung. Wo diese „originellen" Kritiken herstammen, ahnen die wenigsten, die diese pikanten Literaturschwätzereien von einer Stelle zur anderen weitertragen. Man höre etwa, wie der Pater Baumgartner Schillers heroisches Leben für den literarischen Teeklatsch auftischt:

„An wen immer die Laura-Oden gerichtet sein mögen, ob an die verwitwete Hauptmännin Vischer, bei der Schiller wohnte, oder an eine andere ähnliche Muse: eine derartige Poesie setzt im Zusammenhang mit anderen Umständen ein ziemlich wildes und wüstes Leben voraus. In Mannheim geriet Schiller in das sittenlose Treiben der dortigen Schauspieler, so daß ihm später die Schauspielererlebnisse in Goethes „Wilhelm Meister" nichts Neues, sondern vielmehr Selbsterlebtes zu bieten schienen. Daneben verliebte er sich in Margarethe, die Tochter des Buchhändlers Schwan, und ließ sich mit der verheirateten Charlotte von Kalb in ein so leidenschaftliches Verhältnis ein, daß er sie schließlich sogar zur Ehescheidung drängte. In Bauerbach huldigte er mit törichter Liebe einer anderen Charlotte, der Tochter seines Wohltäters von Wolzogen, in Dresden fesselte ihn ein Fräulein von Arnim. In Weimar knüpfte er das Verhältnis mit Frau von Kalb öffentlich wieder an, während er gleichzeitig daran dachte, sich mit einer Tochter Wielands zu verehelichen, und die Doppelliebe zu den Geschwistern Lengefeld war nicht frei von Verfänglichkeit, bis er endlich „Lotte" zur Frau erkor. Das waren für zehn Jahre gewiß genug Abenteuer. Eines dieser Verhältnisse hat Schiller später selbst eine „miserable Leidenschaft" genannt und damit den Charakter seines Jugendlebens als eine Kette von Verirrungen gezeichnet. Auf die Jugendtiraden in seinen ersten Dramen ist nicht viel zu geben, da er schon als Karlsschüler die Mätresse des Herzogs, Franziska von Hohenheim, wiederholt in der überschwenglichsten Weise als ‚Ideal der Tugend' gepriesen hat, und die jungen Leute wußten, was diese Franziska war. Während der junge Goethe mehr weich und weibisch war, zeigt sich der junge Schiller wilder, leidenschaftlicher und stürmischer. Immerhin vergeudete er nicht soviel Zeit in unendlichen sentimentalen Weiberkorrespondenzen, warf sein Sinnen

und Streben nie so rückhaltlos an Mädchen und Frauen weg, wie der Hätschelhans der Frau Aja ..."

Über den „Alten von Weimar" veröffentlichten die Jesuiten Pamphlete, die ihn nicht nur als Lustgreis verhöhnen, sondern auch als Dichter und Denker entthronen sollten. Die Patres Baumgartner und Stockmann bieten ihr ganzes Gallengift auf, um zu beweisen, daß Goethe ein Scharlatan der kleinlichen Eitelkeit, ein theatralischer Abenteurer gewesen sei. „Seine Ideen und Ideale gehen nur selten über die Vorstellungen des allergewöhnlichsten Publikums hinaus." Als der Schreibling seine Kritikastereien dem Zensor der „deutschen" Ordensprovinz im holländischen Blyenbeck zur Genehmigung vorlegt, findet man das Werk nicht aufreizend genug, und der Pater muß seine Pfeile in schärferes Gift tauchen. So sind denn schließlich folgende Gemeinheiten zustande gekommen: „Der Freund Zelter berichtet dem kranken Goethe von den verwünschten Theaterballetten und dem ‚kleinen Opernzeug', von seiner ersten Sängerin, dem ‚angenehmen Mädchen mit schönster Stimme, unverwüstlicher Lust, Folgsamkeit und Keckheit', von zwei Wiener Tänzerinnen, ausgezeichnet ‚durch Wohlgestalt, Leichtigkeit und Anmut in den wunderlichsten Sprüngen und Stellungen' usw. im lüsternsten, leichtfertigsten Stile. An solchen Nachrichten tröstete sich der greise Dichter über den Verlust seines einzigen Sohnes. Denn Zelter war sein intimster Vertrauter und wußte, womit er aufzuheitern war ..."

„Es ist charakteristisch für Goethe", heißt es an anderer Stelle, „daß er bei Shakespeares ‚König Johann' sich nicht für dessen große politische und kirchenpolitische Probleme interessierte, nicht für die leidenschaftlich gewaltigen Männerrollen, sondern vorwiegend für die zwei rührenden Szenen des Prinzen Arthur, den ein Mädchen in Knabenkleidern spielte — Christiane Neumann. Auf sie kam ihm in dem Stück alles an. Als sie mit der glühenden Zange geblendet

werden sollte, zeigte sie Goethe nicht genug Angst. Da nahm der Direktor Goethe selber die Zange, stürzte auf Christiane los und machte dabei so schreckliche Augen, daß diese in Ohnmacht fiel. Nun erschrak Goethe selbst, kniete bei ihr nieder, und als sie wieder zu sich kam, gab es einen Kuß. Das ist die Hauptszene aus Goethes fast vierzigjähriger Theaterdirektion. Sie beweist schlagend den Gegensatz zwischen dem männlich-universellen, echten Dramatiker Shakespeare und dem lyrischen Mädchenverehrer Wolfgang Goethe, den dieser Kuß mehr interessierte als König Johann und alle übrigen Könige von England, Irland und Schottland zusammen."

Und dann zischt der Haß in dicken Strahlen nach dem Bilde des Olympiers: „Seine wankelmütige Weiberliebe, sein schnödes Verfahren gegen die Frau von Stein, sein Konkubinat mit Christine Vulpius, sein Fiasko in der Politik, seine ans Kindische grenzenden Dilettanterien in wissenschaftlichen Dingen, seine gröbsten Lästerungen gegen Christus und das Christentum, sein widerlich zutage tretender Egoismus, der Schwindel mit dem Bergwerk in Ilmenau, die charakterlose Haltung bei den verschiedenen Wandlungen der deutschen Politik, die schmachvolle Verehrung Napoleons, die vaterlandslose Gleichgültigkeit für den deutschen Freiheitskampf, die vornehme Verachtung aller volkstümlichen demokratischen Neigungen, die steifste und lächerlichste Pedanterie im Leben wie die ungebundenste Leichtfertigkeit in der Poesie — alles, alles ward ihm vergeben, weil die öffentliche Meinung Deutschlands sich in seinem Dichterruhm geschmeichelt fühlte ... Von Fürstinnen, Gräfinnen und Baroninnen ward der einstige Marktschreier aus Plundersweiler jetzt um Stammbuchverse gebeten. So hat Goethe seine eigene Jugend- und Blütezeit zum guten Schluß selbst auf den Entenpfuhl gesetzt. Es war alles Gewackel und Geschnatter ..."

Der geifernde Pater gebärdet sich hier plötzlich in jesuitischer Wendigkeit nationaldeutsch und demokratisch. Und um die deutschen Dichter insgesamt abzutun, erklärt jetzt der Orden, dessen prunkende Dekorationskünste einst Europa faszinierten, Christus habe seine Kirche nicht auf Schöngeister gegründet, sondern „auf Petrus, den ungebildeten Fischer aus Galiläa". Das Lob Shakespeares, das mit so trivialer Albernheit gegen Goethe ausgespielt wird, beruht nach dem Geständnis dieser Literarhistoriker darauf, daß der Vater des britischen Dramatikers ein guter Katholik gewesen sei. Auch ein katholischer Dichter kann sich den Zorn der Patres zuziehen, wenn er sich in seiner religiösen Lyrik nicht nach den Vorschriften der Kirche Zügel anlegt. Das hat der zarte, gläubige Paul Verlaine erfahren, dem der bissige Pater Stockmann zur Beschimpfung nachruft: „Als man ihm während seiner Festungshaft die Schnapsflasche wegnahm, erwachten auf kurze Zeit die religiösen Gefühle und Erinnerungen seiner Kindheit. Bald darauf fiel er ins Lasterleben zurück und überbot an schmutzigster Lyrik seine früheren Pornographien."

*

Viel Kopfzerbrechen machte den Jesuiten seit je die Freimaurerei, deren Weltanschauung der des Loyola-Ordens aufs schärfste entgegengesetzt schien. Die Logenbrüder, deren mystischer Freundschaftskult den alten Bauhütten entstammt, lehnten ja die Offenbarungsdogmen aller Kirchen ab; sie bekannten sich zu der Vernunftreligion der Toleranz und Humanität. Aber die Freimaurer bedienten sich ähnlicher internationaler Arbeitsmethoden wie die Jesuiten; die Stuhlmeister der Logen haben offensichtlich von dem geistlichen Orden gelernt, wie man verborgene Beziehungen zu überstaatlichen Machtzwecken ausbeutet. Die Patres sahen in den Freimaurerbünden weniger die Brutstätten des Un-

glaubens als das gefährliche Gegenunternehmen, das ebenfalls maßgebenden Einfluß auf die Lenkung der Völkergeschicke erstrebte. Da diese „weltlichen fratres" an ihrem „Tempel der Menschheit" nur unter Ausschluß der Öffentlichkeit „mauerten", konnte man ihnen durch laute Gegenagitation auch nur wenig anhaben. Man mußte also trachten, sie von innen her zu zersetzen, sich in ihre Reihen einzuschmuggeln, ihre Pläne auszukundschaften und Streitverwirrung zu stiften.

In der Aufklärungszeit tritt das religiös-konfessionelle Moment in dem stillen, zähen Kampf der Jesuiten und Freimaurer fast ganz in den Hintergrund. Reaktionäre Kräfte ringen mit fortschrittlichen um die Macht in Staat und Gesellschaft. Die führenden Minister der katholischen Monarchien sind fast sämtlich Logenbrüder; Pombal, Aranda, Choiseul und Kaunitz gehören dazu; sie alle wollen die klerikale Aristokratie in Europa durch eine freigeistige ersetzen, ohne deshalb in kirchlicher oder sozialer Hinsicht revolutionär zu sein. Die Jesuiten, jetzt die politisch Schwächeren, müssen sich wieder einmal maskieren, als die „Brüderlichkeit" des Logenprinzips den ideellen Sieg in Taten umsetzt. Die Auflösung des Jesuitenordens ist ein solcher Realerfolg gewesen, aber nun dringen kirchlich beschäftigungslose Patres unter allerlei bürgerlichen Verkleidungen in die Logenbünde ein, wo der Überschwang der Französischen Revolution bald alles durcheinandergeschüttelt hat. Die Einrichtung der „höheren Grade" in der Maurerei erleichtert solche Umtriebe, das Ritual der Hochgrade ist von vielen Geheimnissen umwoben und ermöglicht die verschiedensten Schwindelmanöver. Findel, der offizielle Geschichtsschreiber der Freimaurer, stellt in seinen modernen Untersuchungen fest, wie die Patres auf der ganzen Welt sich maurerische Hochgrade anmaßten, um das Logenwesen in Unordnung zu bringen.

In Bayern hatten Jesuitengegner den weltlichen Illumi-

natenorden gegründet, der die jesuitische Organisationsform bewußt auf die Fortschrittspropaganda übertrug. Der Stifter, ein Professor in Ingolstadt, erklärte, es sei das Ziel seines Bundes, die Mittel, die der Jesuitenorden zu bösen Zwecken anwendet, in den Dienst des Guten zu stellen. Die Illuminaten konnten eine Zeitlang in Süddeutschland ihr seltsames Wesen treiben; sie hatten eine Gesinnungsbeichte und einen unbedingten Gehorsam gegenüber der Stimme der erhabenen Vernunft, dargestellt durch den Willen der Führer, in ihre Satzungen aufgenommen. Aber den Jesuiten gelang es bald, ihre Spitzel in die feindliche Gesellschaft einzuschmuggeln; sie gaben dem Kurfürsten übertreibende Berichte von den phantastischen Bräuchen und Absichten, die dort herrschen sollten, und schließlich wurde die Illuminatenbewegung staatlich unterdrückt.

Als Papst Pius VII. den Jesuitenorden wiederherstellte, erließ er auch eine Bulle gegen „die höllischen Zusammenkünfte" der Freimaurer, und der neunte Pius nannte sie mit Anspielung auf die vielen Juden, die nach ihrer Emanzipation die Logen bevölkerten, eine „Synagoge des Satans". In diesem Stile ging der Kampf zwischen dem jesuitisch inspirierten Papsttum und dem liberalen Weltbund der Maurer noch eine geraume Zeit weiter. Dann bahnte sich nach dem Weltkriege zunächst eine vertrauliche, später auch eine öffentliche Verständigung zwischen den beiden Lagern an, die nur oberflächliche Betrachter überraschen konnte. Jesuiten und Freimaurer hatten einen gemeinsamen Todfeind, den Nationalismus, der in den heruntergewirtschafteten Staaten zum Handeln erwachte. Die römische Kirche fürchtete den überalterten und stumpf gewordenen Liberalismus nicht mehr. So setzten sich denn Jesuiten und Delegierte der Weltlogen an den Verhandlungstisch, und zwar bezeichnenderweise im besetzten Rheinland. Dort kam man 1928 überein, sich in Zukunft mit „Sachlichkeit" behandeln und gegen

„Verleumdungen“ dritter Gruppen schützen zu wollen. Seither sind die jesuitischen Organe beflissen, „kindische und irrige Vorstellungen über die Freimaurerei“ mit Entschiedenheit zurückzuweisen. So suchen also zwei gegensätzliche internationale Welten einander Krücken zu leihen, weil sie die Fußtritte der von ihnen betrogenen Nationen fürchten.

*

Ist der Jesuitenorden ähnlich wie das Freimaurertum oder in noch strengerem Sinne als Geheimbund zu betrachten? Gibt es innerhalb der allgemeinen Organisation der Gesellschaft noch einen engeren Orden, der auf geheimen Statuten beruht? Über diese Frage ist seit Jahrhunderten heftig gestritten worden. Schon im Jahre 1612 veröffentlichte ein ausgeschiedener Jesuit die „Monita privata“, die Geheimvorschriften des Ordens, denen zufolge auserlesene Obere der Gesellschaft einen besonderen Ring bilden und befugt sind, ohne sichtbare Verantwortung Handlungen vornehmen zu lassen, die das Licht der Öffentlichkeit zu scheuen haben. Ob diese Monita dem Wortlaut nach echt sind, gilt nicht als sicher; dem Geiste und der Praxis nach hat es etwas Ähnliches, wenigstens früher, ohne Zweifel gegeben. So beklagt sich der spanische Bischof Don Palatox in einem Schreiben an den Papst Innozenz X.: „Welcher andere Orden hat Satzungen, die er nicht sehen läßt, Privilegien, die er verborgen hält, heimliche Regeln und alles, was die Einrichtung des Ordens betrifft, hinter einem Vorhang versteckt? Unter den Jesuiten gibt es sogar Professen, welche die Satzungen, Privilegien und selbst die Regeln der Gesellschaft nicht wissen, obwohl sie sich verbinden, um diese zu beobachten. Mithin werden sie von ihren Oberen nicht nach den Regeln der Kirche, sondern nach gewissen verborgenen und den Oberen allein bekannten Satzungen und vermöge

gewisser verborgener, schädlicher Angebereien regiert." Und diese Vorwürfe sind die schwersten, die man einem Bunde machen kann.

Wer überhaupt dem Orden angehört, wer das Jesuitentum nach außen hin repräsentieren darf, ist bei den unteren Stufen der Mitgliedschaft immer ungewiß. Nach der Novizenzeit erhält man als „Scholastiker" eine im Durchschnitt sechsjährige gelehrte Ausbildung, dann erst beginnen die eigentlichen Laufbahnen. Man wird weltlicher oder geistlicher Koadjutor, je nachdem, ob man die höheren Priesterweihen empfangen hat oder nicht. Den Kern des Ordens bilden die „Professen", die zu dem besonderen Gehorsamsgelübde der Gesellschaft Jesu zugelassen sind; diese Professen verkörpern den eigentlichen Machtgedanken, obwohl sie scheinbar das entsagungsvollste Leben führen. Aus ihrem Kreise werden die Oberen erlesen, vom Pater Superior bis zum General. Wer bei den Oberen Anstoß erregt, kann ohne Rechtsverfahren ausgeschlossen werden. Hat sich jemand auf höheren Befehl unmöglich gemacht, oder ist seine Mitgliedschaft durch die Art der ihm zugewiesenen Aufgabe zeitweilig nicht tragbar, so trennt sich die Gemeinschaft von ihm, um ihn später doch wieder einzureihen oder zu versorgen. Daher wagten die Jesuiten so oft die kühne Behauptung, diese und jene anrüchig gewordene Persönlichkeit hätte mit ihnen nichts zu schaffen.

Immer gab es unendlich viele „unbewußte Jesuiten"; das waren die Weltleute, die im Schulunterricht und im Beichtstuhl für die Marianischen Kongregationen des Ordens gewonnen waren. Scheinbar gehörten sie nur zu einer kirchlichen Jugendvereinigung, waren aber meist schon von Kindesbeinen an dazu gedrillt worden, allen Einflüsterungen der Patres wie einer selbstverständlichen Glaubenspflicht zu folgen. Triumphierend schildert der Jesuit Löffler die ungeheure Verzweigung dieser Abhängigkeiten: „Wie aus dem

Binsenkörbchen der kleine Moses sich zum Volke Gottes auswuchs, so zog die muntere Knabenschar aus dem römischen Schulzimmer in tausend Kollegien, Universitäten, Ministerien, Gerichtshöfe, Armeen, Hütten und Paläste, auf die Throne der Welt und die Apostelstühle der Kirche. Gott hatte wieder das Schwache zum Anstoß für große Wandlungen im Leben der Menschheit gewählt, Kinder mußten oft schon die Impulse zu Gewaltigem geben. Aus dem römischien Tiefborn war ein neuer Strom des Lebens entsprungen, der sich in raschestem Laufe über alle Länder ergoß, nachdem er mit seinen ersten silbernen Tropfen einige zarte Halme erquickt hatte."

Das entscheidende Kennzeichen für die Zugehörigkeit zum Jesuitenbunde ist freilich erst die Verpflichtung zum unbedingten Gehorsam. Besaß der Orden „Affiliierte", die, ohne sich als Jesuiten auszugeben, doch der Gesellschaft fest verbunden waren? Für die älteste Zeit wird dies System der „geheimen Jesuiten" sogar vom Orden selbst zugegeben. Franz von Borgia regierte noch jahrelang in seinem Herzogtum Gandia, nachdem er das jesuitische Profeßgelübde abgelegt hatte. Von manchen anderen mächtigen und einflußreichen Männern der weltlichen Stände hat man nie offen oder nur ganz zufällig erfahren, daß sie Jesuiten gewesen sind. Später wurde der Orden mit der Affiliierung überaus vorsichtig, denn die Staatsgesetze verboten überall aufs strengste die unterirdische, verschwörungsähnliche Betätigung von unbekannten Funktionären.

Stellt man zusammenfassend die Frage, ob die Gesellschaft Jesu eine unkontrollierbare, weder der Kirche noch dem Staate Rechenschaft leistende Geheimorganisation war, so wird man das der Sache nach bejahen dürfen. Ein Geheimbund kann sich ja niemals lange vor Entdeckung und Verbot schützen, wenn er nicht eine sichtbare und erlaubte Einrichtung als Fassade herausstellen kann. Der Jesuitenorden

mußte sich also offiziell der Formen bedienen, die der Papstkirche und den katholischen Staaten einleuchteten und die nur bei gelegentlichen Auswüchsen dort Mißfallen erregten. Es wäre viel zu wenig, wenn man die Societas Jesu nur den erfolgreichsten und modernsten Mönchsorden nennen wollte. Er war mehr, obwohl er nicht, wie sein Selbstlob behauptet, „große Wandlungen im Leben der Menschheit" hervorgerufen hat. Wäre ihm das geglückt, so hätte er immerhin als der zwingende Ausdruck eines bestimmten Zeitalters eine gewisse historische Rechtfertigung. Aber er wollte nicht Epoche bleiben, sondern aus dem mittelalterlichen Glaubensdogma Ewigkeitsrechte für seine Herrschaft auf Erden herleiten. Er entwickelte sich zu einer Art von „zweitem Papsttum", aber ohne dessen hierarchische Würde und Tradition zu haben.

Ein Bund aus herrschsüchtigen Eiferern benutzt und mißbraucht die noch von fern her nachwirkenden altreligiösen Vorstellungen, um in den gewaltig anschwellenden Erneuerungskrisen der Welt alles Werdende an sich zu reißen und im dunkeln auszubeuten. Auch die großen, künstlich hervorgepreßten Leistungen des Ordens sind nur ein phantastischer Maskenzug des Geistes, ein frömmlerischer Vorwand für die Abenteuer der Machtsucht. Aber die Völker haben dieses tausendfältig getarnte vierhundertjährige Treiben in vielen schweren Drangsalen des Blutes und des Geistes abgewehrt.

Es ist charakteristisch für das Wesen der Jesuiten, daß ihr Orden niemals eine ihren Bund sichtbar uniformierende Tracht getragen hat. Sie wollten in den wechselvollen Strömungen ihrer weltlichen Machtgelüste nicht als Kompanie, als fest zusammengeschlossene Truppe, von vornherein erkennbar sein; sie wollten getrennt marschieren und vereint zersetzen. Ihre Erfolge wie ihre Niederlagen erklären sich aus dem beispiellosen, jedem ihrer Glieder eingepflanzten Fanatismus, der alle Dinge der Welt ohne

Rücksicht auf ihren natürlichen Sinn der Herrschidee des Ordens untertänig machen sollte.

Der jesuitische Leitgedanke ist seiner tiefsten Natur nach nicht religiös, sondern durch und durch politisch. Aber es ist eine Politik, die immer und überall zum Unglück der davon betroffenen Menschen und Völker ausschlagen mußte. Denn ihr klerikales Ziel konnte niemals den durch Blut, Boden und Zeit gegebenen Aufgaben der Nationen entsprechen. Der Orden wollte sich eigenwillig über die organischen Bindungen und Lösungen hinwegsetzen, die der sich langsam vom Mittelalter befreienden Menschheit aufgetragen waren. Dazu mißbrauchte er den Namen Gottes und die christliche Kultur. Dadurch hat er die geistige und moralische Kraft des Christentums in schlimmeren Mißkredit gebracht, als es jemals weltanschauliche Gegner der christlichen Religion getan haben.

Der zweite Ordensgeneral, Loyolas Nachfolger Diego Lainez, schrieb einmal bei seinen Auseinandersetzungen mit der Fürstengewalt: „Wir werden die wahren Könige über den Königen der Staaten sein." Es ist gewiß kein Zufall, daß dieser Lainez, der die ruhelos schweifende Internationalisierung der Ordensherrschaft am schärfsten und emsigsten betrieb, ein Jude war. Zuweilen ließen die Jesuiten, wie auch in dieser Äußerung, die Maske fallen. Dann konnte man blitzartig erkennen, wer sie waren, und was sie eigentlich trieben: Sie sind ebenso die Feinde derer, die Gott auf neuen Wegen deutscher Seele suchen, wie die Nachtgespenster der Herzen, die nach Jesu Christo verlangen.

Überall, wo eine Priesterherrschaft ins Wanken gerät, suchen die geistlichen Hirten ihren Herdenbesitz nach jesuitischen Methoden zu retten. Denn diese geistlich-weltliche Praxis erweist sich auch als das bewährte Abwehrmittel gegen die religiöse Revolution. Im Kampf gegen den deutschbewußten Glaubensrebellen Luther ist der Jesuitenorden

groß geworden. Als dann das erstarrte protestantische Kirchentum die Weiterführung der protestantischen Charakterrevolution verbieten und verhindern wollte, ließ sich leider auch die evangelische Kirche bisweilen auf priesterliche Wege drängen, die in der jesuitischen Gegenrevolution vorgezeichnet waren. Dieser wahrhaft tragische Vorgang ist früher wenig beachtet und erörtert worden, weil in den Vordergründen evangelischen Religionslebens im 19. Jahrhundert der Gegensatz zur römischen Kirche sich eher verschärfte als abschwächte.

Erst Alfred Rosenberg hat in den letzten zehn Jahren durch seine umfassende Kritik an der jüdisch-christlich-katholischen Kultgeschichte die Gefahren jesuitischer Geisteshaltung in neuer Betrachtung erstehen lassen. Diese Gefahren hat er zu der neuen Wirklichkeit deutscher Nation in klare Beziehungen gerückt. Als das deutsche Volk seit 1933 auch sein religiöses Dasein reformieren wollte, wurde diese religiöse Revolution von der kirchlichen Orthodoxie unterbunden. Und Rosenberg sah sich 1937 zu der Bemerkung veranlaßt: „Hier erhebt sich dann für ganz Deutschland die Frage: Bedeutet Martin Luther für die maßgebende Führung des Protestantismus noch eine Kraft oder ist Ignatius von Loyola geistiges Oberhaupt der ‚bekennenden Kirche' geworden?"

Solche Entwicklungen müßte jeder beklagen, der in religiösen Dingen kein Römling ist. Rosenberg hat dazu in seiner Schrift „Protestantische Rompilger" folgendes zu sagen: „So wie einst Metternich nach 1814 über das junge Nationalgefühl siegte, da dieses noch zu viele Bedingtheiten anerkennen mußte, so zwangen die kirchlichen Metterniche unserer Zeit dieses Aufbrausen in den evangelischen Volkskreisen wieder in den Raum des religiösen alttestamentlichen Dynastizismus. Und aus dieser Haltung ergab sich die ungeheuerliche Tatsache, daß die Linie der einst deutsch begonnenen Reformation Martin Luthers in krausen Formen,

aber in ihrer Richtung doch eindeutig sich der Peterskirche in Rom näherte. Das Gesetz, die Offenbarung, die Kirche, das Credo stehen heute dogmatisch wieder über allen Lebensnotwendigkeiten des nach innerer und äußerer Freiheit ringenden deutschen Volkes. Damit haben die Dunkelmänner im Dienste des römischen Prinzips neue Bundesgenossen gefunden, und — die Reformation und Revolution Martin Luthers wird nunmehr fortschreitend von seinen heute maßgebenden beamteten Nachfolgern jenen geistig und damit machtpolitisch wieder ausgeliefert, gegen die er ein großes heldisches Leben gesetzt hatte."

Dagegen werden nun wieder die Theologen ihre dogmatischen Streitäxte schwingen. Daß aber Rosenberg hier einen kranken Nerv im deutschen Kulturleben bloßgelegt hat, ist sachlich nicht zu bestreiten. Wer sich nicht von allen „Dunkelmännern im Dienste des römischen Prinzips" entschieden abkehren will, muß zu ihnen gerechnet werden. Die „Weltgeschichte eines falschen Priestertums" ist leider noch keine Sache der Vergangenheit. Aber die Völker erkennen falsches Priestertum immer deutlicher.

Inhalt

Ein Reich? Ein Volk? Ein Führer?

VON STEVO KLUIĆ

Das Buch eines Ausländers über das neue Deutschland, der zum erstenmal fern von aller einseitigen Kritik, aber ebenso fern von jeder Konjunkturhaltung den Nationalsozialismus mit seinen Menschen und Anschauungen unvoreingenommen erlebt hat.

Ein Jugoslawe nimmt Stellung zu den uns bewegenden Problemen, oft überraschend durch das unbestechliche Urteil, durch die originale Weiterführung der Ideen und die ungewohnte Kennzeichnung verborgener Seiten unseres Wesens.

So ist das Buch nicht nur Feststellung von Tatsachen, sondern zugleich und wesentlich auch eigenwillige geistige Durchdringung des Nationalsozialismus, die nicht tadelt oder lobt, sondern sich mit den Gegebenheiten souverän auseinandersetzt.

Ganzleinenband RM 4.80

Brunnen-Verlag / Willi Bischoff / Berlin SW 68

Rebellen unterm Kreuz

Ein Tatsachenbericht
über die große chinesische Revolution 1849–1864

VON LUCY CORNELSSEN

Ein spannender Tatsachenbericht über die Taiping-Rebellion, die das Erwachen Chinas einleitete. In China dauert eine Revolution 100 Jahre sagte einmal ein genauer Kenner des Fernen Ostens. Das trifft gerade für die Taiping-Rebellion zu, deren letzte Auswirkungen wir heute miterleben. Der Chinese Hung, Phantast und Übermensch, und der Engländer Gordon waren die Gegenspieler in diesem 10 Jahre dauernden Kampf, der 20 Millionen Menschen das Leben kostete. Das Buch läßt eine ganze bunte Welt vor uns erstehen, mit ihren Kampfmethoden, ihrer Lebensweise und ihren fremdartigen Charakteren.

Ganzleinenband RM. 4.80

Brunnen-Verlag / Willi Bischoff / Berlin SW 68



